


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



Die
Weissagung von Lehnin.

Eine Monographie

von

Dr. G. E. Guhrauer,
Professor an der Universität zu Breslau.

Breslau,
Verlag von Paul Theodor Scholz.
1850.

Joannis Gersonis, Cancellarii Parisiensis, Dissertatio de probatione Spirituum deque visionibus ac revelationibus novis caute dijudicandis. In Constantiensi Concilio A. 1415 die Augustini edita. (Herm. von der Hardt, Rerum Concil. Occum. Constant. T. III., part XII., pag. 35.)

— Porro dici non potest, quantum haec curiositas cognoscendi futura et occulta, et miracula videndi vel faciendi, fefellerit plurimos et a vera Religione frequenter averterit. Hinc superstitiones in populis, quae Religionem inficiunt Christianam. Dum, sicut olim Judaei, sola signa quaerunt... Dum insuper hominibus necdum canonicatis, scriptis quoque non autenticis, plus, quam scriptis in Evangelio praestant fidem.

1.

Einleitung.

So vielfach auch die Lehninsche Weissagung für und wider besprochen worden und fast zum Gegenstande einer eigenen Literatur angewachsen ist, so wenig konnte man doch von den bisherigen Leistungen, bei allen Verdiensten im Einzelnen, aussagen, daß die Kritik durch sie im Wesentlichen zum Abschluß gelangt, das Gewisse von dem Problematischen durchweg gesondert und schließlich die geschichtliche Bedeutung jener merkwürdigen Schrift festgestellt wäre. Wenn man nun die Namen von Gelehrten, welche sich mit dieser Untersuchung befaßten, einem Wilken, V. H. Schmidt, Gieseler, Giesebrecht u. A. in's Auge faßt, deren Gelehrsamkeit und Scharfsinn dieser Aufgabe in jeder Hinsicht gewachsen war, so kann wohl nur der von ihnen eingeschlagene Weg und zunächst ihr Ausgangspunkt an der Erreichung ihres Zieles hinderlich gewesen sein. Alle diese Männer machten es sich nemlich streng genommen weniger zur Aufgabe, die Echtheit des Vaticinium Lehninense nach den Regeln der Wissenschaft und Kritik zu untersuchen, als daß sie, nach ihren subjektiven, von confessionellen oder patriotischen oder beiderlei Interessen zugleich bestimmten Standpunkte von der Unechtheit desselben ausgingen und von ihren Lesern die gleiche Ueberzeugung postulirten, also eben dasjenige voraussetzten, was aus objektiven Gründen erst bewiesen werden sollte. Sie erhoben sich insofern wenig oder gar nicht über den Standpunkt der gläubigen Vertheidiger der Echtheit des Vaticinium, welche ihr subjektives und Parthei-Inter-

esse dabei laut bekennen. Den letzteren, welche, wie überall, wo volksthümliche und religiöse Sympathien den Ausschlag geben, die größte Mehrheit ausmachen, muthete man von vornherein zu, ihren Sympathien Gewalt anzuthun, statt an ihren Glauben, an ihre Ueberzeugung anzuknüpfen, und sie ohne persönliche Polemik von Argument zu Argument einer freien Ueberzeugung zuzuführen. Man hielt ihnen die Unechtheit als eine Sache, die sich von selbst verstünde, entgegen, welche ernsthaft zu untersuchen kaum der Mühe verlohnte; man schalt die Gesinnung, statt sich einfach an die Sache zu halten. Dadurch ist der Streit mit einer Reizbarkeit und Bitterkeit geführt worden, welche der Sache nirgends förderlich wurde. Ich will hier einen versöhnlichen, d. h. den wahrhaft wissenschaftlichen und objektiven Weg einzuschlagen versuchen. In der That können wir auch nach der andern Seite hin mit Grund behaupten, daß jene Sympathien, so weit sie in einer sich selbst verstehenden Religiösität und Kirchlichkeit wurzeln und die Berechtigung großer weltgeschichtlicher Prinzipien in sich tragen, von der Echtheit eines einzelnen Dokuments, wie die vorliegende Weissagung, völlig unabhängig dastehen und daß es das Prinzip nur stärken heißt, wenn der einzelne Fall nicht ohne die strengste Prüfung zugelassen wird. So hat die katholische Kirche die Zahl der Heiligen, Propheten und Wunderthäter nie ohne strenge, sorgfältige Prüfung der Zeugen und Untersuchung der Thatsachen vermehrt, und in diesem Falle handelt es sich noch lange um keinen Heiligen.

Ich bekenne gern, daß ich mir bei dieser Schrift besonders solche Leser zum Augenmerk setzte, welche, wie der gelehrte Verfasser der Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter [1]) zwar den Verfasser der Lehninschen Weissagung, für einen „von Gott erleuchteten Mann halten," aber doch so viel zugeben, „daß der Streit über die Echtheit seiner Weissagung noch keinesweges zum befriedigenden Abschlusse geführt worden sei." Hienach bleibt die Echtheit doch noch eine Frage, deren Beantwortung von der unbefangenen Kritik und der Wissenschaft allein zu erwarten sein wird. Wer den Weg der Wissenschaft und Kritik verschmäht oder ihn zu betreten unfähig ist, auf den ist freilich durch Argumente nicht zu wirken. Wir wollen indeß selbst diesen Kreis nicht ohne Weiteres

verurtheilen oder belächeln, um so weniger, je ausgebreiteter er ist. Nur derjenige verscherzt unsere Achtung, welcher aus unlautern Motiven oder gar zu verbrecherischen Zwecken die Sympathien und den Glauben im Volke mißbraucht: das Volk aber kann ohne Weissagungen so wenig leben als ohne Sagen; beide stammen aus derselben Wurzel seines Gemüths, seines Glaubens, will man, seiner Poesie. Der großen Kette von Sagen im Volke, welche nach einer dunklen Vergangenheit zurückweisen, entspricht vielleicht eine eben so große und continuirliche Kette von Weissagungen, durch welche das Volk sich seine Hoffnungen, Ahnungen und Wünsche objektivirt, und welche bald, und größtentheils, an die apokalyptischen Bücher der heiligen Schrift, bald an jüngere theils echte, theils untergeschobene Gesichte und Prophezeiungen sich knüpfen, und durch das religiöse Bekenntniß, durch Nationalität, ja durch Lokalität mannigfache Gestalt und Färbung annehmen. Wenn nun in unsern Tagen überall die Sagen im Munde des Volkes als Trümmer und Bruchstücke untergegangener Schöpfungen von Religion und Poesie gesammelt und aufbewahrt werden, warum sollten nicht die unzähligen, den verschiedenen Zeitaltern eigenthümlichen Weissagungen als dankbarer Stoff für die Wissenschaft herangezogen, und mit Schonung und Liebe behandelt werden? In dieser Rücksicht dürften auch diejenigen mir die Ausführlichkeit und den Ernst meiner Betrachtungen zugestehen, welche mir an und für sich den Beweis für die Unechtheit der Lehninschen Weissagung schenken möchten und höchstens für die Ermittelung des Verfassers, für welchen schon so viele Hypothesen aufgestellt sind, Raum lassen. Doch in diesem Stücke werden sie bei mir ihre Rechnung um so weniger finden, als ihnen das übrige zu viel zu bieten schiene. Ich weise all und jeden Versuch, den eigentlichen Verfasser des Vaticinium herauszubringen, welcher mehr als eine bloße Hypothese sein will, zurück; gewinne aber dadurch vielleicht eine breitere Basis der Untersuchung als meine Vorgänger, welche schon in dem allgemeinen Theil ihrer Erörterungen eine bestimmte Persönlichkeit im Auge hatten, was nothwendig den Gesichtspunkt beschränkte und selbst vor einer Petitio principii nicht immer schützte. Es handelt sich auf dem wissenschaftlichen geschichtlichen Standpunkte zuletzt nicht sowohl darum, das Vaticinium Lehninense, entschieden das merkwürdigste und bedeutendste aller

modernen prophetischen Apokrypha, ein für allemal zu beseitigen, als vielmehr ihm seine Stelle in der Geschichte des preußischen Hauses und Staates und der Kultur des gegenwärtigen Jahrhunderts endlich anzuweisen.

2.

Das erste Auftauchen der Lehninschen Weissagung. Der Geist des damaligen Zeitalters.

Wie sehr auch die Ansichten über die Echtheit der Weissagung von Lehnin einander gegenüberstehen, die Thatsache hat noch bisher keinen Widerspruch gefunden, daß sie, von allem Uebrigen abgesehen, nicht vor dem Ende des 17. Jahrhundert zuerst an's Licht tritt. Die vorhandenen Angaben hierüber unterscheiden sich nur um wenige Jahre. Ehedem setzte man das erste deutliche Hervortreten der Weissagung in das Jahr 1697, mit Bezug auf das Zeugniß des seiner Zeit berühmten Sprachforschers de la Croze, welchem in diesem Jahre ein Exemplar davon durch einen Herrn von Schönhausen gezeigt wurde[2]). Vor Kurzem jedoch hat Gieseler das Auftreten der Schrift urkundlich bis zu dem Jahre 1693 hinaufgeführt, auf die Thatsachen gestützt, daß Martin Weise, Kurfürstlicher Rath und Leibarzt, welcher den 16. März 1693 starb, diese Weissagung schon abgeschrieben, und daß Martin Friedrich v. Seidel, Kammergerichtsrath in Berlin, welcher in demselben Jahre starb, Anmerkungen zu derselben abgefaßt hat[3]). Höher hinauf verliert sich jede geschichtliche literarisch urkundliche Spur[4]). Zur Erklärung, wie die Weissagung durch mehrere Jahrhunderte im Verborgenen bis zu ihrem so späten Bekanntwerden sich habe erhalten können, bildeten sich verschiedene Sagen, wie sie unter ähnlichen Umständen in ähnlicher Art öfter auftauchen: ihre Würdigung erfolgt erst zum Schlusse dieser Abhandlung.

Für die Kritik ist durch diese literarische Thatsache im Allgemeinen ein klarer und fester Standpunkt schon gegeben. Es ist nämlich ein großer Unterschied, ob irgend eine Schrift, als Gegenstand der literarischen Kritik, längere Zeit, wohl gar eine Reihe von Jahrhunderten, gleichsam das Bürgerrecht in der Literatur, unangefochten

von dem Bewußtsein vieler aufeinander folgenden Geschlechter, bereits erlangt, oder ob sie sich noch vollkommen jung und neu der Kritik, freiwillig oder nicht, dargiebt. In ersterem Falle hat die Schrift, auch wenn sie sich zuletzt als unzweifelhaft apokryphisch herausstellt, immer etwas von dem Leben der Vorzeit in sich aufgenommen, bei welcher sie Eingang und Glauben fand; ein Apokryph dieser Art wird nicht selten noch als Mythe, Poesie, als Symbol einer bestimmten Entwickelungsstufe, eine gewisse Schonung in Anspruch nehmen. Die so reiche Apokryphen-Literatur der ältern und mittleren Zeiten bietet mehr als ein Beispiel dieser Art [5]). Bei Schriften dieser Gattung ist die Kritik viel verwickelter, viel zarter, als bei der andern, welche ihren Gegensatz bildet. Diese tritt von vorn herein als ein literarisches Problem auf und wir brauchen, ja wir müssen behuf unserer Kritik lediglich den Standpunkt desjenigen Zeitalters einnehmen, in welchem jenes literarische Problem aus dem Dunkel herausbricht. Bei welchem Probleme dieser Art wäre auch diese Stellung gerechtfertigter als bei dem vorliegenden? Dieses Zeitalter ist ja die Schule der historischen Kritik für alle Folgezeit geworden und wenn wir uns für einen Augenblick zu dessen Zeitgenossen machen, so werden wir nicht nur den strengsten Forderungen der Wissenschaften genug thun, sondern retten uns zugleich aus der Atmosphäre des Streites und der Vorurtheile, die sich in unsern Tagen um dieses Problem zusammengezogen hat. Ich sage, das Zeitalter, in welchem die Weissagung von Lehnin als literarisches Problem zuerst auftauchte, war die eigentliche Schule der historischen Kritik und es ist der Mühe werth, mit besonderem Bezug auf unsere Aufgabe, bei dieser Betrachtung zu verweilen. Wenn nämlich in unsern Tagen bei vorliegender Streitigkeit und andern ähnlicher Natur der confessionelle Standpunkt die Unbefangenheit und Schärfe der Betrachtung auf unerfreuliche Weise trübt, so nahmen die Gelehrten jener Zeit, bei gewiß nicht geringerem kirchlichen Sinn und Eifer auf beiden Seiten, einen viel freieren und höheren Standpunkt ein. Gern bekennt der Protestant, daß der Anstoß zur kritischen Behandlung der Literatur und der Urkunden des Mittelalters von katholischen Gelehrten, Theologen und Ordensgeistlichen, gegeben wurde [6]); während es Protestanten waren, welche sich beeiferten, das Mittelalter in Bezug auf Philosophie, Poesie und literarische Kultur von

dem seit dem Wiedererwachen der klassischen Literatur ihm anklebenden Vorwurf der Barbarei zu befreien[7]). Nächst Frankreich wirkten Deutschland, Italien und die Niederlande in gleichem Geiste. Der Wetteifer der verschiedenen geistlichen Orden trug dazu bei, die Forschung und Kritik in den einzelnen Kreisen wach zu halten. Benedictiner und Jesuiten zeichneten sich vor den andern aus. Von den ersteren vertritt Mabillon allein (angeregt durch die kritischen Angriffe der Jesuiten gegen seinen Orden, Wachler IV. 197) eine ganze Wissenschaft, als Begründer der Diplomatik. Die Bollandisten ließen sich durch keinerlei Anfechtung irre machen, die Fackel der Kritik in die Geschichte der Heiligen zu tragen, wennschon die Carmeliter, ihre Gegner, es aus Rache durchsetzten, daß einige ihrer Schriften und sogar die Acta Sanctorum auf den Index der spanischen Inquisition gesetzt wurden[8]). Papebroek, welcher die Aufsicht über das ganze Werk führte, stand mit Leibniz in freundlichem Vernehmen, und sie unterstützten sich gegenseitig bei ihren historisch-kritischen Sammlungen. Es machte ferner einen eigenthümlichen Eindruck auf die damaligen Gelehrten, als der Jesuit Menestrier im Jahre 1691 die berühmte Prophezeiung des irländischen Erzbischofs Malachias von der Reihenfolge der Päpste der Kritik unterwarf und als untergeschoben erklärte, dagegen der reformirte Professor an der Universität zu Marburg, Samuel Andreae, ihre Echtheit vertheidigte[9])! Von der andern Seite läßt Leibniz es sich angelegen sein, das Mährchen von der Päpstin Johanna als grundlos aufzuzeigen[10]) und der Helmstaedter Professor der Theologie und Abt von Marienthal, Johann Andreas Schmidt, zeigte in mehreren Abhandlungen, daß man die Geschichte der Mönchs-Orden auch vom Standpunkte der protestantischen Wissenschaft mit Unpartheilichkeit und Würde behandeln könne. Es fehlte auch damals nicht an excentrischen und paradoxen Köpfen, welche in dieser Richtung das Maaß überschritten; allein sie blieben vereinzelt stehen. Der paradoxe Einfall des Jesuiten Hardouin, wonach die meisten griechischen und römischen Klassiker nur das Machwerk eines geheimen Bundes im 13. Jahrhunderts (unter Anführung eines gewissen Severus Archontius) sein sollten, wurde von den Verständigen eben so belacht, als die verwandte Behauptung eines Zeitgenossen, daß der Canon der vier Evangelien in demselben 13. Jahrhundert geschmiedet worden wäre.

Auch wurde Hardouin von dem Orden zum öffentlichen Widerrufe seines Paradoxon angehalten. Versuchte es dagegen in dieser Zeit irgend ein literarischer Betrüger aus dem Versteck der Anonymität durch angeblich entdeckte Handschriften, Prophezeiungen, Urkunden u. dgl. die Welt zu täuschen oder in Spannung zu versetzen, (und an solchen Versuchen fehlte es damals so wenig wie zu anderer Zeit, dahin gehört z. B. das angeblich entdeckte Fragment des Petronius, oder die immer aufs Neue auftauchende apokryphe Schrift **de tribus impostoribus**) so wurden solche Erscheinungen entweder durch die Kritik sogleich in ihrem Ursprung aufgedeckt oder gar nicht beachtet. Die Entdeckung oder Auffindung eines bis dahin keinem Historiker bekannten oder nur geahnten merkwürdigen Dokuments aus dem **13.** oder dem Anfang des **14.** Jahrhunderts, von der Hand eines Mönches, aus einem der berühmtesten Orden im ganzen Mittelalter, wofür sich die Weissagung des Mönches Herrmann von Lehnin giebt, würde also in einer solchen Zeit sicherlich nicht ohne die strengste Prüfung für echt angenommen worden sein, um so weniger, als die ersten Bedingungen des Vertrauens dabei vermißt werden: nämlich das Vorhandensein, wo nicht der Urschrift, doch wenigstens eines entschieden alten und authentischen Manuscriptes, und außerdem die Bürgschaft der Ehrlichkeit in der Person und dem Charakter des Finders. Wäre dieser, gleichviel wer er war, mit seinem Funde sogleich vor die Oeffentlichkeit getreten, so wäre unsere heutige Arbeit längst überflüssig geworden. Wir brauchen mithin dem Beispiele und Muster jener frommen und unbefangenen Kritiker des **17.** Jahrhunderts nur zu folgen, da trotz so mancher Zuthaten, welche sich im Laufe von anderthalb Jahrhunderten dem Gegenstande dieser Betrachtung angesetzt und sie verwickelter gemacht haben, im Wesentlichen die Frage den ursprünglichen Charakter behalten hat; nemlich den: ob wir eine *authentische* oder eine *untergeschobene* Schrift vor uns haben? —

3.

Aeußere Kennzeichen der Unechtheit.

Indem wir zu Anfang das Gedicht als das nehmen, wofür es sich giebt, nemlich als die Weissagung eines Mönches Herman aus dem Kloster Lehnin, unterwerfen wir zunächst die vorhandenen Angaben über den Verfasser und sein Zeitalter einer näheren Prüfung.

Betrachten wir zuvörderst die Handschriften, so enthalten die ältesten der bekannt gewordenen unter ihnen über das Zeitalter gar keine nähere Bezeichnung [11]); dahin gehörte unter andern diejenige Abschrift, welche im Jahre 1711 Des Vignoles gesehen und beurtheilt hat [12]). Die jüngeren Handschriften dagegen setzen in der Ueberschrift das Jahr 1300 als die ungefähre Zeitbestimmung in welcher der Verfasser geblüht habe, und diese Ueberschrift ist mit geringfügigen Abänderungen in die meisten neuern Ausgaben übergegangen. Am bestimmtesten drücken sich die beiden Berliner Handschriften B und b aus, welche, nach Giesebrecht, auf einer gemeinsamen Handschrift beruhen, indem dort die Ueberschrift lautet: Vaticinium B. Fratris Hermanni, Monachi quondam Lehninensis Ordinis Cisterciensis, qui circa annum Christi 1300 floruit, et in dicto Monasterio Lehninensi vixit, ex libro Msto, ex quo patet (constat b.) hoc Vaticinium jam ante annos 409. consignatum fuisse (esse b.) [13]).

Eine dritte Ansicht endlich setzt unser Gedicht noch viel höher hinauf, nämlich bis tief in das dreizehnte Jahrhundert zurück und zwar noch in die erste Hälfte desselben. Sie findet sich, meines Wissens, zuerst in der Ausgabe unserer Weissagung, welche zu Leipzig 1807 herausgekommen ist, und deren Titel lautet: „Frater Herman von den Schicksalen der Mark Brandenburg und ihrer Regenten. Eine Prophezeihung des 13. Jahrhunderts u. s. w.; und noch bestimmter in ihren Angaben tritt diese Ansicht auf in der Ausgabe von 1819 unter dem Titel: Hundert merkwürdige Vorhersagungen, Preußens ältere und neuere Geschichte betreffend, wie solche von dem Abte des Klosters Lehnin im 13. Jahrhunderte niedergeschrieben, und nachher im Berliner Archiv gefunden worden u. s. w. Deutschland (Leipzig bei Engelmann.) 8. Das Neue besteht hier

außerdem darin, daß der Verfasser des **Vaticinium** Abt zu Lehnin genannt wird, während er in den Handschriften nur **Frater Hermannus** heißt. Mit großer Zuversicht wird hier behauptet, daß im Jahre **1300** in dem Archive des Klosters zu Lehnin von dem damaligen Abt Johannes diese Verse seines Vorgängers Herman, der schon im Jahre **1234** wegen seiner Weissagungsgabe gerühmt worden sei, gefunden wurden. Dies, sagt er, behaupten alle Schriftsteller einstimmig[14]).

Es muß auffallend erscheinen, daß der Herausgeber von **1819**, während er sich auf die Uebereinstimmnng aller Schriftsteller beruft, auch nicht einen derselben für seine Behauptung anführt. Nicht minder aber möchte es auffallen, daß der sonst so gründliche Schmidt die neuen Angaben des Ungenannten ohne weitere Untersuchung verwarf, da doch diese so bestimmt ausgedrückten Angaben auf irgend eine bestimmte, wenn auch geheim gehaltene Quelle hinwiesen. Schmidt aber verwarf die Behauptung vom Abte Herman von vorn herein, weil sie mit den bis dahin bekannt gewordenen Urkunden des Klosters Lehnin aus dem **13.** Jahrhundert im Widerspruch stand. „Wir müssen ihm zu bedenken geben, sagt er S. **10**, daß in Lehnin in der Mitte des **13.** Jahrhunderts kein Abt den Namen Herman geführt hat. Der unsterbliche Brandenburgische Geschichtsforscher Gercken führt aus diesem Zeitraum als Aebte an: Heinrich **II.**, und zwar aus einer Urkunde von **1231**; Johann, in den Jahren **1258** und **1272**, und Heinrich **III.** vom Jahre **1273**. Ein Abt Herman kömmt erst **1335** und **1339** vor."[15]). Mit Bezug hierauf verwirft auch Gieseler S. **27** die Angabe neuerer Herausgeber von einem Mönche oder Abte Herman, welcher kurz vor dem Erlöschen des Ascanischen Stammes in Lehnin gelebt hätte.

Das Ergebniß dieser Untersuchung wird zwar zu Gunsten der von Schmidt angeführten Urkunden des Klosters Lehnin und gegen den Abt Herman von **1234** entscheiden; vorher aber müssen wir der Quelle der Entdeckung vom Abte Herman auf den Grund gehen, um so mehr, als so eben der neueste Herausgeber, Dr. Meinhold, ganz offen und im Triumphe gegen Gieseler mit jenen Quellen endlich hervorgetreten ist.

Diese Quelle nun finden wir in der That in der Geschichte des Ordens und der Klöster der Cistercienser, welchem Lehnin und seine

Filialen in der Mark angehörten. Hier wird beim Jahre **1234** die Stiftung des von den brandenburgischen Geschichtsforschern früher zu wenig beachteten Cistercienserklosters Paradies in der Diözese von Posen, als einer Tochter des Klosters Lehnin in der Mark Brandenburg, erzählt; sein Stifter war der Graf Bronisius, welcher mit Bewilligung des Herzogs Wladislaw des Jüngern seine und seiner Gattin Güter dem Kloster übermachte; die ersten Bewohner dieses Klosters waren Mönche von Lehnin, welche mit Bewilligung des Abts Herman in demselben Jahre dorthin abgingen [16]). Diese Stellen sind deutlich und ihr Zeugniß scheint über allen Zweifel erhaben. Die von dem Herausgeber der Lehninschen Weissagung von **1819** angegebene Jahreszahl **1234** weist mit dem Finger darauf hin, daß wir seine Quelle getroffen haben. Davon freilich, daß der Abt Herman in diesem Jahre wegen seiner Weissagungsgabe gerühmt worden sei, steht an diesen Orten kein Wort und ebensowenig ist dort, namentlich bei Dlugoß, welchen Wilhelm Meinhold anführt, von dem moralischen Charakter des Bruders Herman, „der jederzeit eines der hauptsächlichsten Wahrzeichen eines wirklichen Propheten sei und bleiben werde", die geringste Andeutung [17]): es ist eben nichts als der Name. Wir fragen: was ist eigentlich damit gewonnen? Muß Jemand darum schon als Urheber einer Schrift oder vielleicht einer That gelten, weil er überhaupt existirt hat? und haben etwa berühmte Kirchenväter und Scholastiker alle die fremden Schriften verfaßt, welche ihnen durch Unwissenheit oder Betrug untergeschoben wurden? weil man für gewisse Schriften gewisse Namen brauchte? — Aber selbst dieser Name fällt hier unwiederbringlich vor einer unbedingt höheren Autorität, als der angeführten polnischen Geschichtsschreiber. Dies sind nämlich die vor zehn Jahren herausgegebenen Urkunden, welche sich auf die Stiftung des Klosters Paradies im Großherzogthum Posen beziehen. Hier ist in zwei Urkunden der Name des Abts sehr deutlich **Henricus**, in zwei andern aber nur der Anfangsbuchstabe **H. Abbas de Lehnyn** geschrieben, nirgends aber **Hermannus** [18]). Auf diese Art bestätigen einander die märkischen Urkunden und die des Klosters Paradis gegenseitig vollkommen.

Der Abt **Henricus** der polnischen Urkunden von **1234** ist identisch mit dem Abte **Henricus** in der Stiftungs-Urkunde des (bald

näher zu erwähnenden) märkischen Klosters Chorin, Filiale von Lehnin, vom Jahre 1231, bei Gercken Codex dipl. Brand. T. I. p. 392. No. CCXV. (Schmidt a. a. O. S. 15. führt ihn zu 1231 als Heinrich II. an.) Somit bleibt der in den erwähnten Ausgaben gemachten und in neuester Zeit wiederholten Entdeckung, als sei ein Abt Herman von Lehnin um 1234 Verfasser der Lehninschen Weissagung, alles Fundament fortan entzogen.

Es könnte jemand vielleicht jetzt dennoch wenigstens an dem Zeitalter des Abts Heinrich, nämlich der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, in Bezug auf die Abfassung der Lehninschen Weissagung festhalten wollen, wennschon der Name gefallen ist. Aber auch dies läßt sich bald widerlegen, selbst in der Voraussetzung, daß das Gedicht echt sein könnte. Es wird nämlich darin sowohl im Anfang als gegen das Ende (v. 17. 98.) des Klosters Chorin, als der Tochter von Lehnin, erwähnt. Dieses Kloster ist, wie eben erwähnt, laut der Stiftungsurkunde im Jahre 1231, unter dem Abte Heinrich von Lehnin, den wir schon kennen, gegründet worden. Allein den Namen Chorin führte dieses Kloster anfangs noch nicht, sondern es heißt in den Urkunden Mariensee (Stagnum St. Mariae). Chorin, diesen Namen erhält es erst im Jahre 1272 [19]). Das Gedicht wäre also jedenfalls, auch wenn es echt ist, später als in dieses Jahr zu setzen. Geht man endlich noch näher in dasselbe ein, so giebt sich eine viel jüngere Zeit, nemlich der Anfang des 14. Jahrhunderts als die Entstehungszeit des Vaticinium, wegen v. 10.

Et nunc absque mora propinquat flebilis hora, etc.

indem hier der Untergang des Ascanischen Regentenstammes in Brandenburg als ganz nahe bevorstehend gedacht wird. Aus diesem Grunde gab schon Polycarp Leyser dem Gedichte den Anfang oder das erste Viertheil des 14. Jahrhunderts als den Zeitpunkt seiner Entstehung [20]) und höchst wahrscheinlich ist die in den jüngern Handschriften vorhandene und in die meisten Ausgaben übergegangene Zeitbestimmung in der Aufschrift erst durch eine Reflexion gleicher Art entsprungen.

Aus dieser Zeitbestimmung in Betreff des Gedichtes ließen sich über das Leben und das Zeitalter des Verfassers im Allgemeinen die Hauptbedingungen schon folgern. Er gehörte nämlich dann immer noch dem 13. Jahrhunderte an; wie weit hinauf oder herab?

das hängt freilich wieder davon ab, welches Alter wir ihm in dem Zeitpunkte der Abfassung seiner Prophezeihung geben wollen. Will man ihm zu dieser Zeit etwa ein Alter von fünfzig Jahren geben, so würde er gerade die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts ausfüllen, wenn er schon erwiesenermaßen sein Gedicht in der uns vorliegenden Form nicht vor 1378 geschrieben haben könnte.

Wer war nun der Bruder Herman, der Prophet von Lehnin? Oder vielmehr, wie die Frage ohne jede andere Voraussetzung gefaßt werden muß, weil alles Weitere davon abhängen wird: hat es überhaupt im Kloster Lehnin in der zweiten Hälfte des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts einen Propheten Namens Herman gegeben? Ließe sich die geringste Spur seiner geschichtlichen Existenz entdecken, sie wäre von den Vertheidigern der Echtheit der Weissagung gewiß längst vorgebracht worden, und sie hätten nicht zuletzt in ihrer Verlegenheit zu dem vermeintlichen Abt Herman vom Jahre 1234 gegriffen, dessen wahrer Name sich uns oben aus den Urkunden ergeben hat.

Das durchgängige Stillschweigen der geschichtlichen Quellen und Berichte über den prophetischen Bruder Herman und seine Weissagung um den Anfang des 14. Jahrhunderts wird (wie sollten sie auch anders) von den Vertheidigern derselben auch nicht in Abrede gestellt; es wird nur aber durch den Umstand erklärt, daß diese Weissagung außerhalb der Mauern des Klosters Lehnin niemals gedrungen, sondern durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, alsodurch einen Zeitraum von mindestens vierhundert Jahren, im Geheimen aufbewahrt worden sei[21]).

Es ist nun unsre Sache zunächst zu zeigen, daß ein solches Geheimniß mit dem Geiste des Zeitalters, welchem die Prophezeihung angehört haben soll, im vollkommenen Widerspruche stände. Das Mittelalter, namentlich der Zeitraum vom 12. bis in das 14. Jahrhundert, ist reich an Prophezeihungen und Visionen, welche theils von den Sehern oder den Seherinnen selbst, theils und öfter noch durch Andere aufgeschrieben wurden, und sich bis auf uns in der Literatur erhalten haben. Wer aber mit Charakter und Entstehung dieser Visionen nur einigermaßen näher bekannt ist, weiß, daß dieselben mit gewöhnlichen literarischen Erzeugnissen nicht auf gleiche Linie zu setzen sind.

Es verriethe vollkommene Unkunde, zu denken, daß ein berühmter Seher oder eine Seherin des 12., 13. und 14. Jahrhunderts sich etwa eines Tages an den Schreibtisch gesetzt habe, um eine Vision oder eine Weissagung zu Papier zu bringen, wie etwa ein Dichter, welcher sich zu einer Ode begeistert fühlt. Das literarische Product, wie es sich an die Visionen einer hl. Hildegard, eines Joachim, einer hl. Brigitta und Anderer knüpft, ist nur ein secundäres; die Visionen selbst sind Producte außerordentlicher Seelenzustände, Ausflüsse „höherer Gnade," Extasen, Zustände, welche in jenen Jahrhunderten, wofern sie nur die Prüfung des Echten und, in den Augen der Zeitgenossen, Wunderbaren bestanden hatten, dem Seher oder der Seherin häufig den Ruf der Heiligkeit zu Wege brachten. Die Beschaulichkeit und Askese des Klosterlebens war solchen außerordentlichen Erscheinungen und Seelenzuständen vorzüglich günstig, und wo eine solche hervorbrach, ward sie nicht etwa mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt; nein, es war eine Angelegenheit des Klosters, dem der Seher angehörte, des ganzen Landes, der ganzen Zeit, ja der Kirche selbst, deren höchste Autorität dem Glauben an jene Wunder das Siegel aufdrückte. So, als der Papst Eugen III. im Jahre 1148 auf der Kirchenversammlung zu Trier von den Offenbarungen und Schriften der Aebtissin Hildegardis zu Bingen hörte, schickte er den Bischof von Verdun nebst andern gelehrten und frommen Männern zu ihr hin, um dieselbe genau zu [illegible]suchen. Nachdem sie dies gethan hatten, bekräftigten sie dem [illegible] die Wahrheit alles dessen, was von ihr erzählt wurde; übergaben ihm auch ihre Schriften. Aus diesen ließ er vieles öffentlich vorlesen; nicht wenig las er selbst vor: und alle Zuhörer bewunderten es, nicht ohne Gott dafür zu preisen[22]). Von der heil. Brigitta im 14. Jahrhundert ist bekannt, daß sie, nachdem ihre Visionen die Sanction der Kirche erhalten hatten, dreimal von drei Päpsten heilig gesprochen wurde[23]). Gelehrte Bildung, literarisches Verdienst erschienen bei diesen Sehern als untergeordnet; ihre Namen wurden nichts desto weniger Gemeingut der Kirche und der Ruhm des Ordens, vorzüglich desjenigen Klosters, dem sie angehörten. Die Geschichtsschreiber des Cistercienserordens berichten z. B. von einem einfachen Laienbruder (Conversus) in dem Kloster Alna (Aulne) im 12. Jahrhundert, welcher durch den Geist der Weissagung und der

Wunder berühmt wurde[24]); es geschah im Jahre **1193** und dauerte bis an seinen Tod im Jahre **1227**. Selbst der Papst Innocenz **III.** zu welchem der Ruf von ihm gelangte, ließ den Seher vor ein von ihm abgehaltenes, allgemeines Concil kommen. „Nach siebenjährigem Flehen und Harren (wird erzählt) erschien ihm Christus selbst und verlieh ihm die Gabe, die Gewissen aller Menschen, wie in einem offenen Buche deutlich zu lesen, wovon er *den* Gebrauch machte, daß er seitdem Viele über ihre Sünden ermahnte, Viele bezähmte, und auf den Weg des Heils zurückrief[25]).“ Schriftliches ist von diesem Seher nichts hinterlassen; denn er wird als ein völliger Idiot geschildert[26]); aber dies Beispiel zeigt, daß die Cistercienser in der sorgfältigen Beachtung und Hervorhebung solcher Erscheinungen hinter den andern Orden nicht zurückstanden, eben so wenig als in der Aufzeichnung aller Derjenigen, welche sich durch *Schriften* oder durch Heiligkeit des Lebenswandels hervorthaten[27]). Eine Verheimlichung von Visionen und Weissagungen, wofern sie sich als *echt* erwiesen, war demnach ganz undenkbar. Welchen Grund hätte im Besondern das Kloster Lehnin gehabt, eine Weissagung wie die des fraglichen Bruder Herman hinter ihren Mauern zu vergraben? eine Vision, welche, wäre sie echt, zu den großartigsten ihrer Art gehörte, da sie den zukünftigen Zeitraum eines Halb-Jahrtausend umspannt und den endlichen Sieg der Kirche über alle ihre Gegner mit Zuversicht verkündigt? — Man begreift, daß die Personen, welche zu Ende des 17. und noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts Abschriften der Lehninschen Weissagung Andern mittheilten, mit großer Vorsicht und geheim dabei zu Werke gingen, um sich nicht der Ahndung des Brandenburgischen Hofes auszusetzen: aber zu Anfang des 14. Jahrhunderts? . . . in einer Zeit, da die heil. Brigitta den Päpsten und der Geistlichkeit mit den Strafgerichten Gottes zu drohen wagte? da überhaupt in ernsten und satirischen Angriffen auf die damaligen höchsten irdischen Gewalten eine Freiheit der Rede (man kann nicht sagen der Presse) geduldet ward, von welcher die heutigen Gewalten kaum einen Begriff haben[28])? — Wir kommen nachher, wenn wir von den innern Gründen handeln, auf diesen wichtigen Punkt zurück; was aber die äußeren betrifft, so treffen sie sämmtlich in dem einen, noch nirgends widerlegten Argumente zusammen, daß nicht etwa blos die Brandenburgischen

Geschichtsquellen, welche hier vielleicht der Parteilichkeit beschuldigt werden könnten, sondern auch sämmtliche, zum Theil sehr gründliche und kritische Geschichtsquellen des Ordens der Cistercienser von unserm Propheten von Lehnin und dessen Prophezeihungen von den Regenten des Hauses Brandenburg schlechterdings nichts melden [29]), wie denn die märkischen Cistercienser ihnen überhaupt wenig Stoff liefern. Jongelinus erwähnt aus der Geschichte des Klosters Lehnin nur einen einzigen Bewohner desselben als merkwürdig für die Geschichte des Ordens: dies ist der bekannte Dietrich Kagelwid, welcher nämlich als ein gescheuter und kurzweiliger Mönch sich besonders auf kluge Haushaltung verstand, die Gunst des Kaisers Karl IV. erwarb, durch den er nach und nach bis auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg erhoben wurde, wo er sich auch große Verdienste erwarb und 1367 starb [30]). Außerdem gedenkt Manrique „eines wichtigen Auftrags," welchen Papst Gregor IX. den Aebten von Lehnin um das Jahr 1236 (also während der Regierung des uns schon bekannten Abtes Heinrich II.) anvertraute, ohne aber dessen Natur näher zu bezeichnen [31]). Was sonst als Geschichte des Klosters Lehnin in der Kirchen- und Profan-Geschichte der Mark Brandenburg behandelt wird, betrifft fast nichts als die weltliche Seite dieses ehemals außerordentlich reichen Klosters, seine vielen Besitzungen, die Mittel, welche es anwandte, sie zu erhalten und zu vermehren, sein Verhältniß zu den Landesherren, seine Kämpfe gegen Angriffe und Beeinträchtigungen u. s. w.: alles Dinge, welche, wie interessant auch für den Märker, für die Geschichte des Ordens, als solchen, in ihren Einzelnheiten ein sehr untergeordnetes Interesse hatten. Man muß es den Geschichtsschreibern dieses Ordens aus seinem Schooße im 17. Jahrhundert nachrühmen, daß auch sie, ohne den Standpunkt der katholischen Kirche und den ihres Ordens zu verlassen, den Geist historischer Kritik hinzubrachten. Während Manrique in seinen Annalen bei jedem Jahre auch die dahin fallenden mannigfaltigen Prophezeihungen aus dem Orden zu verzeichnen nicht unterläßt, steht er doch nicht an, eine der berühmtesten dieser Gattung, nämlich die bekannte des heiligen Malachias, eines Cisterciensers und Freundes des heiligen Bernhard im 12. Jahrhundert, über die Reihe der zukünftigen Päpste, als apokryph zu beseitigen, lange bevor die erwähnte Kritik des Jesuiten Menestrier

hierüber erschien[32]). Man könnte mir einwerfen, daß ja, was die Weissagung von Lehnin betrifft, diese bei jenen Schriftstellern aus der Mitte des 17. Jahrhunderts nicht erwähnt werden konnte, weil jene Weissagung erst gegen Ende dieses Jahrhunderts aus ihrem Dunkel an's Licht trat, daß sie es aber gethan haben würden, wenn sie diese für die Geschichte ihres Ordens so merkwürdige Entdeckung erlebt hätten. Allein selbst später, als diese Weissagung, durch Abschriften vervielfältigt, unter der Hand bekannt wurde, ja, als sie längst durch den Druck Allen zugänglich war, auch dann wurde diese scheinbare Bereicherung und Verherrlichung des Cistercienser-Ordens durch einen Propheten aus seiner Mitte von ihm vollkommen ignorirt und so durch ein Stillschweigen, welches viel bedeutsamer und beredter ist als alle Widerlegungen, für apokryph erklärt[33]). Sollten wir minder kritisch sein, als die gelehrten und frommen Schriftsteller des Cistercienser-Ordens? will man ihnen wider ihren Willen jetzt einen neuen Propheten aufdrängen? Was vielleicht im Mittelalter möglich gewesen wäre, war und ist es nicht mehr, nachdem das Licht der Wissenschaft auch in das Dunkel der Klosterzelle gedrungen ist; und die Kritik hat hier an dem Orden als solchen einen nicht zu verachtenden Bundesgenossen. Diesen Maaßstab wird man mit gleichem Erfolg auf so viele andere, nach der Reformation angeblich in aufgehobenen Klöstern, in geheimen Maueröffnungen u. s. w. entdeckten Prophezeihungen, welche von jeher der Leichtgläubigkeit dargeboten wurden, anwenden[34]).

4.

Innere Kennzeichen der Unechtheit.

Bei dem völligen Mangel äußerer Kennzeichen für die geschichtliche Existenz des Bruders Herman von Lehnin um das Jahr 1300[35]) und für die Echtheit der ihm beigelegten Prophezeihung, haben die Vertheidiger derselben desto mehr Nachdruck auf die innern Gründe derselben gelegt, welche beweisen sollten, daß die Weissagung von einem echt prophetischen, ja gar göttlichen Geiste beseelt sei, was sich namentlich in deren durchgängigen Erfüllung vom 14. Jahrhun-

dert bis auf die Gegenwart herab vollständig bewährt habe. Wir haben diese Seite jetzt näher zu beleuchten.

Schon lange ist erstlich auf die Form, nämlich auf die ungewöhnliche Reinheit, ja Eleganz des Ausdrucks und der Sprache in der Lehninschen Weissagung hingewiesen worden, so im vorigen Jahrhundert von Weise (a. a. O. S. 270) und in neuerer Zeit von Wilken (a. a. O. S. 178), welcher den Verfasser sehr gewandt im lateinischen Ausdrucke nennt, ja hinzufügt: „ich glaube selbst nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß er auf gewisse Weise ein gelehrter Kenner der lateinischen Sprache war. Wenigstens beweiset der kühne Ausdruck: undenum stemma (V. 49) daß der Verfasser mit dem astronomischen Gedichte des Manilius bekannt war, in welchem allein, nach den Angaben der lateinischen Wörterbücher (z. B. Forcellini) undenus und duodenus auf gleiche Weise vorkommt." Diese reine und klassische Latinität im Ausdrucke (von dem Metrum und der Sylbenmessung abgesehen) ist in neuester Zeit ohne Grund in Abrede gestellt worden. Friedemann hat mit vieler Gelehrsamkeit in den einzelnen Versen auf eine Reihe hervorstechender Reminiscenzen aus alt-klassischen Dichtern, als Virgil, Lucretius, Horaz, Lucan, Valerius Flaccus u. A. hingewiesen.[36]) Die Ausstellungen, welche manche sonst an diesen Versen machten, wie Harenberg und Abel, auf welche sich neuerdings Giesebrecht beruft, beziehen sich eben nur auf die Prosodie, auf die nachlässige Messung der Verse, keinesweges aber auf die Grammatik, wie Abel[37]) mit großer Uebertreibung hinwirft, am allerwenigsten auf den Ausdruck, die Wendungen und Reminiscenzen, was hier von Belang ist. Die mittelalterlichen, unklassischen Rhythmen, den Leoninischen Vers konnte wohl ein Neuerer von den Mönchen des Mittelalters für gewisse Zwecke entlehnen, undenkbar aber wäre das Gegentheil: daß ein unwissender Mönch sich die Blüthen der klassischen Poesie durch einen bloßen Entschluß aneignete, außer daß hier ein Wunder angenommen würde. Nun sind solche Reminiscenzen aus klassischen Dichtern und Prosaikern der Römer bei Schriftstellern des Mittelalters überhaupt nichts Seltenes:[38]) außerdem fehlt es nicht an gehalt- und umfangsreichen historischen, moralischen und romantischen lateinischen Gedichten, z. B. im zwölften Jahrhundert von dem berühmten Cistercienser

Alanus ab Insulis oder aus Rüssel (starb 1203), dessen **Anti-Claudianus**, ein sehr merkwürdiges encyklopädisches Gedicht, nicht allein in der Sprache vielfach antik gefärbt, sondern auch „in den Gedanken von mythologischen Vorstellungen durchzogen ist"[39]. Jedoch muß man den großen Unterschied nicht aus den Augen setzen, welcher in Bezug auf literarische Kultur in den verschiedenen Gegenden und Ländern, selbst mit Bezug auf die Klöster eines und desselben Ordens entschieden stattfand. Von den Cisterciensern in der Mark Brandenburg nennen die Geschichtsschreiber nicht einen einzigen, wie gesagt, welcher sich durch den Ruf der Gelehrsamkeit, auch nur durch die geringste ascetische Abhandlung bemerklich gemacht hätte, und bestätigen durch ihr Stillschweigen die ohnehin nie bezweifelte Thatsache des betrübten literarischen Culturstandes der Mark Brandenburg vor der Reformation[40]) unter der Geistlichkeit, der weltlichen wie der regularen[14]). Was nun das Kloster Lehnin anlangt, so erhob es sich nicht im geringsten über die übrige Geistlichkeit. Von den dortigen Mönchen heißt es (bei Spieker I, 136): „Von der Gelehrsamkeit haben sie nie viel gehalten und waren größtentheils ungebildete Leute . . . Nur Wenige zeichneten sich aus durch Kenntnisse, durch Einsicht und Geschick für's Leben, und diese wurden dann auch die Rathgeber der Fürsten und Gesandten zu den Reichstagen und Concilien. Papst Eugen VI. befahl 1431 dem Abt Johann zu Lehnin, die Unwissenden und Einfältigen im Convent durch die wenigen Gescheuten unterrichten zu lassen"[42]). Von den Conventualen in Chorin, berichtet derselbe (S. 216), hat sich auch keiner durch Gelehrsamkeit und ebensowenig durch Verdienste in Staat und Kirche ausgezeichnet. Ihre Aebte finden sich auch seltener um die Person der Landesherren und auf Reichs- und Landtagen als die Aebte von Lehnin." In dieser Beziehung wurde dies Kloster von seiner Schwester, dem Cistercienserkloster Paradies in der Diöcese Posen, weit übertroffen; da dort im 15. Jahrhundert sich der Frater Jacob mit dem Beinamen Polonus durch Gelehrsamkeit nicht minder, als durch echte Frömmigkeit und Bescheidenheit auszeichnete[43]).

Erwägt man diese Verhältnisse unparteiisch, so müssen uns die in der Lehninschen Weissagung unverkennbare höhere literarische Cultur, die feinere Latinität, die vielen Reminiscenzen aus den

Dichtern des klassischen Alterthums, troß der unklassischen, im Mittelalter beliebten, gereimten Halbverse und vieler prosodischer Fehler, das Ganze im höchsten Grade verdächtig machen; gerade diese Verstöße gegen die Regeln der Prosodie bei einem sonst entschiedenen Kenner des klassischen Sprachgebrauchs deuten auf die Absicht, den Schein von barbarischer Mönchsbildung zu bewirken. Wir halten uns an das Positive, an die sprachlich rhetorische Leistung eines in den Dichtern der Alten wohlbewanderten Mannes. Nun ist die Uebereinstimmung älterer oder neuerer Prophezeihungen und Offenbarungen mit der Bildung ihres Zeitalters, der Oertlichkeit und allen übrigen sie begleitenden Umständen und Verhältnissen, zu allen Zeiten in der christlichen Kirche als eines der ersten Merkmale und Erfordernisse der Echtheit erachtet worden; man hat dieses Kriterium schon in den ersten Jahrhunderten auch auf die Evangelisten, und mit um so größerem Rechte auf die jüngeren Prophezeihungen und Offenbarungen angewandt[44]). So Johannes, Bischof von Chiem, in seinem berühmten Werke **Onus Ecclesiae**, über die Weissagungen der heil. Brigitta im **14**. Jahrhundert, wegen des darin herrschenden schlechten Möchslateins, der geschmacklosen Form, in diesen Offenbarungen einer ungelehrten alten Frau; „wahre Reden, sagt er, seien besser als beredte: denn wären es falsche oder erdichtete Offenbarungen oder kämen sie von einem bösen Geiste, so würden sie ohne Zweifel mit glatten Worten und einer anmuthigern Form gegeben, so wie Lügen und Erdichtungen in einem poetischen Stile und in einer prächtigen Rede vorgetragen zu werden pflegen, damit sie begieriger gelesen und leichter geglaubt werden“ . . . [45]) So weit die Worte dieses frommen Prälaten.

Was diesen Betrachtungen jetzt ein neues und schwereres Gewicht verleihen möchte, ist in sprachlicher Hinsicht der Gebrauch eines Ausdrucks in unserem Gedichte, welcher zwar für die Vermehrung des feierlichen Eindrucks nicht übel gewählt scheint, jedoch durch seinen modernen Ursprung eines der schlagendsten Zeugnisse gegen das hohe Alter der Weissagung für sich allein abzugeben fähig ist. Ich meine den hebräischen Namen Gottes: Jehova im **63**. Verse:

Forma rerum nova vox fit patiente Jehova.

Schon Weise und nach ihm Küster[46]) haben auf diesen Aus-

druck, als ein Kriterium der Unechtheit hingewiesen; allein ihre Gründe bezogen sich mehr auf die behauptete Unkenntniß des Hebräischen bei den Mönchen des Mittelalters im allgemeinen, als daß sie auf eine Untersuchung über den fraglichen Ausdruck selbst ausgingen; ihre Beweisführung ist zu weit und daher geeignet, die gegründetsten Einwürfe hervorzurufen, welche für den gegebenen Fall erst beseitiget werden müßten. Man hat seit den Zeiten dieser Gelehrten das Mittelalter, wie in aller Beziehung, so auch mit Rücksicht auf die Kenntniß und die Studien des Hebräischen, besser kennen gelernt, und es fehlt nicht an Beispielen unter den Mönchen namentlich unter den Cisterciensern und Dominikanern aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, welche, wenn auch mit Hülfe gelehrter Juden, für die Kritik des Textes der Bibel und der Vulgata hebräische Handschriften zu Hülfe zogen[47]). Diejenigen, welche kein Hebräisch verstanden (und dies war allerdings die größte Mehrzahl) nahmen für die Erklärung hebräischer Namen in der Bibel zu den etymologischen Arbeiten des heil. Hieronymus, des gelehrtesten aller Kirchenväter ihre Zuflucht[48]). Indeß stehen jene Beispiele eines unmittelbaren Verständnisses des hebräischen Ur-Textes durchaus vereinzelt da, und diese fast nur unter gelehrten Mönchen in Frankreich und Spanien. Der religiöse Fanatismus legte sogar Hand an die damals so reichen Literatur-Schätze der Juden[49]). In dem letztgenannten Lande wurde auch das Studium des Hebräischen weniger zur Hebung der Bibelkunde, als zur Bekehrung der Juden, welche sich in Spanien während des Mittelalters nicht nur durch ihre Zahl, sondern auch durch Ansehen und Bildung hervorthaten, betrieben. Dahin gehört das berühmte Werk des spanischen Dominikaners im 13. Jahrhundert, Reimund Martini, unter dem Titel: Pugio fidei (zur Bekämpfung der Muhamedaner und Juden). Auf dieses Werk, welches während des Mittelalters, vor der Erfindung der Buchdruckerkunst, außerhalb Spaniens wenig gekannt wurde, werden wir zurückkommen. Im Allgemeinen beschränkte sich die Kenntniß und Erklärung der Bibel bei den gelehrtesten Scholastikern auf die lateinische Uebersetzung der Vulgata und auf die erwähnten Commentare und Hilfsmittel durch die Kirchenväter, vorzüglich Hieronymus. Was nun den hebräischen Namen Gottes im alten Testamente (יהוה) anlangt, so ist es bekannt, daß dieser

in der Vulgata nirgends nach den ursprünglichen Lauten, sondern überall in der Uebersetzung (Dominus: entsprechend dem *Κύριος* in der Septuaginta, in der Luther'schen Uebersetzung: der Herr) wiedergegeben ist. Nicht minder bekannt ist (was auch Weise bemerkt) daß die Juden den göttlichen Namen יהוה nie anders als Adonai aussprechen und aussprachen; mithin ihr Einfluß hier zu keiner Zeit als Quelle angeführt werden kann. Eben so wenig hat die katholische Kirche in ihrer Liturgie jemals von der Aussprache des göttlichen Namens: Jehova Gebrauch gemacht. —

Das Räthsel löst sich vollständig, wenn man auf die Geschichte der Aussprache von יהוה zurückgeht. Meine Aufgabe wird sich einfach darauf beschränken, dasjenige für unsern Zweck herüber zu nehmen, was bei den Orientalisten längst als ausgemacht feststeht. Bereits im Laufe des 17. Jahrhunderts entwickelte sich unter den Theologen und Orientalisten ein bis in das 18. Jahrhundert sich ziehender, lebhaft geführter Streit über die wahre Aussprache des Namens Jehova [50]), auf dessen wissenschaftliche Gründe und Gegengründe einzugehen, hier der Ort nicht ist. Die Meinung Derjenigen, welche die Richtigkeit jener Aussprache aus innern Gründen verwarfen, (und dies waren die wahren Vertreter der Wissenschaft in ihrem Jahrhundert) ist auch die noch heut zu Tage in der Wissenschaft geltende. Jene Männer beriefen sich aber auch unter andern auf den niemals widerlegten und noch jetzt als richtig anerkannten Umstand, daß jene unrichtige Aussprache: Jehova ganz neuen Ursprungs und die Einführung dieser Aussprache in den gelehrten und literarischen Gebrauch nicht über das erste Viertheil des 16. Jahrhunderts zurückgehe. Daß die Juden den hebräischen Namen Gottes: Adonai, aussprechen, ist schon bemerkt; eben so wahr ist es aber, daß ein Mönch des 13. Jahrhunderts jenen Namen weder bei den griechischen noch lateinischen Auslegern [51]) des alten Testaments, namentlich nicht bei Hieronymus erfahren konnte [52]). Die Aussprache Jehova ist mithin eben so wenig patristisch, als kirchlich.

Selbst der hier nicht zu übergehende Umstand, daß der erste Versuch und gleichsam ein Vorschlag zur Aussprache: Jehova bereits in dem erwähnten Werke des spanischen Dominikaners Mar-

tini, dem **Pugio fidei**, im 13. Jahrhundert sich vorfindet, aus dem es seine Ausschreiber: der genuesische Karthäuser Porchettus, im Anfang des 14. Jahrhunderts, [53]) und der neapolitanische Franziskaner Galatinus erst entlehnt haben — selbst dieser Umstand bestätigt nur, nach dem Urtheile älterer und neuerer Kenner, die frühere Beobachtung von dem modernen, nämlich erst seit dem Reformationszeitalter aufkommenden Gebrauche der Aussprache Jehova [54]): auf diesen Gebrauch und das allgemeine Verständniß des Wortes nämlich kommt bei unserer Frage alles an, er allein ist hier entscheidend. Hätten wir es mit der Frage über die Echtheit einer grammatikalischen Untersuchung über das Hebräische, welche etwa einem Mönche von Lehnin aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts zugeschrieben würde, zu thun, worin sich der Name Jehova fände, so ließe sich möglicherweise denken, daß der deutsche Mönch das Werk des spanischen Dominikaners, wenn auch stillschweigend, benutzt haben könnte. Anders ist es mit einem Werke der Poesie oder Beredsamkeit, wohin die Lehninsche Weissagung der Form nach zu setzen ist. Der Gebrauch des Namens Jehova in denselben setzt nothwendig eine Zeit voraus, in welcher derselbe unter christlichen Lesern, nicht nur Geistlichen, sondern auch gebildeten Laien allgemein verstanden wird, daher auch diejenigen, welche die Lehninsche Weissagung für echt halten, stillschweigend und wie von sich selbst verstehend voraussetzen, daß von jeher, also auch schon im 13. Jahrhundert, der Name Jehova sanctionirt und im Gebrauche gewesen sein müsse [55]). Als eine poetische Licenz und eine unerhörte Neuerung würde sicherlich kein Mönch des 14. Jahrhunderts diesen heiligen Namen gebraucht haben, dann er hätte darauf verzichtet, verstanden zu werden; er würde auch das Aergerniß und die damit verbundene Gefahr gescheut haben. Doch genug und schon zu viel über eine Voraussetzung, welche kein Leser ernstlich gemacht haben wird. Der neuere Ursprung der Weissagung ist also wenigstens soweit festgestellt, daß sie nicht vor der Reformation gedichtet sein kann und schon dieses Ergebniß würde diesen etwas trockenen Theil unserer Untersuchung der Mühe werth erachten lassen [56]). Damit ist aber schon ihre Unechtheit dargethan; da der Prophet sich für einen Zeitgenossen des oder der letzten Ascanier in Brandenburg ausgiebt. Wollte übrigens jemand die Frage noch

a posteriori beantworten und in den lateinischen Gedichten des Mittelalters vor der Reformation nach dem Vorkommen des Namens Jehova forschen, so wird er auch auf diesem Wege von der Richtigkeit der erhärteten Thatsache sich überzeugen. Uns wenigstens ist es nicht gelungen, nur die geringste Spur davon zu entdecken.

Von entscheidenderer Wichtigkeit als Sprache und Form bei unserer Weissagung ist endlich ihr Geist, verglichen mit dem Geiste derjenigen Weissagungen und Visionen, deren Echtheit nach dem Urtheile der Zeitgenossen und der Kirche unzweifelhaft feststeht. Der wahre Beruf eines echten, d. h. von Gott erleuchteten Propheten, wurde nicht etwa in der Befriedigung menschlicher Neugier durch Verkündigung zukünftiger Ereignisse, und seine Bewährung nicht in dem mehr oder minder glücklichen Eintreffen derselben gesucht, sondern vielmehr in der Absicht, in der Seele des Propheten, welcher, erhaben über Menschenfurcht, dem Irdischen, Weltlichen, Vergänglichen abgewandt, seinen Zeitgenossen den furchtbaren Spiegel der Ewigkeit vorhielt, mit Mahnen, Strafen und Züchtigen der Schwachen und Verstockten. Es ist mit einem Worte der mit dem Begriffe eines Propheten eng verbundene, uralte Begriff eines Predigers und Lehrers im erhabensten Sinne des Wortes. Als solche wurden jene kühnen Propheten und Prophetinnen, wie die heil. Hildegard im **12.** und die heil. Brigitta, Catharina von Siena im **14.** Jahrhundert canonisirt und ihren Strafpredigten, welche niemanden verschonten, von der Kirche und deren höchsten Leitern kein Widerspruch entgegengesetzt. Die großen Visionen im Mittelalter unterschieden sich durch einen zweifachen Charakter, indem die einen, um es mit einem Worte zu bezeichnen, mehr räumlicher Natur waren, die andern mehr in der Zeit und Zukunft sich überhaupt bewegten: beide aber hatten die Ewigkeit zu ihrem wahren Gegenstande, beide Besserung und Verwandlung der Welt zu ihrem eigenthümlichen Ziele. Die erstern trugen ihre Leser auf den Schwingen der Phantasie in das schauerliche Land der Abgeschiedenen nach der Abstufung von Hölle, Fegefeuer und Himmel, Visionen, deren Typus in den Legenden vom 6. und 9. Jahrhundert oft vorkommt, und welche in jener großartigen Vision Dante's ihre unsterbliche Ver-

klärung gefunden haben [57]). Die andern gingen mit ihren Gesichten auf eine näher oder entfernter bevorstehende Verjüngung des weltlichen und kirchlichen Lebens. Unter den letzteren ragt vor den übrigen der berühmte Cistercienser-Abt Joachim von Flora in Calabrien, welcher im Jahre 1201 in dem Rufe eines Propheten starb, und dem das berühmte Buch vom ewigen Evangelium und seinen drei Zeitaltern beigelegt wird, welches während des 13. Jahrhunderts so viel Stürme erregte [58]). Diese Geistesrichtung befestigte sich während des 13. Jahrhunderts unter den Mystikern des Franziskaner-Ordens, den Spirituales, unter denen sich vorzüglich Peter Johann von Oliva, ein durch Sitten und Gelehrsamkeit bewunderter Mann, durch eine bis dahin unerhörte Kühnheit gegen die kirchliche Macht auszeichnete, welche er namentlich in seiner Auslegung der Offenbarung Johannis [59]) bekämpfte. Hier finden wir auch die sieben Zeitalter der Kirche, welche während des übrigen Mittelalters und selbst in der neuern Zeit (z. B. bei Bartholomäus Holzhauser) in der katholischen Kirche sich wiederholen, nur mit dem Unterschiede, daß, was die Neuern auf die Reformation deuten, hier mit dürren Worten auf die römische Kirche bezogen wird, was denn auch dem Buche nach dem Tode des Verfassers (1326) seine Verdammung, wie vorher schon das Verbot seiner Schriften zu Wege brachte, bis Papst Sixtus IV. gegen das Ende des 15. Jahrhunderts dieses Verbot aufhob, und erklärte, daß in diesen Schriften nichts die guten Sitten oder den Glauben Beleidigendes anzutreffen sei. Ohne so weit zu gehen, als die Anhänger des ewigen Evangeliums, richteten doch die Seherinnen Hildegard, Elisabeth und Brigitta kühn ihre Strafreden und lebhaften Verwünschungen gegen Haupt und Glieder der Kirche, was sie aber in den Augen der wahrhaft Frommen nur um desto ehrwürdiger und glaubhafter machte, wie wenn der Bischof von Chiems in seinem Onus Ecclesiae eben daher die Aehnlichkeit mit der heiligen Schrift in den Offenbarungen der heil. Brigitta anerkennt, wenn er (p. 18) schreibt: Brigittae vero revelationes divinorum eloquiorum similitudinem et imitationem sacrarum scripturarum prae se ferunt humanaeque rationi et prudentiae conveniunt: suadent enim poenitentiam et vitae emendationem, ac futura docent praecavere peri-

cula, quae eidem revelata sunt gratia utilitatis Christianae reipublicae. Ipsius namque revelationes mores hominum et divinum cultum potissime concernunt... Wie eifrig diese und ähnlichen Zeugnisse prophetischer Natur im 16. Jahrhunderte von protestantischen Theologen als „testes veritatis" hervorgesucht und zusammengestellt wurden, ist bekannt[60]). Diese Sammlungen bilden noch jetzt eine Hauptquelle, um sich in den Geist des religiösen Lebens im Mittelalter unmittelbar einzuleben.

Was nun namentlich denjenigen Theil der Kirche anlangt, auf welchen die Lehninsche Weissagung den nächsten Bezug hat, nämlich die geistlichen Orden und die Klöster, so darf hier nicht übersehen werden, daß es gerade die Cistercienser waren, gegen welche wegen ihres innern Verfalls, im Gegensatze zu äußerem Glanz und Reichthum, schon seit dem 12. Jahrhundert, nach kaum hundertjährigem Bestehen ihres Ordens, von verschiedenen Seiten und fast gleichzeitig bald die Ermahnungen der Päpste (wie Gregors IX. und Eugen IV.[61]), bald die Weissagungen der Heiligen[62]), bald die Warnungen aus ihrem eigenen Schooße[63]), bald endlich und am meisten die schneidende Satyre der Welt-Geistlichen und Schriftsteller, wie des berühmten Archidiaconus von Oxford, Walter Mapes[64]) sich richteten. Denn dieser Orden hatte sich nicht nur im ersten Jahrhundert seines Bestehens wunderbar schnell ausgebreitet, (er zählte, nach Schröck XXVII, 259, mehr als 1800 Abteien, von denen die meisten vor 1200 gestiftet wurden), sondern wurde meistentheils übermäßig mit Besitzungen und Reichthümern ausgestattet. Der diesem Orden von der heil. Mechtildis und Andern geweissagte Verfall blieb nicht aus. In Frankreich, Italien, England, Schottland, Polen und Schlesien fingen die Bischöfe und Erzbischöfe während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an, den Orden der Cistercienser gewaltsam (crudeliter) zu unterdrücken[65]). Aus demselben Jahrhundert datirt eine am Schlusse der eben benutzten Schrift mitgetheilte merkwürdige Klage: Threnodia sive lamentatio status ordinis Cisterciensis, worin ziemlich naiv dieser Verfall nicht ohne Hinweisung auf die eigene Schuld des Ordens eingestanden und beklagt wird. Der Anfang lautet:

Olim nostrum ordinem principes amabant,
Et summi Pontifices ipsum honorabant,

Grata Privilegia gratis nobis dabant,
Et praeter suffragia nihil postulabant.
Nunc est tributorius idem Ordo factus
Et ad communem hominum sortem est redactus.

Weiterhin heißt es:

Olim dum simplicitas ordinis vigebat
Nos laudabant homines et nemo laedebat;
Collectas a Monachis nemo requirebat,
Sed eos deo pacifice servire sinebat.
Nunc videntes Abbatum grandes apparatus,
Equos et famulos, splendidos ornatus
Dicunt: nisi locuples eorum esset status,
Non valerent ducere tales equitatus.

So gehen die Klagen über Beeinträchtigung ihres Eigenthums, womit zugleich die Armen betroffen würden, weiter, bis der traurige Mönch zum Schlusse sich resignirt und sich und die Seinen mit der Aussicht auf den Himmel tröstet:

Verum de ista materia jam non loquamur,
Sed omissis aliis ad nos revertamur.
Poenas hujus saeculi laeti patiamur,
Ut bonis coelestibus frui mereamur,
Signum est, quod dominus non vult [nos] perire,
Qui nos tanquam filios non cessat ferire,
Ipse post haec tristia, det nos sic transire
Ut ad vera gaudia possimus pervenire [66]).

Man lernt aus diesen Klagen und den vorher angeführten Thatsachen, daß die innere Auflösung, welche die Klöster am Ausgange des Mittelalters ergriffen hatte, und der äußere Druck, welcher diese Zustände zu benutzen suchte, nicht erst auf die Reformation zu warten brauchte, und daß der Boden für den Hauptschlag, welcher der Existenz von hunderten von Klöstern für immer ein Ende machte, nur allzusehr bereitet war.

Nach diesem allgemeinen Rückblick wird es uns möglich sein, dem Geiste der vorgeblichen Weissagung von Lehnin tiefer auf den Grund zu schauen. Das Cistercienser-Kloster Lehnin, so gut wie seine Tochter Chorin, konnten sich im **13.** und **14.** Jahrhundert mit den reichsten und angesehensten ihres Ordens in Deutschland messen,

besonders Lehnin war eine Macht geworden, mit welchem seine eigene Fürsten und angesehene Städte in Verhandlung traten, und was die heil. Brigitta an den Mönchen und Aebten so bitter tadelt, daß sie sich mehr um weltliche Geschäfte, um die Personen der Fürsten kümmerten, als um das Seelenheil der Ihrigen besorgt wären, dies hatte auf die Aebte von Lehnin mehr als an andern Orten Anwendung[67]). Alles sorgte gleichsam dafür, sie in einem sinnlichen und genußreichen Leben fest zu halten, und ihren Blick von der Einkehr in sich selbst auf irdische Interessen hin zu lenken. Nun, welch ein ergiebiger Boden, welch ein reiches Feld für einen von Gott erleuchteten und erwärmten Propheten und gar für einen Heiligen! — und wirft man jetzt in die Weissagung des Propheten Herman einen Blick, welch eine kahle, nüchterne, von allem höhern Geist verlassene Welt- und Religions-Ansicht tritt uns hier vom Anfang bis zum letzten Worte entgegen! Das Trachten nach Glanz und Reichthum, nach Herrschaft und Wohlleben, welches den wahrhaft Frommen und Propheten des 13. und 14. Jahrhunderts ein Gräuel und Aergerniß war, ist diesem dunkeln Propheten des Klosters Lehnin Anfang und Ende seiner Furcht und seiner Hoffnung; dagegen ist ihm der Seelenzustand seiner Conventualen, denen jener „sonnengleiche Glanz" der Welt (licet insigni sicut sol splendeas igni) so gefahrbringend war, ganz gleichgültig; man sollte glauben, das Kloster war von lauter Heiligen bewohnt, wenigstens steht ihre Frömmigkeit auf der höchsten Stufe. V. 4:

Et vitam totam nunc degas summe devotam.

Andrerseits wird der Ueberfluß von Bequemlichkeiten eines ruhig dahinfließenden Lebens (V. 5) so behaglich vorgestellt, daß ein neuerer Kritiker darin eine Ironie des Verfassers gegen das Leben der Mönche zu sehen glaubte[68]). Mit einer solchen sinnlich gemeinen Denkungsweise war denn auch jedes Pathos, jeder Schwung, jede Mystik unverträglich; denn was etwa an Mystik erinnert, die Zahl der 11 protestantischen Regenten, war, wie sich ergeben wird, einem bereits fertigen Typus entlehnt. In chronikartigem Style wird die Geschichte der Mark von den letzten Zeiten des ascanischen Stammes bis herab zu dem großen Churfürsten aus dem Hause Hohenzollern (um bei diesem hier stehen zu bleiben)

mit einer Menge von Nebenumständen erzählt, welche das eigentliche Endziel fast aus den Augen verlieren lassen; und dieses Endziel kann es dürftiger sein? — bleibt die Wiederherstellung der Klöster Lehnin und Chorin in ihren alten Glanz aus der Zeit vor der Reformation (V. 98—106); selbst was ihm diese so hassens- und verabscheuungswerth macht, ist wieder hauptsächlich die Beraubung der Kirchen- und Klostergüter. (V. 52). —

Dieser Seher rühmt sich selbst am Eingange seiner Weissagung einer von Gott dem Schöpfer unmittelbar erhaltenen Offenbarung (V. 2) und es fehlt nicht an Stimmen, welche in dieser Berufung einen direkten Beweis der göttlichen Mission des Bruders Herman erbaulich rühmen! Hören wir, wie einer der erleuchtetsten und frömmsten Geister am Ausgange des Mittelalters, der französische Kanzler Gerson in seiner Abhandlung von der Prüfung der Geister und von der Unterscheidung der wahren Gesichte von den falschen, bei Gelegenheit der Offenbarungen der heiligen Brigitta auf dem Concil zu Constanz über diese wichtige Angelegenheit mit eben so viel Mäßigung als Klarheit sich ausspricht[69]). Nachdem er die verschiedenen Gesichtspunkte dieser Prüfung in Betracht gezogen, fährt er fort: „Endlich muß auch die Prüfung der Geister erforschen, woher der Geist komme oder wohin er gehe?" Der heil. Bernhard, der demüthig behauptete, die Gegenwart des heiligen Geistes mehrmals in seinem Innern empfunden zu haben, bezeugt auch, daß er solches niemals gewußt habe; und man könnte sich daher wundern, wie eine Person aus geringem Stande sagen dürfe, sie erkenne es öfters, woher der Geist komme, da doch Christus zu Nicodemus das Gegentheil versichert. Noch mehr: bei verschiedenen Geistern findet sich in den Eingebungen viel Aehnliches. Gott ist ein Geist; der gute Engel ist es, der böse, der menschliche Geist, sowohl der vernünftige, als der thierische, sind es auch. Durch jeden derselben kann ein ähnliches, nicht leicht von dem andern zu unterscheidendes Gesicht hervorgebracht werden. Wissen doch sehr Wenige die Gedanken und Gesinnungen ihrer vernünftigen Seele von ihren thierischen Empfindungen zu unterscheiden. Welcher Gottesfürchtige sieht es immer deutlich ein, wenn ihn Versuchungen angreifen, ob sie sich blos in der Einbildungskraft fühlen lassen, oder ob die Vernunft damit überein-

stimmt?" — In einer verwandten Betrachtung zeigt derselbe Schriftsteller die Kennzeichen einer wahren göttlichen Offenbarung unter dem Bilde einer echten Münze, wie sie von dem verfälschten Denarius der teuflischen Täuschung unterschieden werden müsse. „Fünf Tugenden sind es, aus welchen, sagt er, der Grund für die Echtheit jener geistlichen Münze zu nehmen ist: die Demuth giebt das Gewicht; die Bescheidenheit (discretio) die Geschmeidigkeit; die Geduld die Dauer; die Wahrheit giebt die Gestalt (configuratio), und die Liebe giebt die Farbe." So weit der fromme Kirchenlehrer. Möge immerhin Herr Pastor Meinhold bei der Lehninschen Weissagung die Schauer der Ewigkeit fühlen[70], — wir vermissen daran die erste und letzte der von jenem tiefen Kenner des menschlichen Herzens, einer Zierde der katholischen Kirche, uns gelehrten Kennzeichen einer echten geistlichen Münze: die Demuth und die Liebe[71]). Von der andern Seite können wir uns aber auch nicht entschließen, mit Herrn Trahndorf jene hundert Verse zwar als eine echte Prophezeihung, jedoch, wegen des darin waltenden „unevangelischen Geistes" als das Werk des Lügengeistes (Apostelgesch. XVI, 16—18.) anzusehen[72]): blos um bei dem treuherzig gehegten Glauben an den übernatürlichen Ursprung dieser Weissagung für sein protestantisches Gewissen einen Ausweg zu finden; die Kritik bedarf dieses Auswegs nicht. —

5.

Zergliederung der Lehninschen Weissagung.

Die voranstehenden Betrachtungen, wobei die äußern Gründe der Unechtheit mit den innern zu einem und demselben Ergebnisse sich vereinigten, führen uns zunächst zur genauern Ermittelung des Zeitalters, in welcher diese vorgebliche Prophezeihung ihre Entstehung erhalten haben muß. Zur Erreichung dieses Zieles treffen wiederum äußere und innere Kennzeichen zusammen. Die erstern liegen einfach in der Rücksicht auf die Zeit, in welcher die Prophezeihung als Handschrift zuerst an's Licht trat; die andern schöpfen wir aus der Zergliederung ihres Inhalts.

Der Gang, welchen die Kritik in dieser Richtung mit Erfolg schon früher eingeschlagen hat, erfreut sich eines sehr alten und unverdächtigen Vorbildes, nämlich in der zu Anfang erwähnten kritischen Abhandlung des Jesuiten Menestrier über die Weissagungen des heil. Malachias von den römischen Päpsten, Weissagungen, welche selbst Dr. Meinhold [73]) als unecht verwirft, und sie keineswegs mit der Lehninschen Weissagung in eine Linie gestellt wissen will! [74])... Menestrier also geht von dem auffallenden Umstande aus, der allerdings bei den meisten Apokryphen dieser Art sich wiederholt, daß die Prophezeihung des heil. Malachias vier Jahrhunderte bis zu ihrer Entdeckung und Herausgabe durch den Benedictiner Wion verborgen gelegen habe; und indem sich ihm die Bemerkung aufdringt, daß in der Reihe der den Päpsten beigelegten Denksprüche bis auf die Regierung des Papstes Clemens VIII. d. h. bis zum Leben des Entdeckers und Herausgebers, zu Ende des 16. Jahrhunderts, eine nicht zu verkennende, wenn auch immer nur bildliche Analogie zwischen der Devise eines jeden Papstes und irgend einem hervorragenden Umstande seines Lebens wahrnehmbar sei; von dann ab aber nur durch gewaltsame, weit her geholte Deutungen, die bisweilen in's Abgeschmackte fallen, als zutreffend bezeichnet werden können [75]), — kommt er zu dem sehr folgerichtigen Ergebnisse, daß die Zeit der Entstehung dieser Weissagungen mit dem Ende ihrer historischen Analogien, welches eben das Pontificat Clemens VIII. war, zusammenfalle, außer daß ihn noch andere Gründe auf die Unechtheit der Prophezeihung geführt hatten. Die Analogie dieses Falles mit dem unsrigen springt in die Augen, nur mit dem Unterschiede, daß jene Grenze in unserm Falle mit einer weit größeren Sicherheit und Schärfe sich ziehen läßt, weil die Reihe der märkischen Regenten nicht etwa blos durch ein Spiel mit heraldischen Devisen, sondern durch eine ununterbrochene Folge deutlich ausgeprägter, wenn auch durch den Parteihaß des Verfassers entstellter Züge kenntlich und erkennbar gemacht sind. Diese Grenze nun wird durch das Ende der Regierung des großen Kurfürsten in der angegebenen Beziehung in solcher Art gezogen, daß das Gedicht dadurch für die gliedernde Betrachtung in zwei deutlich von einander zu unterscheidende Theile zerfällt. Alles was vorhergeht, das ist der weit größere Theil des Gedichts bis zum 75 Verse [76]), stellt sich demnach

bar als ein in Form einer Weissagung gekleidetes Stück der Geschichte der Mark Brandenburg; was dann folgt bis zu Ende kann allein auf den Namen einer auf Enthüllung der Zukunft ausgehenden Weissagung Anspruch machen. Wir wollen der Kürze wegen jenes den historischen, dieses den prophetischen Theil des Gedichts nennen, und diese nach einander in's Auge fassen. Zwar was den erstern oder den historischen Theil betrifft, so werden wir uns mit Rücksicht auf die vorhandenen gründlichen Vorarbeiten ausgezeichneter Kenner der märkischen Geschichte (abgesehen von den vielfältigen handschriftlichen Commentaren und Randbemerkungen, bei welchen allerdings manche Willkür mit unterlief), kurz fassen. Für den historischen Commentar bleibt die Abhandlung: **Vaticinium metricum D. F. Hermanni etc.** vom Prediger Weise (**1746**) noch jetzt brauchbar. Seine Anmerkungen sind, wie er selbst sagt, zu einer „kurzgefaßten Historie der Mark Brandenburg und ihrer Regenten" angeschwollen, welche auf die Quellen der Landesgeschichte, die Chronik des Angelus, die Werke von Leutinger, Garcäus, den Brandenburgischen Cedernhain von Rentsch u. A. zurückgeht. In jüngster Zeit hat Giesebrecht[77]) an einer Reihe schlagender Beispiele nachgewiesen, daß der Verfasser des Vaticinium besonders das letzgenannte Werk, nämlich Rentsch's Cedernhain, welches zu Baireuth **1682** herauskam, also das jüngste der damals vorhandenen brandenburgischen Geschichtswerke, bis auf einzelne Nebenumstände, ja bis auf den Ausdruck benützt hat; damit ist schon eine dankenswerthe chronologische Bestimmung über die Entstehung des Vaticinium gegeben. Nicht etwa als wäre der historische Theil überall ohne Dunkelheit, Zweideutigkeit und auffallende Lücken, welche den Scharfsinn auch des gelehrtesten Auslegers beschäftigen können. Bei der lakonischen, orakelmäßigen und behuf der einmal befolgten Tendenz nicht ohne Geschick angelegten und durchgeführten Darstellung konnte und sollte auch diese nicht überall die Deutlichkeit und Ausführlichkeit einer Geschichtserzählung haben. Am auffallendsten ist diese Dunkelheit vielleicht bei demjenigen Punkte, welcher von Anfang bis auf diesen Tag ein Problem und Geheimniß der ältern märkischen Geschichte geblieben, und womit die Geschichte der märkischen Klöster so eng verflochten war: ich meine die Geschichte des falschen oder für falsch erklärten Waldemar. Hier

war ein Punkt, wobei unser Prophet sich um die Wissenschaft und die Nachwelt ein entschiedenes Verdienst erwerben konnte dadurch, daß er für die eine oder die andere Seite mit Hilfe der ihm gewordenen Offenbarung den Ausschlag gab. Nach der geschichtlichen Analogie müßte man (wenn eine Vermuthung erlaubt ist) erwarten, daß er sich für die Echtheit des Prätendenten ausgesprochen haben werde; denn wie diese bei dessen Leben von den Meisten anerkannt wurde[78]), so wird diese Anerkennung von den Ordensgenossen der Klöster Lehnin und Chorin noch besonders und ausdrücklich berichtet[79]), und bei der entschiedenen Vorliebe des Propheten für den Ascanischen Stamm sollte man dies um so mehr erwarten; allein ungeachtet diese merkwürdigen Ereignisse in das erste Stadium seiner Vision fallen, wo diese also verhältnißmäßig die meiste Schärfe und und Klarheit haben sollte, so hat dennoch unser Seher es vorgezogen, uns darüber im größten Dunkel zu lassen. Der Beweis für unsere Aussage liegt darin, daß während von den Auslegern der eine die Echtheit Waldemars an einer Stelle zu sehen glaubte, der andere gerade das Gegentheil davon fand[80]). In Wahrheit aber ist weder das eine noch das andere in den bezüglichen Stellen ausgesprochen, was um so bemerkenswerther erscheint, als gerade um die Zeit des Hervortretens unserer Weissagung eine Umwandlung der mehrere Jahrhunderte bestandenen Geschichtsmeinung zu Gunsten der Echtheit Waldemars sich vorbereitet hatte[81]). Zu den Verfechtern der letzteren Ansicht gehörte Martin Friedrich Seidel[82]). Man begreift, daß es für einen Propheten ex eventu mißlich war, die Entscheidung eines solchen Problems auf sich zu nehmen. —

Wie sehr nun auch das Ansehen des Lehninschen Propheten, der sich bis zur Zeit des Todes des großen Kurfürsten, und höchstens bis zum Anfang der Regierung seines Nachfolgers, als einen rückwärts gekehrten Propheten im eigentlichen Sinne des Worts erweist, erschüttert wird, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß er von da ab weit in die Zukunft hinausgesehen und diese nach einer gewissen Beschaffenheit im Voraus verkündigt hat. Von der angeblich treuen Erfüllung dieser vermeintlich bis in unsere Gegenwart hineinragenden Prophezeiung entlehnen jetzt viele, wo nicht den Beweis, doch die Ueberzeugung von der Echtheit des Ganzen.

Es fragt sich, ob dieser prophetische Theil an sich überhaupt ein Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung sein kann, da hier fast alles einem subjektiven Dafürhalten von der Uebereinstimmung der Wirklichkeit mit den Worten des Propheten abzuhängen scheint. Wir glauben jedoch, daß auch hier ein objectiver Standpunkt zu gewinnen ist. Es kommt zunächst darauf an, zu unserer Weissagung die geschichtliche Analogie und gleichsam den geschichtlichen Typus zu ermitteln. —

Das 17. Jahrhundert zeichnet sich unter andern durch einen außerordentlichen Reichthum von Prophezeihungen der verschiedensten Art aus, welche selbst nach Art und Charakter wieder auf verwandte Erscheinungen einer älteren Periode zurückweisen. Um uns auf diesem dunklen Gebiete einigermaßen zu orientiren, sei es gestatttet einige der hervorstechendsten Gattungen, wie sie in der Literatur auftreten, zu charakterisiren, ohne sie in ihrem Wesen theoretisch begründen zu wollen. Als solche Gattungen unterscheiden wir vor Allem vier: nämlich poetische, astrologische, apokalyptische Weissagungen und endlich Visionen oder Gesichte im eigentlichen Sinne, welche, je nach dem Geiste derselben, von unsern Altvordern auf eine übersinnliche, theils göttliche, theils dämonische Eingebung zurückgeführt wurden, in unsern Tagen jedoch vorwiegend auf den Somnambulismus, das magnetische Hellsehen und verwandte Erscheinungen eines erhöhten oder auch krankhaften Seelenlebens bezogen werden[83]. Manche Weissagung trägt einen gemischten Charakter, von dem jedoch irgend ein Zug das vorherrschende Wesen desselben bestimmen wird. Endlich unterscheiden sie sich nach Umfang und Würde der Gegenstände, je nachdem sie es etwa mit dem Schicksale eines Individuums oder einer Stadt, oder aber mit den politischen Geschicken ganzer Länder und gar mit dem Ziele der Weltgeschichte selbst zu thun haben.

Von den eben angeführten Arten der Weissagung kann die erstgenannte, nämlich die poetische, ein sehr hohes und für alle Zeiten bleibendes Interesse erregen, wenn sie der begeisterten Stimmung eines echten und großen Dichters entquoll, so daß die geschichtlichen Beziehungen ihnen und andern oft sehr spät oder nur der fernen Nachwelt klar werden. In diesem Sinne war schon bei den Alten Dichter und Seher in dem Begriffe vates identisch, indem die Poesie selbst als ein Geschenk und eine Eingebung von oben be-

trachtet wurde. Oft ist es ein weiser Mann, irgend ein Philosoph, ein Redner, welcher Augenblicke solcher höherer Anschauungen hatte. So entwarf Leibnitz in seiner Jugend eine später nicht ausgeführte Abhandlung: de vaticiniis sapientum [84]). Es werden uns sinnvolle Aussprüche prophetischer Natur in den Werken der größten Dichter, eines Virgil, Dante, Goethe [85]) bemerklich gemacht.

Hierbei länger zu verweilen, gestattet jedoch die Natur unsers Gegenstandes nicht. Es leuchtet auch ein, daß die Lehninsche Weissagung, ungeachtet ihrer rhytmischen Einkleidung und ihrer Reminiscenzen aus alten Dichtern, in diese Kategorie nicht gestellt werden kann; sie giebt sich selbst als etwas Höheres, wesentlich Anderes, nämlich als eine mit Bewußtsein von Anfang bis zu Ende ausgesprochene göttliche Offenbarung, als eine Vision; sie will nicht blos, gleich jenen prophetischen Aussprüchen großer Männer, den Geist im Allgemeinen anregen, indem sie ihn in sich selbst und zu einer philosophischen Betrachtung der menschlichen Geschicke hinführt, sondern sie fordert Glauben als an ein Objekt der Offenbarung und unmittelbaren Belehrung. Verschieden hiervon sind wieder diejenigen Weissagungen, welche auf dem Wege einer vermeintlichen Wissenschaft oder Kunst eine Ueberzeugung bewirken wollen. Dies gilt namentlich von denjenigen, welche sich entweder auf Astrologie oder auf die apokalyptischen Bücher der Bibel stützen; denn sie bedienten sich einer gewissen, mehr oder weniger allgemeinen, oder einem gewissen Zeitalter eigenthümlichen Methode, hier der Berechnuug, dort der Auslegung, oder sie verbinden beides. Diese gewähren den Vortheil, daß man den Maßstab der eignen Regel an sie legen, sie mithin einer objektiven Prüfung unterwerfen kann. Es waltet eine gewisse Ehrlichkeit bei dieser Art von Prophezeihungen ob, welche bewirkt, daß mancher Urheber solcher Weissagungen geachtet, ja geehrt vor der Nachwelt dasteht, wenn wir auch seine Werke belächeln sollten. Als Beispiel der einen Richtung nenne ich nur für das 16. Jahrhundert Melanchthon und Carion, den Lehrer des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg in der Astronomie und Astrologie [86]), und der andern, im 17ten, den großen Newton, während die zahllosen Urheber solche Prophezeihungen, welche sich für Organe einer höhern und individuellen Inspiration ausgaben oder gehalten wurden, die Nostradamus,

Paracelsus, die vielen Theosophen, sogenannten Rosenkreuzer, Mystiker verschiedener Art, Männer und Frauen, die Kotter, Drabicius und wie die Schaar dieser trüben Geister in der Literatur sich ein Pantheon oder Pandämonium errichtet hat, bis herab zu den prophetischen Camisards zu Anfang des 18. Jahrhunderts, durch ihre Persönlichkeit meist nur einen sehr untergeordneten Rang unter den Geistern behaupten, wenn sie nicht etwa, wie Paracelsus, durch die Totalität eines durchaus ursprünglichen Wesens sich ein Denkmal in der Geschichte des menschlichen Geistes setzten, oder, wie gewisse Seher und Seherinnen im Mittelalter, durch Heiligkeit im Wandel, durch Kühnheit und Größe des Blickes, verbunden mit echter Einfalt, dieses untrüglichen Stempels der Wahrheit, eine weltgeschichtliche Bedeutung errungen haben[87]).

Was nun die Lehninsche Weissagung anlangt, so sollte man sie, der Form und der ausgesprochenen Absicht nach, unter die Visionen oder übersinnliche Inspirationen zu stellen haben; allein diese Form ist bloßer Schein: sie ist, bei näherer Untersuchung, im Ganzen wie im Einzelnen, wesentlich Resultat einer durchdachten Reflexion; es ist mit einem Wort Methode darin, und es fragt sich nur, in welcher Richtung wir das Vorbild derselben zu suchen haben? Bei weiterer Prüfung zeigt sich nun, daß von astrologischer Kunst, wie sie im 16. und noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Schwunge war, darin nichts vorkommt. Dahingegen lassen sich bald unzweifelhafte Spuren der andern und viel verbreitetern, nämlich der apokalyptischen Weissagungen, darin entdecken, wenn dies auch von dem Verfasser mehr im Resultate, als in der auf sie führenden Methode ausgesprochen ist. Dies nöthigt uns auf eine Charakteristik dieser Geistesrichtung, mit Rücksicht auf den Gegensatz unter Katholiken und Protestanten, von denen die erstern unserm Propheten das Vorbild, den Typus lieferten, vorher einzugehn.

Die Auslegung der apokalyptischen Bücher des alten und neuen Testaments und ihre Deutung durch die Weltgeschichte, sowie das Bestreben, die Zukunft und das Ende der Geschichte aus jenen prophetischen Schriften (namentlich dem Propheten Daniel und der Offenbarung Johannis) zu erklären, zieht sich durch das Mittelalter namentlich seit dem 12. Jahrhundert durch die Zeiten der Reforma-

tion und das 17. Jahrhundert bis auf die Gegenwart herab; es nimmt jedoch diese Thätigkeit sowohl von den einzelnen Zeitaltern als von dem besondern Standpunkte der kirchlichen und politischen Parteien eine eigenthümliche Färbung an, und das ist es, was diese Versuche so belehrend und anziehend macht. Im Mittelalter ist es die Opposition gegen die Kirche, vorzüglich gegen Rom, welche in den Bildern der Offenbarung Johannis ihre Symbole schöpft, wie der oben genannte Franziskaner Oliva; ein Jahrhundert später Dante[88]). Mit der Reformation tritt auf diesem Gebiete ein bleibender und schroffer Gegensatz ein: protestantische und katholische Ausleger langen jedesmal bei ganz entgegengesetzten Resultaten an; es ist gewöhnlich ein und dasselbe Schema, welches sich unter gewissen Modificationen immer wiederholt, und es genügt meistens, den allgemeinen Typus an einem oder wenigen Beispielen zu studiren. Im Allgemeinen zeigt sich vielleicht ein Uebergewicht dieser Bestrebungen bei den Protestanten, eine Folge theils der Idee der Reformation, theils auch der Verfolgungen und Prüfungen, welche sie während des 17. Jahrhunderts durch den dreißigjährigen Krieg oder in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts durch die gewaltsamen Maßregeln in Frankreich und den kaiserlichen Erblanden, vorzüglich in Ungarn, erfuhren. In jenen biblischen Offenbarungen und Prophezeihungen schöpften sie Ergebung in die Leiden der Gegenwart und Trost und Hoffnung für die Zukunft. Diese Stimmung machte auch so viele unter den Protestanten für den Chiliasmus zugänglich, welcher in diesem Zeitalter so viele Anhänger zählt. Gemeinschaftlich ist diesen Apokalyptikern die Voraussetzung, daß die Weissagungen im Propheten Daniel und in der Offenbarung Johannis mit Luthers Reformation in das erste Stadium ihrer Erfüllung trat, daß Babylon in Rom, der Antichrist im Papste und gleichzeitig im Mahomet ihre Verkörperung gefunden, als untrügliche Vorboten der letzten Zukunft Christi und des Weltendes. Demgemäß kam es blos noch darauf an, den Fall des Antichrists, also des Papstthums, durch Auslegung und Berechnung zu bestimmen, dem denn auch in der Regel eine nicht gar zu lange Frist gegeben wurde. Die Katastrophe sollte durch blutige Religionskriege und neue Kreuzzüge, vorzüglich gegen die Türken, herbeigeführt werden, während die Anhänger des Thiers, die sein Malzeichen tragen, d. h. die Feinde der

reinen Lehre, den Kelch des Zorns Gottes trinken müssen. Diese mehr oder weniger modificirten Ansichten werden bald in leidenschaftlichem Schwunge, bald mit aller Ruhe und Kälte wissenschaftlicher Reflexion, doch nichts desto weniger mit Ueberzeugung vorgetragen. Zu den ersteren gehörte der durch seine heftige Polemik bekannte französische reformirte Geistliche und Verbannte Jurieu[89]). Die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich sind ihm ein sicherer Vorbote, daß der Protestantismus in Frankreich, auch wenn seine Ausrottung gelänge, dennoch einst die Oberhand gewinnen werde; aber, was seinem Herzen zur Ehre gereicht, diese große und unerwartete Veränderung wird ohne Blutvergießen zu Stande kommen; denn der französische Monarch selbst wird seinen Unterthanen, die ihm auch in diesem Punkte unbedingten Gehorsam erzeigen müssen, mit seinem Beispiele vorangehen; nach und nach würden ihm alle katholischen Mächte folgen. Den Anfang des tausendjährigen Reichs selbst setzte Jurieu in das Jahr 1785.

Einen andern Charakter nehmen diese Bestrebungen gleichzeitig in England an, wo nämlich die vorzüglichsten Köpfe das apokalyptische System des Protestantismus durch scharfsinnige Methoden und kühne Spekulationen zu stützen suchen. Dahin gehört Thomas Burnet, dessen Theoria sacra telluris für die Geschichte der Geologie von Bedeutung ist, deren Kern jedoch eine Verschmelzung geologischer Hypothesen mit apokalyptischen Ideen bildet; nächst ihm der Mathematiker Whiston, welchen Newton zu seinem Stellvertreter auf dem Lehrstuhl der Mathematik zu Cambridge vorschlug, und der nachmals aus der Apokalypse berechnete, daß der Anfang des tausendjährigen Reichs in das Jahr 1715 fallen würde[90]). Vorsichtiger und gemäßigter verfuhr jedoch Newton[91]). Dieser große Mann beginnt seine Auslegung der biblischen Prophezeihungen mit der Erklärung: „daß es eine Thorheit vieler Ausleger wäre, aus den Prophezeihungen der heiligen Schrift die Voraussicht der zukünftigen Begebenheiten zu schöpfen, als wenn, sagt er, Gott die Absicht gehabt hätte, aus ihnen eben so viel Propheten zu machen. Gott habe die Apokalypse so wie die prophetischen Schriften des alten Testaments nicht gegeben, um der menschlichen Neugierde zu schmeicheln, dadurch, daß er den Menschen gestattete, die Zukunft darin zu lesen, sondern damit die Prophezeihungen, nachdem sie einmal erfüllt,

nach den Ereignissen ausgelegt werden könnten, damit seine Wissenschaft von der Zukunft, und nicht die der Ausleger offenbart würde." Demgemäß entwickelt Newton seine exegetischen Grundsätze mit vorzüglicher Berücksichtigung des Verhältnisses der biblischen Metaphern zu dem ihnen zu Grunde liegenden eigentlichen Ausdrucke und Begriffe; alles mit einem bewundernswürdigen Aufwande von historischer Gelehrsamkeit. In seinen Ergebnissen jedoch, oder vielmehr in seinen Voraussetzungen trifft er mit den in der protestantischen Kirche seiner Zeit eingebürgerten Vorstellungen überein, wonach es fast ein Glaubensartikel war, in dem römischen Papste den Antichrist zu sehen. Newton sucht dies mit besonderer Rücksicht auf die Vision des Propheten Daniel im VII. Kapitel (auf dieselbe kommen wir nachher zurück) zu erhärten, und bei dieser Gelegenheit enthält er sich nicht (in der Erklärung der: „eine Zeit, zwei Zeiten und die Hälfte einer Zeit"), den Fall des Papstthums zu berechnen, welchen er gegen das Jahr 2060 zu setzen scheint, was ihm von Biot, nicht mit Unrecht, als ein Vergessen seines eigenen Grundsatzes angerechnet wird. Indessen übt Newtons Name unter seinen Landsleuten auf diesem Gebiete, wie auf den übrigen, welche ihm die Unsterblichkeit sichern, bis auf diesen Tag volles Ansehen aus, so daß sie auch hierin keinen Widerspruch dulden wollen[92]).

Gegenüber diesem Typus protestantischer Auslegung zeigt die katholische Apokalyptik und Auslegung der Propheten bei aller Verschiedenheit des Weges und der Maximen, in Bezug auf das Endziel auch wieder eine gewisse unverkennbare Verwandtschaft. Ein Hirt und Eine Heerde — auf diese messianische Idee kommt auch hier alles zurück. Es ist sehr belehrend, diese entgegengesetzten Standpunkte gegen einander zu halten, welche, während sie gegenseitig einander aufheben, zugleich auf einander Licht werfen und vor Allem auf die Nothwendigkeit eines dritten und höheren Standpunktes hinweisen, in welchem das Einseitige und Herbe auf beiden Seiten ausgeschieden werde.

Sehen wir uns nun wegen eines hierher gehörigen Typus in der katholischen Kirche um, so bietet sich uns für den Zweck dieser Untersuchung kein anschaulicheres und belehrenderes Vorbild dar, als der Commentar des Bartholomäus Holzhauser (geboren 1613 auf dem Lande in der Nähe bei Augsburg, gestorben als Dechant

zu Bingen 1658) über die Offenbarung Johannis, bei welcher er einen höhern Beistand empfangen zu haben glaubte[93]). Abgesehen von seiner bis zum äußersten Fanatismus gesteigerten, leidenschaftlichen Polemik gegen die Reformation und insbesondere gegen Martin Luther, bewährt er sich in seinen Schriften als einen der, wahre sittlich religiöse Verbesserung und Heiligung der Christenheit mit Feuer erstrebenden Theologen; auf Gelehrsamkeit und Literatur legt er wenig Werth, wie denn seine lateinische Schreibart weniger als nachlässig und geradezu barbarisch genannt werden darf. Dies hinderte jedoch nicht, daß der große Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, ihn wegen seiner Verdienste um kirchliche Reform sehr schätzte und nach Bingen in seine Nähe berief. Schon während des dreißigjährigen Krieges machte Holzhauser durch seine politischen Prophezeihungen und Visionen, namentlich in Betreff der Unruhen in England, großes Aufsehen. Für uns haben diese Gesichte ein geringeres Interesse als sein erwähnter Kommentar über die Apokalypse, welchen er nicht lange nach dem westphälischen Frieden abfaßte, und der sich von ähnlichen Arbeiten dieses Zeitalters unter katholischen Theologen[94]) durch seinen mystischen Charakter auszeichnet, ganz geeignet, ein näheres Verständniß der Lehninschen Prophezeihung herbeizuführen.

Wir brauchen uns hier nur an den Grundgedanken zu halten, welcher diesen Kommentar beherrscht. Dieser Grundgedanke besteht nämlich in einer eigenthümlichen Auffassung und Anwendung der Idee von den sieben Zeitaltern der streitenden Kirche, einer Idee, welche bis in die vorchristliche Zeit zurückweist, im Mittelalter uns öfter begegnet und, mit mehr oder weniger Aufwand von Philosophie und Geschichte, auf einer Paralellisirung der Profan- und Kirchen-Geschichte, namentlich auch einer typischen Auffassung der Schöpfungs-Geschichte beruht. Holzhauser beginnt sein erstes Zeitalter mit der Erscheinung Christi auf Erden (status seminativus), welches bis auf Nero dauert; von hier bis zu dem Zeitalter der Reformation erstrecken sich die drei folgenden Zeitalter, nämlich bis zum Kaiser Constantin (status irrigativus), bis Carl dem Großen (status illuminativus) und Carl V. (status pacificus). Das vierte Zeitalter, obschon eine Zeit der Blüthe für die Kirche und Religion, während welcher zwei Jahrhunderte lang keine Ketzerei den Frieden

trübt, hegte doch bereits den Keim eines tiefern Verderbens in sich, welches den Zorn Gottes über sie herabrief, und eine Folge jenes Verderbnisses war der Untergang Konstantinopels durch die Türken und — das Auftreten Luthers 1517, welchen jener die Geißel der lateinischen Kirche und einen schrecklichen Heresiarchen nennt, welcher alle Ketzereien aus der Hölle zurückrief und in Wahrheit über ganz Europa durch seinen fluchbeladeneu Mund ausspie[95]. Nun beginnt das fünfte Zeitalter der Kirche (status afflictionis), ein Stand der Betrübniß, der Trostlosigkeit, der Demüthigung und der Armuth der Kirche, welcher mit Recht ein Reinigungsstand genannt werde (status purgativus), in welchem Christus seinen Weizen durch schreckliche Kriege, Aufstände, Hungersnoth, Pest und andere schreckliche Uebel sichte und sichten werde, desgleichen durch Betrübniß und Verarmung der römischen Kirche, durch viele Ketzereien und schlechte Christen, welche ihr die meisten Bisthümer und unzählige Klöster und die reichsten Abteien raubten; ja sogar durch katholische Fürsten werde sie gedrückt, und durch Abgaben, Steuern und andere Erpressungen arm gemacht, so daß man mit Recht seufzen und mit dem Propheten Jeremias sagen könne: die Fürstin der Länder ist unter das Joch gebracht, und die Kirche ist demüthig und verächtlich geworden, weil sie von den Ketzern geschmäht und die Geistlichkeit von schlechten Christen verachtet wird: es wird ihr keine Ehre und Achtung mehr erzeugt. Im Gefolge dieses betrübenden Zustandes der Kirche drängen sich noch die Schrecken des Bürger- und Völkerkrieges; Reich kämpft gegen Reich, oder wird durch innern Zwiespalt zerrissen, Fürstenthümer und Monarchien werden umgestürzt, Alle verarmen und es wird die größte Verwüstung über die Erde gehen. Namentlich hat der Verfasser den dreißigjährigen Krieg mit seinen Verwüstungen vor Augen und gern wird man das viele Wahre und Treffende in seinen Klagen, namentlich auch über den allgemein tiefen religiösen und moralischen Verfall seines Zeitalters anerkennen, worin er sich den protestantischen Sittenpredigern, einem Joh. Val. Andreae, einem Schuppius u. A. anreiht, ohne die Mitglieder seiner eigenen Kirche zu schonen[96]): wenn er nur nicht in der Heftigkeit seines Eifers in Bezug auf die Reformation und den Protestantismus endlich den Standpunkt eines deutschen Patrioten ganz aufgäbe; denn er geht so weit, daß er den westphälischen Frie-

den einen beweinenswerthen, einen gegen die Christenheit und katholische Religion höchst verdammungswürdigen Frieden nennt[97]). Eben deßhalb ist ihm aber der durch diesen Frieden herbeigeführte Zustand Deutschlands und Europa's nur ein sehr bald vorübergehender, vorübergehend nämlich mit dem eben geschilderten Zeitalter der Kirche überhaupt, dessen Uebergang in einen glücklicheren Zustand in den Augen Holzhausers nahe bevorstand. Er drückt sich hierüber ganz klar und unzweideutig aus, wenn er von dem fünften Zustande der Kirche sagt: dauern wird er bis zu dem „heiligen Papste" und jenem „starken Monarchen," welcher in unserem Jahrhundert kommen und Hülfe Gottes heißen wird, d. h. Wiederhersteller aller Dinge[98]). Hat auch Holzhauser darin viel zu früh gesehen und seinem Ansehen als Propheten einen großen Stoß gegeben, so ist es nichts desto weniger anziehend und belehrend, das Bild kennen zu lernen, welches er sich unter dem sechsten Zeitalter der Kirche, dem des Trostes (status consolationis) entworfen hatte. Es beginnt also mit der Regierung des starken Monarchen und des heiligen Papstes und wird dauern — bis zur Geburt des Antichrists. Man beachte, daß er den Hauptnachdruck auf die Erscheinung, den Charakter und die Thaten des großen Monarchen legt, welcher fast allein Alles für die Wiederherstellung der Einheit der katholischen Kirche, die höchste Blüthe des geistlichen und Priesterstandes, und die Gründung des Reiches Gottes und seine Gerechtigkeit auf Erden thun wird, und was damit zusammenhängt: daß dieser starke Monarch in der Person des Oberhauptes des heiligen römischen Reichs deutscher Nation und Königs von Deutschland erscheinen wird. Ist dies auch nicht mit direkten Worten ausgesprochen, so liegt es doch klar angedeutet in der Analogie mit den frühern Zeitaltern seit Karl dem Großen, von denen jedesmal neben einem Papste ein deutscher Kaiser genannt, welcher ohnehin nach dem mittelalterlichen Begriffe als Vogt und Schirmherr der gesammten Christenheit dasteht. Es liegt ferner darin, daß die Thätigkeit des starken Monarchen sich hauptsächlich auf das deutsche Reich, d. h auf die Bekämpfung und Besiegung der protestantischen Fürsten, vorzüglich aller freien Reichsstädte und Seestädte und Freistaaten überhaupt, welche als Freistätten des Protestantismus und eines ungebundenen Geistes unserm Propheten im hohen Grade verhaßt

sind, richten werde. Holzhauser fand diese Ansichten, welche, wir anticipiren es, am Schlusse der Lehninschen Weissagung wiederklingen, in seinem Zeitalter vor [99]). Ferdinand II. und Ferdinand III. läßt er an einigen Orten fallen, waren ziemlich nahe daran, die Einheit des Reichs und der Kirche herzustellen, doch der betrübte Zustand der Kirche ließ es noch nicht zu (p. 397. 402). Zwar werde diese Wiederherstellung der deutschen Monarchie und des Einen katholischen Glaubens nicht ohne großen Widerstand von Seiten der protestantischen Fürsten und freien Städte und viel Blutvergießen von beiden Seiten abgehen [100]), doch nur um seine Macht um so mehr zu verherrlichen. Das Reich der Türken wird zerstört; es wird das größte allgemeine Concil der ganzen Welt gefeiert, die Völker werden in den Einen Schafstall zurückkehren und es wird ein Hirt und eine Heerde sein [101]). Das Reich dieses Monarchen wird, nachdem er in einer langen Regierung seine göttliche Mission vollbracht, auf seine Nachkommen übergehen und so lange währen, bis der Sohn der Verderbniß oder der Antichrist geboren wird, welches uns durch den „Gräuel der Zerstörung" von dem Propheten Daniel und das Thier in der Apokalypsis vorbildlich dargestellt wird. Auf die nähere Darstellung dieses siebenten und letzten Zeitalters der streitenden Kirche, welches der Wiederkunft des Herrn vorangeht, scheint ein näheres Eingehen hier unnöthig. Es sei nur bemerkt, daß Holzhauser vermöge der mystischen Zahl 666 (Offenb. Joh. XIII. 18.) sowohl den Anfang als das Ende der Lebenszeit des Antichrists vorausberechnet hat. Als das Geburtsjahr desselben setzt er nämlich das Jahr 1856, seine Lebenszeit auf 55½ Jahr, folglich den Anbruch des Reiches Christi in das Jahr 1906. Da indeß der sechste Zustand der Kirche, welcher mit dem starken Monarchen bereits vor Ablauf des 17. Jahrhunderts beginnen sollte, noch immer nicht angebrochen ist, so ist für die Erfüllung der andern eng damit zusammenhängenden Weissagungen viel weniger Aussicht vorhanden. Indessen haben bei einer gewissen Partei die Holzhauserschen Ideale der europäisch-christlichen Politik sich heute so befestigt, daß sie ganz unverhüllt schon in die Tagespolitik gebracht werden [102]).

Es scheint überflüssig, uns über den Geist und den Werth dieser Weissagungen weiter zu verbreiten; sie charakterisiren sich hinlänglich

durch sich selbst. Indessen machten sie zu ihrer Zeit bei Hohen und Niedern das größte Aufsehen, wozu die Verehrung, welche dem persönlichen Charakter Holzhausers gezollt wurde, sehr viel beitrug. Sie wurden in Abschriften vielfältig verbreitet und mit Auslegungen und Bemerkungen versehen. Eine solche Abschrift erhielt Leibnitz, als er in seiner Jugend zu Mainz am Hofe des Kurfürsten Johann Philipp lebte, von seinem Gönner, dem Baron von Boineburg, welcher aus Holzhausers Munde Anmerkungen dazu geschrieben hatte. Leibnitz sagt seine Meinung hierüber in folgendem Briefe an jenen Staatsmann (aus Mainz 14. September 1670): „Die Vigilien des Bartholomäus, schreibt er [103], glaube ich jetzt ganz zu verstehen, vorzüglich mit Hülfe Deiner Anmerkungen. Das Meiste hängt ganz gut zusammen, mit Ausnahme desjenigen, was dem guten und wahrhaft einfältigen Manne sein mit der Muttermilch gegen die Protestanten eingesogener Haß eingegeben hat; sobald dies jedoch ausgelöscht oder leicht verändert wird, so fehlt der ganzen Reihe nichts. Wenn man mit Conring, Usserius [104]) und Andern für Luther, welchen Bartholomäus durch die Posaune des sechsten Engels bezeichnet haben will, den . . . . . [105]) substituirt, so stimmt das Uebrige eben so. Es ist also gut, daß die Sache bestehen kann, ohne daß die Leidenschaften auf beiden Seiten in's Spiel kommen. Wenigstens, wenn jener großer Monarch, welchen Bartholomäus uns verspricht, die Kirche so gestalten wird, wie Du aus seinem Munde in den Anmerkungen aufgezeichnet hast, so wird er eher aus der römischen, als aus der reformirten oder der lutherischen Kirche Widersacher erhalten [106])." Diese Bemerkungen sind in mehr als einer Hinsicht lehrreich; namentlich lernen wir aus ihnen, daß es damals, wie heut zu Tage, nicht an Neigungen und Versuchen fehlte, Weissagungen, welche durch den Schein eines außergewöhnlichen oder gar übernatürlichen Charakter imponirten, den verschiedensten, ja entgegengesetzten Parteien und Interessen anzupassen, ganz wie es später mit der Lehninschen Weissagung bis auf diesen Tag gemacht wurde, indem jede Partei das ihr Gemäße als das allein Wahre mit Absonderung des Uebrigen hervorhob, unbekümmert um die wahre und eigentliche Tendenz des Propheten.

Wir wenden uns jetzt zur Lehninschen Weissagung zurück.

Es wird nicht schwer sein, in ihr einen bestimmten Plan und zwar nach dem Typus der Holzhauserschen Auslegung der Offenbarung Johannis wieder zu finden. Daß ein Einfluß dieser Weissagungen auf den anonymen Verfasser der hundert Verse überhaupt stattfinden konnte, begreift sich sehr leicht aus dem hohen und damals so allgemeinen Ansehen Holzhausers nicht blos unter Katholiken, sondern auch vielen Protestanten. Wir müssen zu diesem Ende die Lehninsche Weissagung als ein Ganzes betrachten, und daher von jener Zergliederung in einen historischen und prophetischen Theil, welche wir zum Behuf der Kritik unternahmen, für diesmal abstrahiren.

Demgemäß zerfällt das ganze Vaticinium in drei, zwar eng mit einer zusammenhängende, doch besondere Abschnitte: der erste begreift den mittelalterlichen Zeitraum bis zur Reformation; der zweite den von der Einführung der Reformation in die Mark bis zu dem prophezeiten Erlöschen des Hauses Hohenzollern; der dritte Zeitraum endlich begreift die Zeit der Wiederherstellung der Einen katholischen Kirche und des Königthums in Deutschland, wovon die Wiederaufrichtung der Klöster Lehnin und Chorin eine natürliche Folge sein wird.

Es wird einem jedem klar werden, daß diese drei Perioden ihrer Idee und Tendenz nach ganz und gar denjenigen drei Zeitaltern entsprechen, welche in Holzhausers Commentar über die Offenbarung Johannis das vierte, fünfte und sechste Zeitalter der streitenden Kirche einnehmen; es sind nemlich jene drei Zeitalter (status pacificus, afflictivus und consolationis) auf die Schicksale der Mark Brandenburg besonders angewandt, der Art, daß sich einer aus dem andern nach der allgemeinen geschichtlichen oder vielmehr prophetischen Analogie vor unsern Blicke entwickelt. So beginnt das Erlöschen des ursprünglichen Glanzes, und auch gleichzeitig schon das Vorzeichen eines künftigen Falles bereits im ersten Zeitalter, im 14. Jahrhundert mit dem Aussterben des ascanischen Stammes; andererseits wird schon bei der Aufhebung des Klosters und seiner Filiale Chorin durch den ersten lutherischen Kurfürsten der Mark die Wiederherstellung desselben in Aussicht gestellt [107]). Wie aber in Holzhausers Schilderungen die des betrübten fünften Zeitalters am meisten Leben und Farbe hat, weil der Seher darin seine eigene Zeit

schildert, so ist es in der Weissagung von Lehnin mit dem Zeitraum der Herrschaft des Protestantismus, dessen Ausgang und Ende er zuversichtlich entgegensieht. Dieser Zeitraum bildet daher den Kern der ganzen Prophezeiung, wozu der vorangehende den Keim und der letzte gleichsam die Blüthe und die Frucht enthält. Wir richten daher auf jenen mittleren unsere nächste Aufmerksamkeit.

Holzhauser hatte das Ende des fünften Zeitalters, mithin die Erscheinung seines starken Monarchen und des heiligen Papstes zwar bereits für sein Jahrhundert vorausgesagt und dadurch die Hoffnungen seiner Anhänger betrogen; es lag darin für diejenigen, welche den Grundgedanken seiner Weissagung nichts desto weniger als wahr und richtig festhielten, ein Wink, jenes Ziel auf eine fernere Zukunft hinauszuschieben und den Erwartungen auf die Herstellung des Katholizismus und eines durch den Glauben einigen Deutschlands mehr Raum zu gönnen. Dies thut auch der Verfasser der Lehninschen Weissagung, indem er, ohne ein bestimmtes Jahr, wie manche Chiliasten, wie Holzhauser, für die Geburt des Antichrists zu berechnen, jenen Erwartungen durch eine allgemeine mystische Zählung der protestantischen Regenten aus dem Hohenzollerschen Hause ein Maaß setzen will.

Es ist auffallend, daß unter den bisherigen Auslegern der Lehninschen Weissagung, sowohl unter den Vertheidigern als unter den Gegnern ihrer Echtheit, niemand auf die Zahl Eilf als die Grenze der protestantischen Regenten in der Mark seine Aufmerksamkeit gerichtet hat. Während die einen in dieser Zahl, wie in allem übrigen eine unmittelbare göttliche Eingebung sehen mochten, so scheinen die andern darin nichts als eine bloße gedankenlose Willkür gesehen zu haben. Das erstere ist nun unser Fall nicht; eben so wenig aber können wir bei einer so planmäßigen Arbeit, wie diese Weissagung, einen bloßen Zufall annehmen. Die bisherige Entwickelung giebt uns den Schlüssel zu jener mystischen Zahl. Wir befinden uns auf dem Felde der Apokalyptik [108]): hier also werden wir auch das Vorbild, das unserm Propheten vorschwebte, entdecken. Mit einem Wort, die Reihe der **11** Fürsten führt uns auf die Vision des Propheten Daniel von den vier Monarchien (Cap. 7), und im besondern auf die von dem vierten Thiere, welches aus dem Meere aufsteigt, und durch eilf Hörner ausgezeichnet ist [109]), welche

durch den Propheten unmittelbar auf eilf Könige bezogen werden, von denen der eilfte die vorhergehenden zwar überwindet, er selbst aber in dem über ihn gehaltenen Gericht seiner Gewalt beraubt und vertilgt werden wird, noch dessen Ende aber Reich, Gewalt und Macht dem heiligen Volke des Höchsten gegeben ist, dem alle Gewalt dienen und gehorchen wird.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe, uns behuf eines objektiven Verständnisses dieser Vision, die zu den schwierigsten gehört, auf das Feld der theologischen Schriftauslegung zu begeben; was aber für uns von großer Wichtigkeit ist, das ist der Gebrauch, welcher von Theologen, Mystikern und namentlich neueren Propheten von dieser Vision, vorzüglich im 17. Jahrhundert, gemacht worden ist. Ueberall spielt die Zahl der eilf Könige oder Fürsten eine große Rolle, nur verschieden, ja entgegengesetzt, je nach dem Standpunkte der Ausleger und Propheten.

Bemerken wir zuächst den hier obwaltenden allgemeinern Gegensatz zwischen der historisch-philologischen und der mystischen Auslegung. Die erstere abstrahirt von allem dogmatischen und polemischen Interesse und beschränkt sich darauf, die Vision des Propheten Daniel innerhalb der Grenzen der räumlichen und geschichtlichen Verhältnisse zu verstehen. Hiernach hat man unter dem vierten Thiere mit den zehn Hörnern das macedonisch-griechische Reich unter den Nachfolgern Alexanders mit bestimmter Beziehung auf die zehn Könige Syriens bis auf Antiochus Epiphanus, welcher unter dem eilften oder dem kleinen Horn vorgestellt wird, zu denken, nach deren Untergang, als der letzten Weltmonarchie, das Reich des Messias antritt [110]), welcher im vierzehnten Verse desselben Kapitels unter der Bezeichnung des Menschensohns jenes Reich und zwar nach der partikularistischen Vorstellung einer nationalen Theokratie begründen und beherrschen wird [111]).

Viel häufiger und beliebter als diese historische Auslegungsweise war jedoch die mystisch-dogmatische, welche von den Kirchenvätern bis herab in das 17. Jahrhundert sich hinzieht, indem man die Danielsche Vision von der im vierte Thiere vorgebildeten Monarchie nicht sowohl durch sich selbst, als durch die ähnliche Vision in der Offenbarung Johannis Cap. 13. auslegte, da denn die zehn Hörner die römische Weltmonarchie in der Reihe von zehn Königen,

welche nach der Apokalypse zu gleicher Zeit aufstehen werden, das kleine Horn aber das Thier der Apokalypse oder den Antichrist bedeuten sollten [112]). Diese mystische Auffassung wurde bei Protestanten und Katholiken nach der Reformation gleichgern beibehalten, nur mit dem stets wiederkehrenden Unterschiede, daß die letztern die Erfüllung jener Weissagung an's Ende der Zeichen setzten [113]), die andern dagegen sie in der Geschichte bereits als vollzogen annahmen. So zählte ein englischer Theolog im 17. Jahrhundert die zehn ersten römischen Kaiser als diejenigen auf, welche den zehn Königen des vierten Thiers entsprachen und die Herrschaft des Papstes, d. i. in seinem Sinne, des Antichrists, vorbereiteten und begründeten, was Cornelius a Lapide als eine arge Lästerung und Verläumdung jener zehn römischen Kaiser mit Entrüstung zurückweist [114]).

Ein anderer Gebrauch endlich von der fraglichen Vision in Daniel bestand in einer Art trüber Vermischung der historischen und der mystischen Auslegung von Seiten gewisser Chiliasten, welche ihren Glauben von dem nahen Falle der Weltreiche und der Ankunft des messianischen Reichs auf jene Vision zu stützen suchten. Einen Propheten dieser Art, aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges zwischen 1630 und 1640, kennen wir aus Johann Crocius' Anti-Weigelius, welcher ihm eine ausführliche Widerlegung widmet [115]). Zufolge seiner Auslegung der Hörner des vierten Thiers Daniels, in Verbindung mit der Vision von Adler bei dem Pseudo-Esras, prophezeit er, daß das Haus Oestrereich und mit ihm das römische Kaiserthum in Ferdinand II. zu Ende gehen und daß ein neuer Fürst (welcher dem großen Monarchen bei Holzhauser entsprechen würde) durch seinen Sieg über den letzten römischen Kaiser das neue Reich Christi, das auf der Erde Sicherheit, Ruhe und Glückseligkeit verbreiten und tausend Jahre dauern würde, den Weg bahnen sollte. Hierbei ging dieser Prophet indeß mit großer Willkür zu Wege, indem seine eilf Kaiser weder die letzten der ganzen Reihe im Zusammenhange, noch auch diejenigen sind, welche als die schlechtesten bezeichnet werden dürften. Hier ist die Reihe derselben: 1) Rudolph I. 2) Albert I. 3) Albert II. 4) Friedrich III. 5) Maximilian I. 6) Karl V. 7) Ferdinand I. 8) Maximilian II. 9) Rudolph II. 10) Mathias II. 11) Ferdinand II., den er für das kleine Horn erklärt, was aus der Lage jener Zeit begreiflich wird, in welcher dem Prote-

stantismus durch den letztgenannten Kaiser der Untergang drohte. Nach der gewöhnlichen Ansicht der Chiliasten wird es zwar Christus sein, welcher nach der Zerstörung der Weltreiche über seine Heiligen tausend Jahre herrscht; es ist also eine wesentliche Modifikation dieser Vorstellung, wenn dieser Prophet, gestützt auf die Beschreibung des fünften Weltreichs, (Daniel II, 44) einen menschlichen Fürsten als König dieses Reiches annimmt, nicht Christus. Dieser messianische König sollte unter der Regierung Ferdinands II. aufstehen und als der Löwe, von welchem Esras weissagt, den Adler überwinden und damit dem römischen Kaiserthum ein Ende machen. Ferdinand II. sollte durch das Schwert gefressen, das heißt im Kampfe gegen den neuen König von Deutschland den Untergang finden. Crocius konnte sich die ausführliche Widerlegung dieser Weissagung ersparen, da der Erfolg sie schon zu Schanden gemacht hatte [116]) und es wäre gewiß kaum der Mühe werth, derselben hier eine Stelle einzuräumen, wenn sie nicht einen so entschiedenen Fingerzeig auf einen im 17. Jahrhundert vorhandenen Typus politischer Weissagungen enthielte. Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie die religiösen und kirchlichen Parteien während des dreißigjährigen Krieges, und noch lange nachher, den Kampf, welcher in der Gegenwart unentschieden blieb, in die Zukunft und zwar eine nicht mehr ferne Zukunft verlegten und im Grunde das nämliche Ziel, nur unter verschiedenen Farben verfolgten. Der ungenannte Chiliast und Holzhauser, der protestantische und der katholische Eiferer, sie erwarten und verkündigen eine nahe messianische Epoche, in welcher die Einheit des Glaubens und der Kirche auf eine politische Revolution, mit näherer Beziehung auf das deutsche Reich, gegründet wird, mit einem Worte eine Theokratie, nur darin verschieden, je nachdem die katholische oder protestantische Kirche als die einzig siegreiche gedacht wird: beide suchen die Begründung in dem Urtypus aller politischen und theokratischen Prophezeihung, nämlich im Propheten Daniel in Verbindung mit der Offenbarung Johannis.

Daß nun die Weissagung von Lehnin auf demselben Boden und zwar auf der Seite eines Holzhauser steht, wird dem Leser einleuchten. Denn was das eigentliche und letzte Ziel dieser Weissagung (um hiermit, als dem Träger der ganzen Idee der Weissagung zu beginnen) an-

langt, so ist dieses in den letzten fünf Versen (Vers 95—100) vollkommen klar und deutlich ausgesprochen, namentlich im Vers 95:

Et pastor gregem recipit, Germania regem [117])

und V. 100:

Nec lupus nobili plus insidiatur ovili.

Es ist der Begriff einer katholischen Theokratie, welche aber, was im Wesen der Theokratie liegt, ohne eine starke und absolute Monarchie nicht gedacht werden kann, weil ohne sie die Einheit des Glaubens und der Kirche unmöglich aufrecht erhalten werden könnte. Ohne die germanische Freiheit, ohne die vielen reichsunmittelbaren Fürsten und Städte hätte die Reformation in Deutschland niemals sich so rasch verbreiten und behaupten können: um letztere daher von Grund zu überwinden, muß die Vielherrschaft in Deutschland abgeschafft und so eine Einheit Deutschlands geschaffen werden; allerdings eine solche, in welcher die Grundrechte von 1848 keinen Platz finden würden; eine andere Einheit hat weder Holzhauser, noch der Dichter der Lehninschen Weissagung sich gedacht, und wer in dem Vers 95 eine Weissagung auf die Erhebung Deutschlands zur Freiheit und Einheit gesehen hat, (und dies ist 1848 bekanntlich von Vielen geschehen) weiß nicht, welch' einen Anachronismus er damit beging [118]). Was ferner die Mark Brandenburg, als Bestandtheil des deutschen Reichs betrachtet, anlangt, so findet auch hier kein Dunkel statt; sie ist recht eigentlich in Deutschland aufgegangen, wenn die Prophezeihung als erfüllt gedacht wird. Was dagegen das Schicksal und die Geschichte ihrer Regenten betrifft, so kann eine Verschiedenheit der Ansichten bei allen Sympathien für dieselben (die niemand mehr hegt, als der Verfasser) nicht mehr über diesen Punkt obwalten, sobald man dem Plane und dem Zusammenhange der Weissagung auf den Grund geht. Der von uns mit Hülfe geschichtlicher Analogien gefundene Schlüssel zu der Reihe von nicht mehr und nicht weniger als eilf protestantischen Regenten der Kurmark läßt über die wahre Absicht und Ansicht des Propheten in Bezug auf das Schicksal des Hauses Hohenzollern keinen Zweifel übrig. Was die vierte Monarchie, in der Vision des Propheten Daniel, angeschaut in den eilf Königen, gegenüber dem Messias, als rettenden Fürsten (je nach dem engeren oder wei-

teren Standpunkte für die jüdische oder christliche Theokratie und für einen kleineren oder größeren Theil derselben) bedeutet, das bedeutet die Reihe von eilf protestantischen Regenten für die Geschichte der Mark und mittelbar für ganz Deutschland, gegenüber dem messianischen Könige Deutschlands, von dem Standpunkte unsers prophetischen Eiferers: es ist das Loos der ganzen Dynastie mit dem eilften Nachfolger zu erlöschen, und der Herrschaft des neuen Königs von Deutschland für immer zu weichen. Der in neuester Zeit beliebten Deutung, welche namentlich der Franzose von Bouverot[119]) so stürmisch geltend machen wollte, als könnte und müßte der eilfte und letzte König der ganzen Reihe durch Annahme der katholischen Religion den ihm und seinem Stamme verhängten Schicksale entgehen und dadurch sogar zur Krone von Deutschland gelangen — dieser Deutung widerspricht nicht nur das ausdrückliche Wort im Vers **93**:

Tandem sceptra gerit, qui stemmatis ultimus erit,

sondern auch, was wichtiger und schlagender ist, die von der vierten Monarchie und ihren eilf Königen hergenommene fatale Zahl, in welcher dies liegt, daß mit diesen eilf Fürsten die Reihe abschließt, um dem messianischen Könige Deutschlands für seine theokratische Mission Platz zu machen. Stillschweigend liegt aber auch der Gedanke darin, daß nicht blos in der Mark, sondern in allen übrigen Territorien des deutschen Reichs, die durch den westphälischen Frieden, diesen den Ultramontanen so verhaßten Frieden, staatsrechtlich begründete Souveränität der Fürsten und freien Städte ein für alle Mal ein Ende nehme; der König von Deutschland hat genau die nämliche Bestimmung, welche der große Monarch bei Holzhauser hat: nämlich allen „Republiken" ein Ende zu machen. Von diesem Standpunkte aus dürfen wir auch hoffen, über die der Einführung der katholischen Theokratie in Deutschland vorangehende, sehr dunkel ausgedrückte Katastrophe Aufschluß zu gewinnen. Sie ist in V. **94** enthalten:

Israel infandum scelus audet, morte piandum,

Die meisten Ausleger[120]), unter ihnen Gieseler, dessen Auslegung von allen Nebenzwecken rein dasteht, verstehen unter Israel die

Juden [121]). „Nicht von den Katholiken, sondern von den **Juden** geht die Katastrophe aus (heißt es bei Gieseler S. **14**). Die Juden waren wegen angeblichen Hochverraths des Juden Lippold **1571** von Johann Georg vertrieben, und erst **1671** von dem großen Kurfürsten wieder zugelassen. Daher waren dies zur Zeit unseres Dichters noch neue, ungern gesehene Gäste, und wie ihnen damals noch früherer Hochverrath nachgesagt wurde, so läßt er sie auch den spätern üben, welchen er zu seiner Katastrophe gebraucht, dessen Schuld er aber ausdrücklich von den Katholiken abwenden will." Allein es ist schwer einzusehen, warum und auf welche Weise der Hochverrath eines verhältnißmäßig so geringen Theils der Bevölkerung des Landes, welche überdies bei der verkündigten politischen und kirchlichen Revolution so wenig betheiligt war (denn an eine Emancipation der Juden im Sinne der Grundrechte von **1848** war doch zu jener Zeit nicht zu denken) die Katastrophe herbeiführen sollte [122]). Indem wir daher diese Auslegung, als eine durch nichts innerhalb der Grenzen des Gedichts motivirte, verwerfen müssen, erkennen wir als die einzig mögliche und durch den Zusammenhang vollständig gerechtfertigte Erklärung diejenige an, welche den Ausdruck Israel nicht buchstäblich, sondern im figürlichen, symbolischen Sinne nimmt, als eine Metonymie, wonach darunter das **Volk der Christenheit** im weitern oder engern Umfange von jeher häufig genommen wurde. Wir sagen hier nichts Neues, indem es von den Kirchenvätern ab [123]) zu keiner Zeit an Beispielen fehlt, welche diesen Gebrauch des Wortes als Symbol der **Theokratie** bestätigen.

Die Verknüpfung des Begriffes Israel mit der Heerde, deren Hirten die Priester seien, findet sich öfter, z. B. in einem Gedichte des Walter Mapes auf die Geistlichkeit seiner Zeit [124]):

> **Vae pastores Israel gregem non pascentes,**
> **Et a grege Domini lupos non arcentes,**
> **Qui se dedit procium ad salvandas gentes:**
> **Erratis in invio Christum non sequentes — —**

Die symbolische Auffassung und Anwendung alttestamentlicher Sprüche, und noch vielmehr neutestamentlicher, in denen jener Ausdruck vorkommt, findet sich auch im **17.** Jahrhundert bei katholischen und protestantischen Schriftstellern sehr häufig. So heißt es in der Apologie der Jesuiten, bei ihrer Vertreibung aus Böhmen zu

Anfang des dreißigjährigen Krieges **1618** (Brühl, Geschichte der Gesellschaft Jesu, Würzburg **1846**. S. **442**): „Wenn den Jesuiten von ihren Widersachern entgegengeschrieen wird: Bist du der, der Israel verwirret? so ist die Antwort schon fertig: Nicht ich, sondern du und deines Vaters Haus verwirren Israel, die ihr verlassen habt Gottes Gebot und den Glauben der Väter!" — So heißt es ferner in dem Leben Holzhausers, zu Anfang: „Unter einer Anzahl Bibelsprüchen mit Beziehung auf den niedrigen Ursprung dieses heiligen Mannes finde auch der seine Anwendung, welcher (I Könige 40) die Erwählung Sauls zum Könige beschreibt: **De novissima Israëlis tribu perditas quaerentem asinas etc.** Auf die theologischen Tugenden desselben, heißt es an einem andern Orte, könne man den Spruch Matth. 8, 10. anwenden: **Non inveni tantam fidem in Israel, vel in tota iuventute studiosa, quantam in uno Bartholomaeo reconditam percipio.** Hier wird der Ausdruck Israel gar auf einen ganz bestimmten Kreis, nämlich auf die studirende Jugend angewandt. — In der Predigt, welche der kurfürstlich brandenburgische Hofprediger Ch. Cochius bei der Taufe des Kurprinzen Friedrich Wilhelm (nachherigen König Friedrich Wilhelm II.) am **12.** August **1688** in in der Domkirche zu Berlin hielt, wird Israel bald von der ganzen Christenheit, bald von dem Volke der Mark Brandenburg gebraucht[125]) z. B. mit Hinblick auf den in jenem Jahre erfolgten Tod des großen Kurfürsten, wo es heißt: „Gleichwie ein Gärtner ein Zweiglein oder Reißlein von einem Baum in dem Garten nimmt und pflanzet davon einen andern und neuen Baum; also macht es auch der Herr mit den hohen Regentenbäumen in den Gärten seiner Kirchen. Muß ein alter hoher Baum durch den Tod verdorren, Gott nimmt ein Reißlein von ihm und pflanzet es in Sion, daß daraus wieder ein junger und frischer Baum anwächst und nimmt dann wieder Zweige von dem Regenten-Baum und pflanzet sie fort in seinem Israel" u. s. w. und weiterhin „wenn es denn nun ..... Gott gefallen, unlängst einen alten hohen Baum in unsrem Israel durch den Tod verdorren zu lassen" u. s. w. Es ließen sich noch viele Beispiele des allegorischen und symbolischen Gebrauchs alttestamentlicher Namen und Begriffe in dieser Weise beibringen, nicht blos unter Theologen.

So wenn in den Gedichten jener Zeit der große Kurfürst häufig mit David und sein Nachfolger mit Salomo verglichen wird, oder wie Christian Heinrich Oelven zum Geburtstage des Königs von Preußen ein Oratorium dichtete unter dem Titel: „Des preußischen Zions Dank- und Jubel-Opfer[126]), dessen erste Arie mit den Versen beginnt:

Tritt, Preußens Israel, hervor,
Eilt, eilt, ihr Sioninnen,
Laßt uns heut mit dem Engelchor
Ein Lob vor Gott beginnen! —

Nach diesen mannigfaltigen Belegen kann es nicht die geringste Schwierigkeit mehr machen, unter **Israel** in dem vielbesprochnen Vers **94** das Volk überhaupt (ohne weiter an die Juden, als solche, besonders zu denken) und zwar in Deutschland und der Mark zu verstehen; ja es steht dieser Sinn in engster Uebereinstimmung mit der Idee der Theokratie, als dem Ziele der ganzen Weissagung, deren Typus ursprünglich von dem israelitischen Volke entlehnt ward; ein Typus, welcher unter andern auch durch den Gebrauch des Ausdrucks Jehova, des Gottes Israels, unmittelbar nahe gelegt wird; Ausdrücke, welche geeignet waren, das Feierliche des Eindrucks zu erhöhen. Der nähere und eigentliche Sinn des Wortes wird uns aber erst im Zusammenhange des ganzen Verses klar werden.

Was ist nun aber unter dem unerhörten Frevel, welcher mit Blut abzuwaschen ist: **infandum**[127]) **scelus morte piandum** zu verstehen? Einen Fingerzeig zur Verständniß dieser dunklen Stelle finden wir in dem Gedankengange bei Holzhauser, in Bezug auf den Uebergang aus dem fünften Zeitalter der Kirche in das sechste, mit andern Worten: aus der kirchlichen und politischen Zerrissenheit Deutschlands in die Einheit der katholischen Theokratie durch einen, wenn auch kurzen Glaubenskrieg und den Widerstand der regierenden protestantischen Häuser an der Spitze ihrer Völker, deren Ueberwindung durch den großen Monarchen zwar keinem Zweifel unterworfen, deren Widerstand indeß als ein Verbrechen gegen die göttliche Weltordnung, gegen die Kirche und gegen den göttlichen Staat sein wird, welches durch Blut gesühnt wird. Unter Israel wäre mithin an unserm Orte im besondern

das protestantische Volk, in biblischer Weise das abtrünnige, von der wahren Kirche abgefallene Israel zu verstehen. In diesem Sinne wendet Holzhauser (pag. 265) in der Erklärung der Offenbarung Johannis Cap. 3. V. 9.: Ecce dabo de Synagoga Satanae, qui se dicunt, Judaeos esse et non sunt sed mentiuntur, den Ausdruck Judaei auf die Protestanten und Ketzer an: per Judaeos hic intelliguntur figuraliter et allegorice haeretici et schismatici, qui se etiam Christianos jactant et non sunt, sed mentiuntur. Die unmittelbare und nothwendige Folge der blutigen Empörung, dieses letzten Glaubenskrieges ist die Ausrottung des Protestantismus, die Herstellung der Einheit der katholischen Kirche und eines deutschen Königthums auf theokratischer Grundlage, vermöge deren dem Protestantismus auch die politische Kraft und Bedeutung für die Zukunft entzogen wird, wie bereits oben bei V. 95 entwickelt wurde. Die innere Verknüpfung der blutigen Katastrophe mit der unmittelbar dahinter verkündigten kirchlich-politischen Revolution und Einsetzung der Theokratie ist durch den Uebergang: Et pastor gregem recipit etc. angedeutet[128]).

Dunkel ist hiebei die Bestimmung und das Schicksal, welches dem eilften und letzten der protestantischen Regentenreihe von dem Propheten zugedacht wird. Indirekt scheint indeß sein Untergang in und durch die ebenbesprochene blutige Katastrophe bestimmt zu sein. Denn der eilfte und letzte Sproß, entsprechend dem kleinen oder eilften Horn des vierten Thiers in der Vision des Propheten Daniel, wird sich durch Vermessenheit und Auflehnung gegen das Göttliche auszeichnen (Cap. VII, 9. Vergleiche Lengerke a. a. O. S. 309 — 132). Diejenigen, welche, sei es um der schwierigen Auslegung von Israel zu entgehen, oder wohl gar in gehässiger Absicht den Vers durch at is oder hic et oder gar is rex interpolirten[129]), schwächten blos den Gehalt und die Bedeutung des Verses ab, ohne zu bedenken, daß mit dem Schicksale des Ganzen auch das des Theiles oder richtiger des Hauptes gegeben sei. So hatte der oben angeführte Chiliast im dreißigjährigen Kriege Ferdinand II. ein blutiges Ende im Kriege gegen den neuen König oder Kaiser von Deutschland prophezeiht, und daß dem Verfasser der Lehninschen Weissagung ein tragisches Ende bei dem eilften und letzten Regenten des Stammes vorschwebte, ist man schon daraus berechtigt anzu-

nehmen, daß er bereits zweien seiner Vorgänger, nämlich dem siebenten ein sehr klägliches, und dem neunten ein gewaltsames Ende verkündigte. —

Ueberschauen wir überhaupt die Reihe der Brandenburgischen Regenten seit der Reformation in der Mark, besonders aber von dem siebenten Gliede an (nemlich seit Kurfürst Friedrich III. oder König Friedrich I.), so wird es immer deutlicher, daß die Individualität der einzelnen Regenten sich beugen muß und gleichsam verschwindet vor jener Fatalität, welche über dem Hause schwebt und es nach Erfüllung der apokalyptischen Zahlreihe von eilf ketzerischen Sprossen unaufhaltsam dem Untergange weiht: dieser Untergang wird durch den immer wachsenden innern und äußern Verfall des Staats, dem die vorübergehende Kriegslust des 8. und das kurze Glück des 10. Gliedes wenig helfen wird, und die Verkümmerung des Geschlechts Schritt vor Schritt vorbereitet. Daß dem Propheten bei der wiewohl unbestimmten und verschwimmenden Zeichnung der letzten fünf Regenten (nach dem großen Kurfürsten) irgend ein qualitatives Schema, wenn ich mich so ausdrücken darf, neben dem quantitativen vorgeschwebt hat, ist sehr möglich, ja wahrscheinlich: wenn es anders gelingen sollte, die politisch-religiösen Beziehungen, welche der Weissagung zu Grunde liegen, in konkreten Bestimmungen zu erfassen. Hierauf kommen wir zurück.

Es bleibt uns jetzt, nach der Entwickelung des der Weissagung zu Grunde liegenden Planes, übrig, dieselbe noch in einzelnen Punkten näher zu beleuchten.

Die Frage, ob und in wiefern die Prophezeihung in Bezug auf die fünf letzten Regenten, nach dem großen Kurfürsten, mit der geschichtlichen Wirklichkeit übereinstimme oder nicht, diese Frage, um welche sich für die Meisten das heutige Interesse an der Weissagung koncentrirt, hat auf dem kritischen und wissenschaftlichen Standpunkte keinen direkten und unmittelbaren, sondern höchstens einen kritisch-polemischen Werth. Wir dürfen sie jedoch nicht ganz umgehen, schon um darzuthun, daß selbst der Schein eines von vielen geglaubten, wunderbaren Zutreffens nur dadurch erreicht wurde, daß man dem Texte auf verschiedene Weise Gewalt anthat. Dies ist auch schon von mehreren Vorgängern, namentlich Gieseler[130]), zur Genüge dargethan worden. Um uns in der

auf diesem Boden angerichteten Verwirrung so schnell und klar als möglich zu orientiren, wird es hinreichen, die Aufmerksamkeit auf die beiden hervorleuchtendsten Punkte der neuern Brandenburgischen und Preußischen Geschichte zu richten. Diese beiden Punkte werden durch den großen Kurfürsten und Friedrich den Großen gebildet. Werden die auf diese beiden Lichtpunkte bezüglichen Stellen erst festgestellt, so ergiebt sich das Uebrige von selbst. Daß dies geschehe, leidet nun nicht an der geringsten Schwierigkeit, weder in sprachlicher, noch in logischer Beziehung, es bedarf nichts, als einer unbefangenen und uneingenommenen Auffassung der durch das Gedicht selbst deutlich an die Hand gegebenen Abschnitte. Dies ist so wahr, daß die ersten hundert Jahre seit dem Bekanntwerden des Gedichts bei Allen, eben sowohl den Vertheidigern als den Gegnern der Echtheit, (mit Ausnahme des „Preußischen Wahrsagers," von G. D. Seiler, worin eine unglaubliche Verwirrung herrscht), nur Eine Stimme in dieser Beziehung herrscht.

Hiernach gilt V. 72—75 vom großen Kurfürsten, V. 76—80 vom König Friedrich I., V. 81—84 vom König Friedrich Wilhelm I., mithin V. 85—88 von Friedrich dem Großen; sie lauten:

Qui sequitur, pravos imitatur pessimus avos,
Non robur menti, non adsunt numina genti etc.

Für die Allgemeinheit dieser Auffassung im vorigen Jahrhundert giebt es wohl keinen entsprechendern und bekanntern Beleg, als das eigene Bekenntniß Friedrich des Großen, zur Zeit als er noch Kronprinz war, aus dem Jahre 1736. Friedrich befand sich damals in einem kränklichen Zustande, während sein Vater, König Friedrich Wilhelm I., sich noch der kräftigsten Gesundheit zu erfreuen schien, so daß seine Umgebung fürchtete, er werde nicht zur Regierung kommen. Er selbst stellte sich sogar dieses Prognosticon, als er eines Tages von seinem Vater in Gegenwart mehrerer Offiziere hart angelassen wurde. Als ihm nun Nazmer das Vaticinium Lehninense erklären mußte, sagte er: „Je ne serai pas *pessimus:* je mourrai donc." [131]) — Selbst nach der Thronbesteigung Friedrichs, als er bereits in den ersten Jahren die Welt mit seinem Ruhm erfüllte und noch immer größere Erwartungen erregte, wurde der König in den gerade damals vervielfältigten Ausgaben und Auslegungen der Weissagung für denjenigen gehalten, welcher als

pessimus und zugleich als der neunte in der Reihe der protestantischen Regenten bezeichnet ist.[132]) Steht dieses als eine literarische Thatsache, welche, wie wir sehen werden, nur auf künstliche und gezwungene Art angefochten werden kann, fest, so haben wir auch in Bezug auf die schließliche Erfüllung der ganzen Weissagung den festen Punkt gewonnen. Es bleiben dann nach Friedrich dem Großen noch zwei Glieder, von denen das zehnte durch Friedrich Wilhelm II. und das eilfte und letzte durch Friedrich Wilhelm III. ausgefüllt wird. Mit dem Ableben dieses letztern Königs im Jahre 1840 ist mithin die Weissagung abgelaufen und hat für jeden Unbefangenen nur noch eine historische Bedeutung.

Eine solche objektive Betrachtungsweise lag jedoch nicht im Interesse derjenigen, welche an die Erfüllung der Lehninschen Weissagung die großartigsten Hoffnungen für Staat und Kirche knüpften, und noch in diesem Augenblick knüpfen. Vor Allem war es der schneidende Gegensatz zwischen dem Charakterbilde Friedrich des Großens, wie es sich in der Geschichte darstellt, und dem ihm zugedachten Passus der Weissagung, welcher beseitigt werden mußte, damit eine Uebereinstimmung zwischen der Weissagung und der Erfüllung an die Stelle einer unerträglichen historischen Karrikatur träte.

So finden wir denn, daß bereits in den letzten Jahren der Regierung Friedrich des Großen, schon im Jahre 1783, eine Verschiebung der Glieder der Weissagung vorgenommen wurde, welcher gemäß die Verse 81—84:

Mox juvenis fremit, cum magna puerpera gemit etc.

hinabgerückt, und von dem Vater Friedrich des Großen auf diesen selbst übertragen wurden, auf den es ganz wunderbar zu passen schien![133]) Diese Verschiebung ist mithin viel älter, als gewöhnlich angenommen wird. Sie ist auch, wiewohl durch verschiedene Mittel, bis auf diesen Tag von allen denjenigen festgehalten worden, welche die Weissagung für echt halten, oder dafür gehalten wissen wollen. Daher interpolirte gar der Herausgeber der Weissagung (Leipzig 1807) in Vers 73: sub utroque Principe statt magno sub Principe, wonach V. 72—75, welches doch nur auf den großen Kurfürsten geht, sich zugleich auf seinen Nachfolger König Friedrich I. beziehen würde. Es genügt, zu wissen, daß diese Leseart in keiner Handschrift sich findet und mithin auf bloßer Willkür beruht[134]).

(Zu der Zeit war König Friedrich Wilhelm III. als der eilfte in der Reihe von dem Herausgeber auch anerkannt. In der That schien ihm die Erfüllung der Weissagung nahe bevorstehend, indem er im V. 99 das Chronostichon 1812 las und in ihm das verhängnißvolle Jahr erblickte).

Geläufiger ist eine andere Aenderung, welche wenigstens das für sich hat, daß sie kein Wort an der Handschrift ändert, sondern nur den V. 75, das ist, den letzten Vers des auf den großen Kurfürsten sich beziehenden Gliedes:

Sed nil juvabit, prudentia quando cubabit, —

abtrennt, und für sich allein auf den König Friedrich I. bezieht — um nur die Verse: Mox juvenis fremit etc. für Friedrich den Großen und den pessimus für seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. zu gewinnen [135]), wobei denn das perit in undis (V.88) für dessen Tod an der Wassersucht erklärt wird. [136]) Allein jene Abtrennung ist wieder ganz willkürlich und läßt sich philologisch, wie aus dem Bau des ganzen Gedichts keineswegs rechtfertigen. Denn wenn wir die Reihe der Glieder der brandenburgischen Regenten, wie sie sich sonst deutlich von einander sondern, überblicken, so finden wir, daß überall die Uebergänge in deutlichen Wendungen ausgedrückt sind, so daß einer Verwechselung und Verschiebung durch den Verfasser selbst vorgebaut ist, wie sich jeder leicht überzeugen wird, welcher auch nur die Reihe der letzten eilf Glieder mit einem Blicke übersieht. V: 50. Et nunc is prodit. — V. 55: Filius amentis. V. 60: Postulat hinc turbae praeponi natus in urbe. V. 63: Forma rerum nova. — V. 68: Post patrem natus est. — V. 72: Tunc venient. — V. 76: Qui successor erit und sofort bis zum letzten Gliede). Daraus geht hervor, daß die Abtrennung vom V. 75: Sed nil juvabit, — und seine Isolirung, als Träger eines selbständigen Gliedes, eine durch nichts begründete Ausnahme von allen übrigen Gliedern des Gedichts darstellen würde, da durch die Partikel sed eine Ergänzung und Vervollständigung des in den vorhergehenden Versen ausgesprochenen Gedankens ausgedrückt wird. [137]) Ohnehin ist unter allen übrigen Gliedern nicht ein einziges, welchem blos ein einziger Vers und nicht wenigstens 3 Verse gewidmet wären. Niemand hätte auch daran gedacht, aus V. 75 ein eignes Glied zu machen, wenn man

nicht den Zweck im Auge gehabt hätte, die Stelle Friedrich des Großen um ein Glied hinaufzurücken und ihm die Stelle zu geben, welche ursprünglich sein Vater hatte und die ihm allein zukommt [138]).

Abgesehen von dieser willkürlichen Verschiebung oder gar jener Interpolation des sub utroque — wird auch dadurch die Zahl der protestantischen Glieder des hohenzollernschen Hauses um 1 vermehrt: man erhält deren zwölf, statt eilf. Dies kümmerte jedoch die neuern Herausgeber und Ausleger wenig. Ohne zu wissen oder zu vermuthen, welche eigenthümliche Bewandtniß es mit jener mystischen und verhängnißvollen Zahlenreihe in dieser Weissagung habe, und in der Meinung als sei die Zahl hier ein Zufälliges, machten sie es sich mit der Beseitignng dieser Schwierigkeit sehr leicht. So meinte der Herausgeber von 1807: „Es sei nur von eilf Stämmen (!) die Rede, während welcher das Lutherthum dauern würde: dies bestehe aber 1807 schon gar nicht mehr. Wie lange aber die reformirte Religion dauern werde, darüber wäre hier nichts bestimmt!" — Als wenn dies in den Augen des Dichters und in dem Geiste des Gedichts, welches nur den Haß gegen den Protestantismus überhaupt athmet und dessen Auflösung entgegensieht, irgend ein Unterschied begründete. Anders bei den Herren von Bouverot und von Schütz. Wenn es V. 49 heißt:

Hoc ad undenum durabit stemma venenum,

so müsse dies so paraphrasirt werden: „Jenes Gift wird höchstens bis zum eilften Geschlechte dauern," und es heiße ebensoviel als: „Jenes Gift wird mindestens bis zum eilften Geschlechte dauern [139])." Hier wird der Moment der Zahl auf das willkürlichste zu einer bloßen Nebensache herabgesetzt und somit die Erfüllung der Weissagung recht eigentlich dem Zufall übergeben, dadurch, daß sie gewissermaßen in das Unendliche hinausgeschoben wird, auf die bloße Möglichkeit und Hoffnung hin, daß endlich doch einmal ein preußischer Regent zur katholischen Kirche übertreten werde. Auf diese Art wird der Weissagung vollends der Nerv zerschnitten, indem sie in allgemeine subjective Hoffnungen aufgeht. —

Merkwürdig ist endlich das Verfahren des neuesten Herausgebers, Dr. Wilhelm Meinhold, welcher schon auf dem Titel seiner Ausgabe die Weissagung und ihre endliche Erfüllung auf den jetzt

regierenden König Friedrich Wilhelm IV. bezieht, und in seiner trüben Begeisterung für eine eingebildete höhere Offenbarung so weit geht, jenes Gedicht, welches fanatischen Haß gegen das Haus Hohenzollern aus jeder Zeile athmet, diesem erhabenen Hause bona fide als eine Huldigung darzubringen. Wie verfährt nun dieser Ausleger, um alle eben berührten Schwierigkeiten und Widersprüche mit einem Zuge auszugleichen? Bisher hatte man allgemein den Kurfürsten Joachim II., in Uebereinstimmung mit der deutlichen Angabe des Gedichts, als den ersten in der Reihe der eilf protestantischen Fürsten, welche über die Mark bis zu der Einführung der katholischen Religion in ganz Deutschland regieren sollten, angenommen. Er ist derjenige, auf welchen sich der Zorn des Propheten am heftigsten entladet, indem er ihn, (V. 51) gar atheus, scortator, adulter nennt. Dr. Meinhold dagegen will, daß Joachim II. dessen ungeachtet nicht mitzähle, weil er „seiner Geburt nach dem katholischen Stamme angehöre[140])!" Die Reihe beginnt denn nach ihm mit Johann Georg, und indem so jeder der folgenden Regenten um eine Nummer weiter hinausgeschoben wird, steht der jetzt regierende König Friedrich Wilhelm IV. als der eilfte in der Reihe da, und, ein doppelter Gewinn, zu gleicher Zeit erhält Friedrich der Große die Stelle V. 81 — 84 (mox juvenis fremit etc.) welche die Weissagung in ihrem größten Glanze sehen läßt, welcher, sagt unser Ausleger, diese Weissagung „eigentlich erst zur Weissagung macht, indem sie auch den leisesten Verdacht eines frommen Betruges aufhebt!" So verfährt der Mann, welcher jeden, der die Echtheit dieser Weissagung auch nur bezweifelt, durch die Bezeichnung: Rationalist zu schmähen glaubt. Aber ist nicht Herr Meinhold als Ausleger dieses Vaticiniums selbst ein Nachahmer der Rationalisten? Nur daß diese dem Texte und dem buchstäblichen Inhalte der heiligen Schrift Gewalt anthun, um sie mit ihrem subjectiven Glauben in Uebereinstimmung zu bringen, während er dies Verfahren auf die Lehninsche Weissagung anwendet und dabei im Ganzen wie im Einzelnen mit einer Willkür verfährt, welche keine Gränzen kennt. Ein solches Verfahren ist vielleicht gerade der Weg, den Glauben an die Echtheit des Vaticinums auch bei Denjenigen zu erschüttern, welche ihn noch hegten. Wir erklären die Weissagung für unecht, thun ihr aber keine Gewalt an.

6.

Die politische Seite und Tendenz der Weissagung.

Die bisherige Untersuchung hat festgestellt, daß die Lehninsche Weissagung in Bezug auf die Vorzeit, d. h. den vierhundertjährigen Zeitraum vom Anfang des vierzehnten bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhundert ~~im~~ Vaticinium ex eventu, ein in Form der Prophetie gekleidetes Stück der brandenburgischen Geschichte ist, in Hinsicht aber auf die Zukunft des Propheten, nach den genauen und klaren Bestimmungen des Textes, mit der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm III., also im Jahre 1840, ihre Erledigung für alle Zeiten gefunden hat. Daß die Weissagung sich als falsch erwiesen, braucht also nicht erst bewiesen zu werden: doch ist dies nicht etwa für uns ein Grund für ihre Unechtheit; denn die Weissagung, d. h. der Text des Gedichtes könnte in jeder Beziehung echt sein, und die Weissagung wäre nichts desto weniger eine falsche, d. h. unerfüllte, gleich so viel früheren falschen Prophezeihungen, deren Authenticität niemand bezweifelt hat; und umgekehrt könnte einer oder der andere Zug des Gedichts durch die höchste Uebereinstimmung mit der Geschichte überraschen, ohne daß daraus der geringste Schluß für die Authenticität gezogen werden könnte. Es wären, nach Leibnitzens Bezeichnung für die zuweilen merkwürdigen Prophezeihungen des Nostradamus: felices nugae! — Es sind dies zwei ganz verschiedene Begriffe, deren Verwechselung bei dieser Frage so viel Verwirrung angestiftet hat.

Wie es aber unter anerkannt falschen Münzen zuweilen einige giebt, welche durch ihren Kunstwerth oder gewisse daran sich knüpfende Beziehungen einen gewissen Werth behaupten, so verhält es sich auch mit manchen Schriften unter der großen Zahl der literarischen Apokryphen. Ein prophetisches Gedicht, wie das Vaticinium Leninense, welches über anderthalb Jahrhunderte in verschiedenen Epochen mehr oder weniger die Gemüther beschäftigt und in Spannung gehalten, welches einen Augenblick sogar das Interesse Friedrich des Großen auf sich gezogen [141]) und ebenso von seinen Nachfolgern auf dem Throne im Auge behalten worden ist, ein solches Erzeugniß verdient immer die Beachtung des Historikers. Haben

wir nun vorhin das Gedicht aus sich selbst zu erklären versucht, so bleibt uns übrig, dasselbe nach seinen Motiven aus der Zeit seiner Entstehung geschichtlich zu erklären.

Ehedem wurde diese Frage viel zu eng und fast nur persönlich aufgefaßt. Indem man vor allem beeifert war, den Verfasser des Gedichts zu ermitteln und wenigstens einen Namen dafür aufzustellen, beschränkte man sich darauf, die persönlichen Motive und Eigenschaften bald dieses bald jenes muthmaßlichen Verfassers aufzusuchen, um aus ihnen die Entstehung und Eigenthümlichkeit des Vaticiniums zu erklären. Ich rede von denen, welche sich dem Gedichte kritisch gegenüberstellten; denn diejenigen, welche es für echt halten und eine dem Lehniner Mönche Herman gewordene göttliche Inspiration darin erblicken, bedürfen einer solchen Erklärung nicht, wiewohl auch der echte Prophet erst aus seiner Zeit vollkommen verstanden werden kann. In jüngster Zeit hat zwar Gieseler seiner Hypothese über den Verfasser einen besondern ausführlichen Abschnitt: „Ueber die Zeitverhältnisse, aus welchen die Weissagung hervorgegangen ist" (S. 24—42) vorangeschickt; allein man sieht bald, daß diese allgemeinen Betrachtungen durchgängig nur darauf angelegt sind, um dem Beweise, daß der Abt von Huysburg, Nicolaus von Zizwitz, der wahre Verfasser sei, eine allgemeine Grundlage zu geben; und so wird auch hier der Gesichtspunkt zu eng, zu einseitig gefaßt. Der Verfasser geht nämlich von dem im letzten Viertheil des 17. Jahrhunderts von verschiedenen Seiten eifrig betriebenen Unionsversuchen zwischen Katholiken und Protestanten aus, an denen unter andern auch der genannte Abt von Huysburg sich betheiligte, und indem er diesen im Auge hat, bemerkt er S. 40: „Aus diesen kirchlichen Verhältnissen erklärt sich der Standpunkt des katholischen Verfassers unserer Weissagung. Er hofft, daß die aus dem calixtinischen Synkrtismus hervorgegangene, dem Katholicismus günstige Richtung immer größere Herrschaft gewinnen werde, und daß in Folge davon eine allgemeine Rückkehr der Protestanten in den Schooß der römischen Kirche zu erwarten sei. Dieser Hoffnung stellt sich aber besonders das reformirte Regentenhaus in Brandenburg entgegen, welches fortwährend eine Menge von Reformirten aufnimmt, welche von den katholischen Regierungen ihrer Religion wegen vertrieben, und das antirömische

Prinzip im Brandenburgischen stärken u. s. w." Allein abgesehen von der Person des als Verfasser in dieser Schrift aufgestellten Abtes, wird man doch nicht die Lehninsche Weissagung aus den angegebenen kirchlichen Verhältnissen allein geschichtlich ableiten können: diese Weissagung hat außer und neben der kirchlichen zugleich eine sehr scharf ausgeprägte politische Tendenz, welche allerdings in der Idee der Theokratie mit der kirchlichen zusammenfließt. Ja die Verwirklichung der kirchlichen Tendenzen wird in dem Gedichte von einer der größten politischen Katastrophen für Deutschland, nämlich dem Erlöschen des Hauses Hohenzollern und dem Ende der Territorial-Hoheit der protestantischen Fürsten abhängig gedacht. Mithin sind hier die politischen Verhältnisse während des 17. Jahrhunderts mindestens ebenso, ja noch viel schärfer und umfassender als die rein kirchlichen in Erwägung zu ziehen, und zu dieser Betrachtung wenden wir uns nun.

Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts war den Vorfechtern der restaurirten katholischen Doctrin (nach Ranke's Ausdruck [142])) die alles wieder rückgängig zu machen drohte, kein anderes Haus so widerwärtig und in der That so sehr im Wege, als gerade das Brandenburgische; nicht als ob dieses Haus sich der katholischen Kirche oder dem Reiche feindseliger gezeigt hätte, als die übrigen, sondern weil in dieser Epoche, durch das Aussterben der verschiedenen Linien der fränkischen Markgrafen, an das kurfürstliche Haus eine Ländermasse fiel (Franken, Preußen, die Marken, Cleve und Jülich und ein schlesisches Fürstenthum) wie sie in Deutschland seit Heinrich dem Löwen nicht vereinigt gewesen war [143]). Besonders war es die Erwerbung von Jülich und Cleve, welcher die kaiserliche Politik sich widersetzen zu müssen glaubte, weniger aus rechtlichen Gründen, gegen welche sich nichts einwenden ließ, als aus staatsmännischen, weil nämlich die Macht der Protestanten dadurch einen außerordentlichen Zuwachs und einen neuen Rückhalt gewinnen würde. Hierher gehört eine Denkschrift, deren Urheber zwar noch nicht völlig aufgeklärt ist, welche jedoch von ihrem Herausgeber, einem Jesuiten, auf jesuitischen Ursprung zurückgeführt wird [144]). Hier werden die politischen Motive, welche dem Wachsthum des Hauses Brandenburg entgegentreten hießen, mit unumwundener Offenheit dargelegt. „Alle Feinde des Hauses Oesterreich, heißt es

hier, welche nicht sowohl Religionem, als Regionem suchen, können sich des brandenburgischen Aufnehmens und wiederum Brandenburg sich deroselben wohl gebrauchen ... Wer wollte zweifeln, da dieses Haus wächset, und also zunimmt, daß hierdurch die Ketzer nicht animirt werden sollten, sich an dasselbe zu häncken, und dadurch ein größer Feuer aufzublasen" ... Der Verfasser hält den damaligen Augenblick für geeignet, jener Gefahr noch vorzubeugen: „Zudem ist die brandenburgische Macht noch ein ungefaßt Werk und angehende Sache, so alles noch leichtlich könnte hintertrieben und aufgehalten werden ... Da heißt es: Principiis obsta, sero medicina paratur ... Man hat Preußen noch nicht also verschmerzet, wie Brandenburg vermeinet ..." Der Verfasser hofft gezeigt zu haben, daß der Kaiser dem Brandenburger die Fürstenthümer mit Fug und Recht „abstricken" könne, und dies gebe zugleich die beste Gelegenheit, die Ketzer unter einander uneins zu machen und, wie er sich ausdrückt, wie Samsons Füchse ihr eigen Land verderben zu lassen; er meint, Kursachsen gegen Brandenburg durch scheinbare Begünstigung auch der sächsischen Ansprüche auf das Jülich-Clevische zu hetzen, damit er „dem andern Theil die Waage halten und also paulatim, wie man sagt, ein Wulff den andern fressen, sie sich auch und ihre Helfer dermaßen enerviren möchten, daß sie hernach leichtich gar zu zwingen, aufzuräumen." Die Denkschrift schließt mit einem Glückwunsch für das Haus Oesterreich und die katholische Kirche, auf daß sie Alle „bei der erkannten Wahrheit im Schifflein Petri vor den Wellen der Ketzer unanstößig sein und bleiben mögen." Diese Andeutungen werden hinreichen, den Geist einer Denkschrift zu charakterisiren, welche nach der Versicherung des Herausgebers vom Kaiser mit Gold aufgewogen und von einzelnen Reichsfürsten in der Abschrift theuer bezahlt wurde, so daß ihr ein gewisser Einfluß auf die Politik der Kaiserlichen, den protestantischen Fürsten und Brandenburg gegenüber, nicht abgesprochen werden möchte. Durch den Uebertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zum Calvinismus und die dadurch herbeigeführte Aenderung und größere Entschiedenheit in dem bisher befolgten politischen Systeme trat Kurbrandenburg nur noch deutlicher in den Vordergrund. (Der Verfasser der Prophezeihung hat diesen Wendepunkt in besonders feierlicher Weise im V. 63 angedeutet.) Als

später im dreißigjährigen Kriege die Sache der Protestanten eine Niederlage nach der andern erlitt, deren Folgen so schwer auf Brandenburg drückten, und die Restaurations-Entwürfe allgemeiner und kühner unter der Leitung der Jesuiten hervortraten, forderte man auch die brandenburgischen Stifter zurück, sammt den davon seit einem halben Jahrhundert gezogenen Einkünften; Preußen aber erklärte man für ein Kirchengut, welches zurückgegeben werden müßte[145]). Die Dazwischenkunft Gustav Adolphs trat in ihren Folgen diesen nach dem größten Maaßstabe gefaßten Entwürfen damals entgegen. Nachher war es wieder Kurbrandenburg in dem Heldenmuth und der Staatsklugheit des großen Kurfürsten, welcher der Restauration in politischer und kirchlicher Hinsicht für immer einen Damm entgegensetzte, und dessen Festigkeit die Parität der beiden protestantischen Kirchen bei den im westphälischen Frieden angeordneten staatsbürgerlichen Rechten aller Reichsstände behauptete. Was das Verhältniß zwischen Katholiken und Protestanten nach dem westphäl. Frieden betrifft, so hatte man sich, kann man sagen, durch jenen Frieden die Intoleranz gegenseitig gewährleistet; der Grundsatz: **cuius regio, eius religio** gab ihr einen Schein der Rechtmäßigkeit. Dies traf auch die Katholiken in der Mark. Obschon für seine Person zur Duldung geneigt, konnte der große Kurfürst doch nicht umhin, den märkischen Ständen kurz nach dem Frieden, auf dem Landtage vom Jahre **1653**, neben völliger Gleichstellung beider evangelischen Confessionen das förmliche Versprechen zu ertheilen, daß den Katholischen weder öffentliches noch Privat-Religions-Exercitium werde gestattet werden, ein Verbot, welches mehrmals erneuert wurde, namentlich in dem Rescript vom **24.** October (**4.** November) **1685**, welches als ein Rückschlag gegen die, zwölf Tage vorher erfolgte Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig **XIV.** angesehen werden muß[146]). Hiemit stand ferner die massenhafte Einwanderung der flüchtigen französischen Reformirten in die Mark in engster Verbindung, welchen nach mehreren Jahren, in Folge des Reichskriegs mit Frankreich, seit **1688** Schaaren pfälzischer und schweizerischer Reformirten nachfolgten, welche zur Hebung der Kultur in der Mark ungemein viel beitrugen, wenn sie gleich durch die ihnen ertheilten Privilegien und Begünstigungen den Neid der Eingeborenen in Berlin und in den Provinzen erreg-

ten (ein Umstand, welcher in der Weissagung V. 79 sowie gegen den Schluß V. 97 so stark betont wird). Der patriotische Geist des großen Kurfürsten vererbte sich auf seinen ihm in andern Stücken sonst so wenig ähnlichen Nachfolger eben so sehr, als der Eifer und die Festigkeit in confessioneller Rücksicht. Dieses bethätigte er ruhmvoll in dem 1688 ausgebrochenen Reichskriege, welcher leider dadurch einen so unglücklichen Ausgang nahm, daß die Feinde des Reichs und des Protestantismus es verstanden, beim Kaiser Verdacht gegen die Protestanten zu erregen, als wäre Gefahr für die katholische Kirche vorhanden [147]). Die Niederlage der protestantischen Sache wurde durch den Ryswicker Frieden (1697) besiegelt und die Lage der Dinge stand gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Art, daß Leibnitz unter dem Eindrucke dieses schmachvollen Friedens sich trüben Befürchtungen für die Sache des Protestantismus hingab [148]) Es war die Zeit, da wegen häufiger Uebertitte deutscher Fürsten zur römischen Kirche, namentlich des Kurfürsten von Sachsen, die Hoffnung der Evangelischen hauptsächlich auf das Haus Brandenburg gerichtet war, welches sich denn auch zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit der Annahme der königlichen Würde an die Spitze des protestantischen Theils in Deutschland stellte und an einer Vereinigung der in sich zerfallenen protestantischen Kirche arbeitete, welche im Falle des Gelingens von selbst die politische Macht der protestantischen Staaten in Deutschland auf eine höhere Stufe gehoben haben würde.

Wir haben die Betrachtung bis auf diesen Punkt herabgeführt, ungeachtet damit der Zeitpunkt der Abfassung und ersten Verbreitung der Lehninschen Weissagung um eine Reihe von Jahren schon überschritten ist, weil mit der Erhebung Brandenburgs zum Königreich Preußen der Knoten zu einer höheren Entwickelung dieser Macht sich schürzt, und das von den Vorfahren, vorzüglich von dem Vater des ersten Königs von Preußen, dem großen Kurfürsten, gelegte Fundament zu einer selbstständigen und großen protestantischen Macht, der Gegenstand der besorglichen Voraussicht des kaiserlichen und der andern katholischen Höfe im Reiche seit fast einem Jahrhundert, dadurch zum Abschluß gelangte. Auf den großen Kurfürsten müssen wir daher zurückkommen, als auf die geistige Macht, deren Werk jene Erhebung, und welcher ein König war, ohne es zu

heißen[149]). Diese seine Bedeutung erkennt auch das Vaticinium an, indem es seine Regierung als den Höhepunkt des brandenburgischen Hauses gelten läßt, von welchem es von Stufe zu Stufe bis zu seinem verhängnißvollen Erlöschen wieder herabsteigen würde. Ist er es doch, von welchem sein echtester Nachfolger, ich meine seinen Urenkel, Friedrich der Große, wenn auch indirekt, seine welthistorische Aufgabe, nämlich die Eroberung Schlesiens, als ein Vermächtniß empfangen hat.

Jener Antagonismus der jesuitisch-habsburgischen Restaurationsbestrebungen gegen die protestantischen Mächte Deutschlands, welcher im dreißigjährigen Kriege auf den Schlachtfeldern gekämpft wurde, nahm nun aber in der auf den westphälischen Frieden folgenden Periode die zwar minder glänzende, jedoch vielleicht um so sicherer zum Ziele führende Form eines Krieges der Diplomatie und, was davon unzertrennlich war, der Intrigue an. Diese Erscheinung begegnet uns denn auch in den Verhältnissen des kaiserlich östreichischen zu dem brandenburgischen Hause in den letzten Jahren der Regierung des großen Kurfürsten und wurde der Grund einer Menge innerer Verwickelungen und Spaltungen des Hauses, welche hinlänglich bekannt, wiewohl nicht in allen Punkten vollständig aufgeklärt sind. Für unsern Zweck wird es genügen, die Resultate mehrjähriger, durch beiderseitige Gesandtschaften lebhaft gepflogenen Unterhandlungen aus dieser Periode anzugeben, diese waren: das zwischen dem brandenburgischen Minister von Fuchs und dem östreichischen Gesandten Baron Freitag abgeschlossene zwanzigjährige Bündniß vom 22. März 1686, welches als ein Meisterstück der österreichischen Diplomatie betrachtet wurde[150]), indem der Kurfürst auf seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer gegen Abtretung des Schwiebusser Kreises verzichtete, während gleichzeitig dem Kurprinzen durch Freitag und seinen Oheim, den Fürsten von Dessau, hinterlistiger Weise ein Revers abgelockt wurde: nach dem Tode seines Vaters den Schwiebusser Kreis für eine Entschädigung von zwei Herrschaften oder eine entsprechende Summe Geldes an den Kaiser zurückgeben zu wollen. Damit steht im engsten Zusammenhange, sowohl der Zeit, als den Verhandlungen nach, der Entwurf und die Vollziehung jenes Testaments des großen Kurfürsten vom 9. Februar 1686, welches nach seiner Anlage und

Tendenz der Zukunft des brandenburgischen Hauses eben so verderblich werden konnte, als es den Zwecken der österreichisch-jesuitischen Politik von selbst in die Hände arbeitete, indem es „den Grundsätzen des Hauses entgegenlief, und das in ihnen enthaltene ernstliche Verbot der Zertheilung von Land und Leuten, worauf die Macht und der Glanz des Kur- und fürstlichen Hauses Brandenburg einzig und allein gegründet und über zweihundert Jahre als Grundgesetz heilig und unverletzlich beobachtet worden, mit einem Male über den Haufen warf." (Stenzel, III, 10.) Dieses Testament erhielt am 10. April 1686 die kaiserliche Bestätigung, obschon, „wie es scheint," dem Kurprinzen kurz zuvor durch Freitag vorgespiegelt werde, daß die Vollziehung des Testaments nicht geschehen würde, wenn er nur den erwähnten Revers unterschriebe. Lange nachher, bei den Wechselschriften über die Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen, worin dieses Testaments vielfach Erwähnung geschieht, wurde es dem Kaiser Leopold zur Last gelegt: „daß er die innerliche Spaltung durch die Annahme und Confirmation dieses schädlichen Testaments fomentiret, die darinnen enthaltene Zergliederung der Länder protegiret, mithin den Untergang des Hauses dadurch zu befördern gesucht habe;" ferner „daß er nach des alten Kurfürsten Absterben sich alle Mühe gegeben, das bei demselben deponirte schädliche Testament und die darinnen **contra pacta familiae** festgesetzte Zergliederung der Länder zum Effect zu bringen, die Spaltungen der Familie zu unterhalten, und dadurch den Untergang des Kurhauses zu befördern"... „Daß gedachter Hof alle ersinnlichen Intriguen unter der Hand gespielt habe, die Prinzen zweiter Ehe nach des **Testatoris** Ableben zu animiren, daß sie auf dem Testament bestehen sollten [151])." Es ist bekannt, daß Kurfürst Friedrich III. nach dem Antritt seiner Regierung jenes verderbliche Testament nicht ohne Kampf mit seinen Brüdern, welche bei dem Kaiser Unterstützung fanden, jedoch zuletzt der bessern Einsicht Raum gaben, umgestoßen, und das Hausgesetz für alle Zeiten befestigt hat [152]). Der Kaiser aber war zur Anerkennung der von den, bei dem Testamente des großen Kurfürsten betheiligten, Prinzen ausgestellten Reverse nicht eher bereit, bis er den Schwiebusser Kreis zurückerhalten hatte [153]).

So ging die Krisis für Kurbrandenburgs und Preußens Zu-

kunft glücklich vorüber. Die Feinde Kurbrandenburgs und der evangelischen Sache konnten nicht ohne Verdruß ein so künstlich angelegtes Gebäude zusammenstürzen und das Ziel verloren gehen sehen, auf dessen Erreichung die Bestrebungen während fast eines Jahrhunderts gerichtet waren. Kurfürst Friedrich **III.** mußte schon deshalb in den Augen dieser Partei ein Gegenstand der höchsten Abneigung sein; das Ziel ihrer Bestrebungen schien in eine ferne unbestimmte Zukunft hinaus verlegt. In dem Ausdruck des Hasses, welchen die auf diesen Regenten bezüglichen Verse der Weissagung (v. **76**—**80**) so unverholen zur Schau tragen, liegt für mich der entscheidenste Grund, mit Giesebrecht [154]) und Gieseler, die Abfassung der Prophezeihung in die ersten Regierungsjahre Kurfürst Friedrich's **III.** zu setzen.

Von hier aus werden wir manche dunkle literarischen Produkte aus dieser Zeit verstehen lernen, welche, wie verschieden auch an Form und Erfindung, doch in der Tendenz übereinstimmen und aus derselben trüben Quelle abgeleitet werden müssen. Zunächst ein Wort über diese Quelle.

Schon vorhin ist der Jesuiten gedacht worden. Es gab eine Zeit, da man befürchten mußte, als beschränkt oder fanatisch zu erscheinen, wenn man gewisse Handlungen, Schritte und Ereignisse auf Rechnung der Jesuiten und des Jesuiterordens schrieb; es war dies eine Rückwirkung gegen die systematischen Verdächtigungen und Uebertreibungen eines Nicolai und der Berliner Monatschrift, obschon man jetzt zugiebt, daß Nicolai in diesen Dingen schärfer als seine Spötter gesehen hat. Heute jedoch da es den Jesuiten an Apologeten und Geschichtsschreibern nicht fehlt, welche ihnen ihre universelle politische Thätigkeit und Geschäftigkeit, immer das Eine große Ziel im Auge, die Restauration der kirchlichen Einheit, wie sie vor der Reformation stattgefunden, zum Ruhme und zum Verdienste anrechnen, wird man von ihrem weitgreifenden Einflusse wenigstens da sprechen können, wo die Thatsachen zeugen. Dieser nun hat sich zu keiner Zeit mehr bewährt, als gerade im **17.** Jahrhundert, in welches recht eigentlich die Glanzepoche ihres Wirkens fällt. Wie der Orden vor und in dem dreißigjährigen Kriege durch die Bildung der katholischen Liga und ihren Antheil an dem Restitutionsedikte die Geschicke der Völker bestimmte [155]), so waren sie nach dem

Frieden an den ersten Höfen Europa's, namentlich an dem spanischen, französischen und kaiserlichen Hofe, die Seele der Diplomatie überall, wo die letzten Zwecke ihres Ordens eintraten. Wie sehr Kaiser Leopold, ein Zögling der Jesuiten, von Jesuiten geleitet wurde, ist bekannt [156]). Die häufigen Bekehrungen deutscher Fürsten und vornehmer Familien zum Katholicismus in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts war wesentlich das Werk dieser Väter, namentlich die des Kurfürsten von Sachsen und seines Nachfolgers, nicht ohne die Erwartung, ganz Sachsen zur katholischen Kirche zurückzuführen [157]).

Der Glaube, zur Ehre Gottes zu arbeiten und der Eifer, das Reich der Kirche zu erweitern, zeigte ihnen verschiedene Wege, um das eine große Ziel herbeizuführen [158]). Es galt hier nicht, persönliche Zwecke zu erreichen, persönliche Affekte oder Leidenschaften zu befriedigen, sondern sich überall den höhern Bestimmungen eines großen und geschlossenen Ganzen unterzuordnen. Dieses Ganze, nicht seine Werkzeuge muß man bei Beurtheilung ihres Wirkens und Handelns im Auge haben.

Daß aber die Lehninsche Weissagung aus keinem blos abstrakten Fanatismus eines „papistisch gesinnten Mönchs oder Geistlichen" (nach Henkels Ausdruck) gegen eine protestantische Macht überhaupt geflossen, noch weniger als Werk persönlicher Bosheit anzusehen ist, sondern mit den eben geschilderten Verhältnissen der kaiserlichen Politik dem großen Kurfürsten und seinem Nachfolger gegenüber zusammenhänge, dürfte eine Vergleichung jener Weissagung mit einem demselben Zeitraum angehörigen, vielleicht nur wenige Jahre jüngern ähnlichen Dokumente anschaulicher machen. Ich rede von jenem überaus seltsamen, durch Moser zuerst bekannt gemachten, angeblichen Testament des großen Kurfürsten vom 20. März 1688, welches einer nähern kritischen Beleuchtung bisher (meines Wissens) nicht unterworfen würde. Daß dieses Testament untergeschoben sei, ist zwar in jüngster Zeit mehrmals als sehr wahrscheinlich aufgestellt worden [159]), ich glaube aber, daß jeder Zweifel an seiner Unechtheit durch ein tieferes Eingehen in die Sache sich beseitigen lassen wird. Eigentlich hat schon Moser die wichtigsten Gründe gegen die Echtheit eben so scharfsinnig als offen selbst hervorgesucht und zusammengestellt. Nichts desto weniger glaubt er mit diesen

Zweifeln und Widersprüchen leicht fertig zu werden und mochte lieber die Seltsamkeiten dieses Dokuments durch die „Fieberhitze" des Testators entschuldigen, als das Werk verwerfen. Es ist wahr, daß ein sehr wesentlicher Punkt in diesem Testamente ihm nicht ganz klar geworden war, wie denn Moser überhaupt es mit dem Abwiegen der Gründe bei solchen Fragen nicht allzu genau zu nehmen schien [160]).

Diese Gründe sind nun: das unbedingte Stillschweigen aller damals vorhandenen brandenburgischen Geschichtsschreiber und Publicisten über dieses Testament — starke historische Anachronismen — die Mangelhaftigkeit der Form — der ganze Abstand von dem authentisch letzten Testamente des Kurfürsten vom 9. Februar 1686 [161]) — das seltsame Durcheinander von Demuth und Anmaßung und mehreres andere.

Was jedoch gegen die Echtheit in unsern Augen den Ausschlag giebt, zugleich aber auch das Ganze für uns so lehrreich und anziehend macht, das sind die beiden Punkte, welche sich auf die katholische Religion und das österreichische Haus beziehen. Es verdient, daß wir diese Stellen näher in Betracht ziehen.

Gleich im Eingange findet sich folgende auffallende Stelle: „Seine Majestät der Kaiser liebet mich, Frankreich, so sonst allen ein Schrecken eingejaget, fürchtet mich ... denen sämbtlichen des Reichs Chur- und Fürsten bin ich ein Vatter, ja dem Großen Römischen Herrn, dem Papst, ein Schrecken hat mich Gott zum sonderlichen Freunde und Vatter gesetzet..." Diese letztere Phrase nennt Moser ein unauflösbares Räthsel, dem die ganze Gesinnung und das Betragen des Kurfürsten geradezu widerspreche. „Zeigte nicht die Handschrift, setzt er hinzu, wovon der Abdruck genommen worden, ein weit mehr denn halbhundertjähriges Alterthum, wären nicht gleichlautende Abschriften eben so lange schon in anderer Besitzer Hände gewesen, so müßte man auf den Argwohn gerathen, daß diese ganze Stelle vor einem Schalk untergeschoben worden, um den Herren Nicolai und Biester einen Beweis zu liefern, wie selbst in Berlin, selbst bei dem sonst so vorurtheilsfreien großen Kurfürsten, bereits vor hundert Jahren, Jesuiter-Geist geschäftig und eben der Fürst, der den verfolgten Hugenotten mit so liebevoller Hand Schutz und

Unterstützung angeboten, gleichwohl zu eben der Zeit ein Freund und Vertrauter des römischen Antichrist gewesen sei!"

In diesen Bemerkungen, namentlich was den geschäftigen „Jesuitergeist" in Berlin am Hofe des großen Kurfürsten betrifft, hat Moser der Wahrheit sich vielleicht mehr genähert, als er dachte, wiewohl wir jene seltsame Phrase im Testament für sich allein etwa als einen hyperbolischen Ausdruck für das gute Verhältniß zwischen dem Kurfürsten und dem Papste allenfalls gelten lassen könnten. So findet sich noch viel später, in einer Consistorial-Rede des Papstes Benedict XIV., eine anerkennende Aeußerung über die freundlichen Gesinnungen, welche die Regenten aus dem brandenburgischen Hause, auch nachdem sie von der Gemeinschaft der römischen Kirche abgetreten, derselben mehrfach erwiesen habe; und er rühmt von Friedrich dem Großen, daß er das Wohlwollen seiner Familie gegen die Katholiken gleichsam geerbt zu haben schiene [162]. Indessen bleiben Aeußerungen dieser Art immer nur in den Schranken einer wohlwollenden Courtoisie: die wahre Gesinnung der römischen Curie gegen das Haus Brandenburg und Preußen bleibt ausgesprochen in dem berühmten Breve des Papstes Clemens XI. an den Kaiser, worin er gegen die preußische Krone protestirt; andererseits würde aus jener, übrigens ziemlich anmaßend klingenden Phrase im Munde des großen Kurfürsten, für dessen geheime katholische Gesinnung immer noch kein Schluß zu ziehen sein.

Viel weiter aber geht die folgende Rede des Kurfürsten über die Religion, in welcher er von dem reformirten Bekenntniß geradezu als von einer Sekte spricht, dagegen im Geiste den Zeitpunkt herannahen sieht, in welcher seine Nachkommen zur katholischen Kirche zurückkehren dürften. Der letztere Gedanke ist nicht mit dürren Worten, sondern in mystisch „figürlich klingenden Andeutungen, jedoch im Zusammenhange deutlich und verständlich genug zu erkennen gegeben. Man urtheile: „Ich habe euch alle in der reformirten Gemeinde taufen lassen, und ihr seyet auch in diesen Lehrpunkten erzogen, ich selbst bekenne mich öffentlich zu diese Sekte, damit ist aber weder mir, noch Euch benommen, wegen unserer Seeligkeit uns zu bewerben, weniger haben wir auf das Oecolampadii, Zwinglii, Calvini und anderer Lehrer dogmata geschworen, sondern einem jeden Christen lieget ob, mit Forcht, Zittern und

angst seine seeligkeith zu schaffen, auch in der heyl. schrift fleißig zu suchen, und erleuchtte Männer zu hören, damit er in den Geheimnissen Gottes täglich zunehmen, und den Weeg zu der seeligkeith sich täglich mehr bekannt machen möge. Jedoch will ich auch hierdurch nicht gesagt haben, wenn Euch Gott ein größer Licht gegeben, als ihr bis dato gesehen, daß Ihr sogleich Euch dessen überheben, andere verachten und verdammen sollet, sondern lasset euer Licht leuchten, damit jeder eure gute wercke sehe, höret nicht auf mit Bitten und Vermahnen, so wird Gott euren Worten Krafft und euren Wercken Nachdruck geben, daß ihr auf der arth viele zum ewigen Leben bringen möget. Ich euer Vatter habe von Gott ein großes Licht, welches ihr jetzo noch nicht sehen möget, sondern nach meinem Tode durch Länge der Zeit erfahren werdet, kommet Euch nun dieses vor, so seyet nicht halsstärrig, verdammet Euren Vatter nicht, sondern gedenket, daß Gott viel großes durch ihn gethan hat; ein mehreres mag ich Euch nicht sagen, als: sehet, höret und glaubet. Gott gebe Euch eine seelige Nachfolge, so wird Euch, gleichwie mir ist, ewig wohl seyn."

Diese befremdlichen „Herzensergießungen," wie Moser sie nennt, sind von ihm auf eine seltsame Art mißverstanden worden. In der, der reformirten Kirche beigelegten Bezeichnung einer Sekte, sieht er weiter nichts, als einen Ausdruck der „hellen, freien, unbefangenen duldungvollen Denkungsart" des großen Kurfürsten; allein wer weiß nicht, daß in dem kirchlichen Sprachgebrauch jener und selbst späterer Zeit der Begriff einer Sekte mit dem der Ketzerei unzertennlich verbunden ist, daß namentlich die protestantische Kirche von katholischen Schriftstellern eine Sekte, Secta, genannt wird [163])? Aber wie sehr auch der große Kurfürst in Bezug auf die kirchliche Spaltung über seine Zeit sich erhob, so hat er doch seine innere und wahrhafte Anhänglichkeit an die evangelische Religion, namentlich die reformirte durch Thaten wie durch Worte bis zum letzten Lebenshauche zu unverhohlen bekannt, als daß er hier sich eines so geringschätzigen und sich selbst verleugnenden Ausdrucks: Sekte hätte bedienen können [164]). Schon dadurch werden wir auf die versteckte Feder eines Katholiken und die Absicht einer pia fraus geleitet; dies tritt aber noch deutlicher hervor, wenn man den Satz mit seiner Ergänzung ins Auge faßt: „ich selbst bekenne mich öffentlich zu dieser

Sekte" — darin liegt, daß dieses öffentliche Bekenntniß ein bloßer Schein sei, was auf eine ganz verschiedene, geheime Ueberzeugung hindeutet; und dies ist in der darauf folgenden Ermahnung an die Prinzen gerade herausgesagt: sie sollen auf die Stifter der reformirten Kirche nicht schwören, sondern den Weg zur Seeligkeit unaufhörlich suchen, nicht blos in der heiligen Schrift, sondern auch durch Anhören erleuchteter Männer. Und hierauf spricht der Kurfürst wie in einer Art Extase und Vision, welche Mosern „ohne archivalische Erläuterung" durchaus unerklärlich scheint, und doch vielleicht mit allem Archivlicht dunkel und räthselhaft bleiben werde, indem wir uns von einer solchen Entzückung in höherer Region kaum einen Begriff machen könnten; sollte es aber Mystik sein, so sei es nicht rein genug; sollte es gar auf alchemistische Geheimnisse anspielen, so widerspreche dem der Zusammenhang" u. s. w. Das letztere wird man gern zugeben; was aber die große Dunkelheit, die in der Vision von einem großen Lichte liegt, anlangt, so bedarf es keines Archivlichts; das Licht fällt aus dem Zusammenhange darauf. Jenes größere Licht bezieht sich auf einen höhern Weg zur Seeligkeit als den durch die reformirte Kirche, mithin auf eine andere und höhere christliche Kirche. Welche kann aber hier gemeint sein? Offenbar nur die römisch-katholische. Ein Lutheraner, wollte man einen solchen für den Verfasser dieses untergeschobenen Testaments halten, würde gewiß seine Kirche mit deutlichen Worten bezeichnet, und seine Rede nicht in solches Helldunkel gekleidet haben; ein Lutheraner würde ferner dem Kurfürsten von Brandenburg nicht die seltsame Redensart in den Mund gelegt haben: Gott habe ihn dem großen römischen Herrn dem Papst, zum sonderlichen Freund und Vater gesetzt; derselbe würde endlich (um dies zu anticipiren) dem Hause Oesterreich bei der Annahme eines künftigen Erlöschens der kurfürstlich-brandenburgischen Linie das vormals dem deutschen Orden angehörige Preußen nicht zugedacht haben. Und darin, in dieser in ein mystisches Helldunkel gekleideten Vision sehe ich den Kern des ganzen Stückes. Der Verfasser beabsichtigte durch dieses untergeschobene Testament auf das Gemüth und die Einbildungskraft der Kinder des großen Kurfürsten zu wirken, und sie zu bestimmen, der reformirten Religion zu entsagen und in den Schooß der katholischen

Kirche zurückzukehren. Endlich findet sich noch eine prophetische Phrase politischer Natur in diesem Testament, indem von dem Kur-Prinzen gesagt wird: „er wird gekrönet, er wird gesalbet.“ Moser erblickt darin den prophetischen Geist des sterbenden Fürsten, denn, sagt er: keins von beiden geschieht bei einem Kurfürsten, und an eine preußische Königswürde hat damals wohl niemand gedacht, (?) gleichwohl ward dreizehn Jahre hernach eben dieser Friedrich wirklich gekrönt, wirklich gesalbet.“

Um dieses Räthsel befriedigend zu lösen, müßte man den Zeitpunkt, in welchen die Abfassung dieser Schrift fällt, genauer ermittelt haben. Die Handschrift, welcher der Mosersche Abdruck zum Grunde liegt, wies, nach Mosers Angabe, auf das Ende des 17. oder den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück, also auf die Epoche, in welche die Verhandlungen zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und dem kaiserlichen Hofe wegen der preußischen Krone fallen [165]. Diese Unterhandlungen gehen bis über das Jahr 1695 zurück, gediehen aber erst im November 1700 zum Abschluß. Man weiß, daß von dem Jesuiten Pater Vota damals der Plan ausgedacht worden war, den Kurfürsten zu bewegen, daß er die königliche Würde nicht vom Könige, sondern vom Papste annähme, in der Voraussetzung und Hoffnung, daß er dieses Ziel nur durch die Annahme des katholischen Glaubens werde erreichen können, eine Voraussetzung, welche sich freilich als falsch erwies [166]. Demnach wäre jenes Testament in der Absicht ersonnen worden, um die Combination von der Ertheilung der Königswürde an den Kurfürsten von Brandenburg mit dessen Uebertritt zur katholischen Kirche zu unterstützen, eine solche wenigstens von fern herbeizuführen. Was nahe bevorstehend erschien oder vielleicht soeben vollzogen war, die Krönung und Salbung des Kurfürsten, wird hier in dem apokryphischen Testament als Weissagung dem großen Kurfürsten in den Mund gelegt. An und für sich würde übrigens eine Ahndung oder Weissagung der Königswürde im Munde des sterbenden Kurfürsten nicht so außerordentlich dastehen, als es auf den ersten Anblick scheint und wie es Moser schien. Mehr als eine Weissagung dieser war wenigstens schon beim Leben des großen Kurfürsten vorhanden, was wir weiter unten zur Sprache bingen werden. — Uebrigens läßt eine Vergleichung der merkwürdigsten Stellen dieses Testaments,

namentlich die Anrede an die Prinzen über den Punkt der Religion, mit dem Berichte Puffendorfs über die letzten Tage des großen Kurfürsten vermuthen, daß der Verfasser des Testaments jenen Bericht bei seiner Arbeit vor Augen gehabt habe.

Nun wird auch das freigebige Legat an das österreichische Haus im Testamente, im Falle des Erlöschens der Kurlinie, nemlich des Herzogthum Preußens [167]) und des andern schönen Beiwerks, aufhören, so seltsam und unbegreiflich dazustehen, als Moser es darstellt, welcher seinerseits das viel Seltsamere beging, an der Echtheit dieses Testaments troß dieser Bestimmung fest zu halten, von welcher er selbst sagt, „daß sie aus einer Anwandlung von Verirrung des Geistes hervorging, indem der Kurfürst über die Staaten seines Hauses noch über das Ziel von dessen Erlöschen hinaus disponire, und die Lande so vertheile, vermache und verschenke, wie man mit einer Garderobe zu Werke gehet!" Unser verkappter Testator jedoch wußte wohl, was er that, wenn er den bedeutsamsten Theil der Kurlande, denselben, welcher bald der neuen Monarchie den Namen gab, dem Hause Oesterreich zur Einverleibung zudachte. Wir wissen dadurch, woher und aus welcher Quelle das Machwerk geflossen ist. —

Wenden wir uns zu der Lehninschen Weissagung zurück, so bieten sich uns gewisse innere Beziehungen dieser beiden Apokrypha ohne Zwang dar, so wenig sie auch bei dem ersten Anblick mit einander gemein zu haben scheinen. Derselbe Grundgedanke in beiden, nur in der Form und Anwendung verschieden: dies ist die Wiederherstellung der katholischen Kirche in der Mark, und im Hintergrunde das Aufgehen Kurbrandenburgs in die kaiserliche, beziehungsweise österreichische Hausmacht. Nur, was im Testament mystisch und dunkel angedeutet wird, das ist in der Lehninschen Weissagung direkt, offen und mit Beziehung auf das ganze Deutschland ausgeführt. Ueber den Hauptpunkt, der Restauration der katholischen Kirche, ist schon alles gesagt; die andre Seite, die Beziehung zum österreichischen Kaiserhause, ist hier freilich verschleiert und von fern angedeutet. Ich beziehe mich hier vor Allem auf den vielbesprochenen Absatz V. 81 — 84:

Mox juvenis fremit, dum magna puerpera gemit, etc.

welcher von mehreren neuern Auslegern, wenn auch mißbräuchlich

(wie oben gezeigt worden) auf Friedrich den Großen und seine Kriege gegen Maria Theresia bezogen ward, obschon der wahren Zählung nach das achte Glied der Reihe, nämlich Friedrich Wilhelm I., unter dem **juvenis** zu denken ist. Aber auch Diejenigen, welche, wie Gieseler, die Weissagung für untergeschoben und die Sätze vom achten Gliede an bis zum eilften oder von V. 81—94 als bloße Phantasiestücke erklären, nehmen keinen Anstand, im V. 84, namentlich dem Halbverse: **flantibus hinc austris** eine Anspielung auf einen zukünftigen Krieg mit *Oesterreich* zu erblicken. Die Beziehung auf Oesterreich und die Vorhersagung eines künftigen Krieges von Seiten Brandenburgs oder Preußens gegen das kaiserliche Haus, welcher jedoch für den kriegerischen Fürsten auf dem brandenburgischen Throne einen unglücklichen Ausgang nehmen werde, ist in jenem Absatze allgemein angedeutet. Ohne in dieser Vorverkündigung irgend eine höhere Eingebung anzunehmen, liegt doch auch wieder mehr darin, als ein bloßer phantastischer Einfall. Der Keim eines ernsten Zerwürfnisses zwischen Kurbrandenburg und dem österreichischen Hause wurde durch die Intriguen bei dem Abschluß des Bündnisses vom Jahre 1686 mit Bezug auf die Abtretung der schlesischen Fürstenthümer gelegt, und für denjenigen, welcher in diese Verhältnisse eingeweiht war, bedurfte es keiner prophetischen Inspiration, sondern nur eines geübten politischen Scharfblicks, durch welchen jeder wahre Staatsmann bis auf einen gewissen Grad zum Propheten wird [168]), um vorauszusehen, daß ein kriegerisch gesinnter Nachfolger des großen Kurfürsten seine Rechte auf Schlesien werde geltend machen, wenngleich dieses nur zu seinem Nachtheil und zum Triumphe der *kaiserlichen* und *katholischen* Sache ausfallen würde. Allein *wer*, der *wievielte* in der Reihe der Nachkommen dieser kriegerische Fürst sein werde, das konnte der Prophet ohne höhere Eingebung nicht wissen, da solches von der Beschaffenheit der allgemeinen Weltlage abhing; und so begegnete es ihm, jene Epoche um eine Regierungsperiode zu früh auszusetzen, und dasjenige von dem *Enkel* des großen Kurfürsten zu erwarten, was erst dem *Urenkel* beschieden war.

Keine Stelle unseres Vaticinium ist überhaupt so mannichfachen und zum Theil seltsamen und erzwungenen Auslegungen unterworfen worden, als diese, und wenn wir auch weit entfernt sind, sie sämmt-

lich hier der Kritik zu unterwerfen, so scheint es uns doch am Orte, bei diesen Versen, deren historische Beziehung unverkennbar ist, unsere Ansicht über das Einzelne dieser dunkel und zweideutig abgefaßten Stelle kurz zu entwickeln. Die Worte magna puerpera werden sehr verschieden genommen. Am beliebtesten ist unter den neuern Auslegern die Deutung auf die Kaiserin Maria Theresia, eine Deutung, welche jedoch mit der irrigen Beziehung der ganzen Stelle auf Friedrich den Großen von selbst fällt. Andere, unter ihnen Gieseler (S. 12), verstehen unter der magna puerpera die katholische Kirche, welche die Mark wiederzugebähren suche, und welche Ursache habe, zu seufzen. Diese Erklärung können wir nicht für die richtige halten; sie läßt sich weder philologisch, noch in dem Zusammenhange des Gedankens halten. Puerpera findet sich wohl hie und da als Bezeichnung der Mutter Gottes[169]), schwerlich aber als die der Kirche, wofür in der Regel mater steht, insofern das Merkmal des Kindergebährens auf die Kirche als Mutter der Gläubigen keine Beziehung hat. Ferner aber ist es nicht recht einleuchtend, in welchem Verhältniß die katholische Kirche zu der kriegerischen Erhebung des jungen Fürsten und den verwirrten Zuständen des Landes stehe? — Die einfachste und natürlichste Deutung scheint mir die Beziehung von mater zu juvenis, so daß es die „ehrwürdige" Mutter[170]) des jugendlichen Fürsten selbst ist, welche über das Unternehmen ihres allzukühnen Sohnes und dem hereinbrechenden trostlosen Zustand des Landes seufzet. Durch die Hinweisung auf den Schmerz der Mutter wird das verwegene Unternehmen des in sein Verderben rennenden kriegslustigen Jünglings zur größern Anschauung gebracht, ein rein menschlicher und fast poetischer Zug in diesem politischen Gedichte.

Daß das Unternehmen des jugendlichen Fürsten, seinen südlichen Nachbarn gegenüber, einen unglücklichen Ausgang nimmt, darüber also kann im Allgemeinen kein Zweifel obwalten; die eigenthümliche Art dieses Ausgangs jedoch, welche in dem Halbverse: vitam vult credere claustris ausgedrückt ist, hat zu den wunderlichsten Auslegungen Anlaß gegeben, da es doch gar zu räthselhaft klingt, daß ein protestantischer Fürst in den Klöstern eine Zuflucht suchen und ihnen gar das Leben anvertrauen soll! Diejenigen, welche bei diesen Versen an Friedrich den Großen dachten, verfielen auf eine Anekdote

aus der Geschichte des zweiten schlesischen Krieges, in welchem Friedrich der Große einige Zeit sein Hauptquartier in dem ehemaligen Cistercienser-Kloster Camenz einnahm, dessen Abt, Tobias Sturfche, ihm große Treue erwies, auch vom Könige Beweise besonderer Huld empfing [171]). Diese und andere noch viel gezwungenere Auslegungen, verdienen, insofern ihnen eine ganz falsche Voraussetzung zu Grunde liegt, keine weitere Berücksichtigung. Aber auch Gieseler entfernt sich hier von dem einfachen Wege der Auslegung, und macht Voraussetzungen, für welche im Texte durchaus kein Grund dargeboten wird. Er nimmt an, „die Unzufriedenheit mit den begünstigten, reformirten Eindringlingen werde die Lutheraner der katholischen Kirche geneigter machen. Der Nachfolger (d. h. in der Reihe der Fürsten Friedrich Wilhelm I.) wolle in jugendlicher Heftigkeit alles Widrige unterdrücken. Aber alle gewaltsamen Maaßregeln bleiben ohne Erfolg, es entsteht Bürgerkrieg, Oesterreich erhält Einfluß — der Katholicismus macht Fortschritte, es bilden sich neue Klöster, und in denselben (wohl nur in ihrem moralischen Einflusse auf die Unterthanen) muß der Fürst am Ende Sicherheit suchen. Zu beachten ist, fährt er fort, wie er hier und in dem Folgenden der Weissagung dem Verdachte zu begegnen sucht, als ob die an Macht wachsenden Katholiken gegen den reformirten Regenten Verrath und Gewalt üben dürften. Ein solcher Verdacht hätte ja den Katholiken Druck und Verfolgung bereiten können. So bleiben Sie also die treuesten Unterthanen, die Klöster dienen dem Regenten zum Schutze!" Man fühlt bald, wie gezwungen diese Erklärung ist, auch stimmt sie nicht mit sich selbst überein; denn bald heißt es, daß der Regent in den neu erstandenen Klöstern Schutz finde (aber von solchen steht im Texte nichts), bald und ganz abstract, daß dieser Schutz nur in dem moralischen Einflusse der Klöster auf die Unterthanen bestehe [172]). —

Die Schwierigkeiten verschwinden, wenn man den scheinbar dunklen Ausdruck claustra nicht in dem mittelalterlich-christlichen Sinne nimmt, sondern in dem klassisch-römischen, insofern ja das ganze Gedicht überall nach einem reinen klassischen Ausdruck strebte. Claustra bedeutet alsdann nichts mehr und nichts weniger als die Grenzfestung, oder auch Festung überhaupt (siehe die Lexicographen) und der Sinn ist einfach der, daß der Fürst, von Niederlagen betroffen und von Süden her oder durch Oesterreich bedrängt,

auf den Punkt gebracht wird, sich in die Grenzfestung seines Reiches zurückzuziehen. So hat es schon der ehrliche Weise aufgefaßt und übersetzt:

Und wann's aus Süden stürmt, soll ihn die Festung bergen.

— Es bleiben zur Beseitigung mehrerer, der obigen Entwickelung scheinbar entgegenstehender Umstände noch einige Bemerkungen übrig. Wilken (a. a. l. S. 183) hat in dem Ausrufe V. **79**: **veteres migrate coloni!** den alten Märker herausspüren wollen, dem die Begünstigung der Fremden, der Niederländer und besonders der Franzosen die Galle aufregte[173]). Giesebrecht (ebend. S. **440**) hat gar aus V. **23**—**26**. **33**—**34**. geschlossen: „wir haben hier das Werk eines Märkers vom Bürgerstande, eines Berliners sogar, denn mit wunderlicher, schon von Küster bemerkter Spezialität lasse sich die Weissagung auf an sich gleichgültige Dinge ein, die Berlin betreffen." Aber schon Gieseler hat (S. **20**) mit Bezug auf V. **79** die Richtigkeit jenes Schlusses bestritten mit der treffenden Bemerkung, daß es dem eifrig katholischen Verfasser, wo er auch lebte, ein Dorn im Auge sein mußte, daß die ihrer Religion wegen von katholischen Fürsten vertriebenen Reformirten von dem Beherrscher von Brandenburg so freundlich aufgenommen wurden. In der That erklärt sich die in jenem Zuruf liegende Ironie durch den konfessionellen Standpunkt des Dichters vollkommen, wogegen der nicht abzuläugnende Neid und Widerwille vieler damaliger Eingeborenen als untergeordnet erscheint, wenn man erwägt, daß der gebildete Theil der damaligen Zeit, abgesehen von den religiösen Sympathien mit den aus ihrem Vaterlande Verbannten, die Wichtigkeit und den Nutzen jener Einwanderung für die Hebung des Landes wohl anerkannte. So heißt es in einem Carmen des Wittenberger (lutherischen) Professors der Poesie, Johann Wilhelm Berger auf die preußische Königswürde, wobei er des neuen Königs und seines großen Vorfahrens Verdienste lobpreist, unter andern[174]):

Hic amor et haec cura fuit.....
Desertos vastosque locos opplere colonis,
Urbibus et vicos aequare: fovere paternis
Imperiis alia cives regione vocatos....

Anlangend ferner die auf die Stadt Berlin bezüglichen Einzelheiten, namentlich in Betreff des Todes des Kurfürsten Johann Georg und der Geburt seines Sohnes Joachim Friedrich in der Residenz Berlin, so ließen sie sich aus den vorhandenen Geschichtswerken bequem entnehmen (wie denn z. B. die Geburt des letztgenannten Kurfürsten zu Berlin in Rentsch's Cedernhain S. 479 angegeben ist); sie dienten dazu, die Angaben zu individualisiren, und der Weissagung desto eher Glauben zu verschaffen. Ob aber der Verfasser ein Bürgerlicher oder von Adel war, wäre für die Sache an sich zwar gleichgültig, doch brauchte man nicht eben ein Bürgerlicher zu sein, um die Unthaten der Raubritter des vierzehnten Jahrhunderts an wehrlosen Bürgern in der Mark zu mißbilligen. Was endlich die Annahme von einem Märker als Verfasser der Lehninschen Weissagung geradezu verwerflich macht, das ist der unbegrenzte Haß und der Hohn gegen die brandenburgischen Regenten (mit alleiniger Ausnahme des großen Kurfürsten), welcher den Verfasser und sein Gedicht beseelt, so daß die trefflichsten unter den Fürsten des Hauses Hohenzollern unter seiner Feder zum Zerrbilde werden. Auch Gieseler hat dies in seiner Schrift hervorgehoben (S. 20). So führt denn diese Seite von selbst auf einen Verfasser, welcher (gemäß unserer Entwickelung) durch keinerlei Bande mit der Mark Brandenburg und ihren Regenten zusammenhing, sondern im Gegentheil in politischer so sehr, als kirchlicher Hinsicht sich als ihren Gegner fühlte. Es widerspricht dies jedoch nicht der Möglichkeit, ja der Wahrscheinlichkeit, daß der Dichter in der Mark, in Berlin sogar die Inspiration zu seinem Werke und die Hilfsmittel zu seiner Ausführung gefunden habe; diesen Punkt nehmen wir in einem der folgenden Kapitel wieder auf. Hier halten wir nur die allgemeine Seite des Problems im Auge. Nach dieser Seite erklärt sich denn auch die in dem Gedicht herrschende Aeußerlichkeit in der Auffassung des religiös-kirchlichen Lebens und Daseins, entsprechend dem unbedingten Proselytismus der Jesuiten. Die Wiedererlangung der Kirchengüter spielt hier die größte Rolle. Bei v. 54:

Hora donec veniet, nova qua restitutio fiet

welcher wie eine Drohung klingt, denkt man unwillkürlich an das

Restitutionsedikt von 1629, an welchem die Jesuiten so großen Antheil hatten.

Was endlich den Gebrauch des Leoninischen Versmaßes bei der Weissagung anlangt, so war es nicht nöthig, denselben von einem Besuche des Propheten im Kloster Lehnin, wo eine alte bemalte Tafel eine Inschrift in Leoninischen Versen zeigte, abzuleiten. Diese Versart war bei den Mönchen, namentlich in Deutschland, vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert sehr beliebt [175]) und der Gebrauch so verbreitet, daß der Verfasser das Vorbild und die Anregung zu diesen gereimten lateinischen Versen fast in der Chronik jedes Klosters finden könnte, da er einmal in der Person eines Mönchs aus dem dreizehnten Jahrhundert reden wollte. [176]) Doch dürfte die Bemerkung hier nicht überflüssig dastehen, daß zu damaliger Zeit, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, es die Jesuiten waren, welche in ihren Schulen noch gereimte lateinische Verse machen ließen. [177]) Ein Produkt dieser Gattung, in Form einer Parodie auf den Hymnus: Dies irae aus dem Jahre 1700, welches sich unter dem Titel einer Naenia Batavorum von Lüttich den Rhein hinauf verbreitete, verdient hier schließlich angeführt zu werden, zum Beweise, wie eng damals noch konfessioneller Partheieifer mit politischen Entwürfen sich verschwisterte, und wie zuversichtlich von einer gewissen Seite her auf den Untergang des Protestantismus, durch die Vereinigung der Kronen Frankreich und Spanien in dem Hause Bourbon, gehofft wurde. Es war damit zunächst auf Holland, als den Zufluchtsort der Gewissensfreiheit in Europa, und auf eine zweite Restauration in England abgesehen. In Bezug hierauf könnte es als ein Seitenstück der Lehninschen Weissagung angesehen werden. Folgende Stellen werden genügen, den Geist dieser Naenie zu charakterisiren: [178])

Dies irae, dies illa
Solvet foedus in favilla
Teste Tago, Scaldi, Scylla.

— — — — — — —

Hic Rex ergo cum sedebit
Vera fides refulgebit,
Nil Calvino remanebit.

— — — —

Posthac colam Romam pie
Esse nolo causa viae
Ne me perdas illa die.

— — — — —

Confutatis Calvi brutis
Patre [179]) nato restitutis
Redde mihi spem salutis.

Oro supplex et acclinis,
Calvinismus fiat cinis
Lacrymarum ut sit finis.

7.

Ein Gegenstück zur Lehninschen Weissagung.

Fast alle Schriftsteller, welche die Geschichte und Erklärung der Lehninschen Weissagung behandelt haben, gedenken noch einer andern, bereits im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts bekannt gewordenen Lehninschen Weissagung, welche indeß keiner bestimmten Person beigelegt wird und zu der unsrigen gewissermaßen das Gegenstück bildet. Sie ist jedoch zu der berühmten Weissagung des Bruders Herman, obwohl im verschiedenen Sinne, in so enge Beziehung gebracht worden, daß wir nicht umhin können, auch sie in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen. Es ist diejenige Weissagung, welche, wie es heißt, Hainno Flörke, Kanzelei-Aktuarius in Tangermünde, unter der Regierung des Kurfürsten Johann Sigismund, in der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen und beschriebenen Vision seines Anverwandten, des Domküsters Andreas Otto zu Berlin erwähnt hat. Die große Aehnlichkeit und Verwandtschaft, welche in den Augen des genannten Herausgebers zwischen jener Weissagung des Mönchs von Lehnin und der Vision des Berliner Domküsters stattfand, bestimmte ihn, jener Weissagung Erwähnung zu thun. —

Es hat nun noch niemand diese andere Lehninsche Weissagung in Verbindung mit der Vision des Andreas Otto einer nähern Prüfung unterworfen, man nahm sie im Allgemeinen als authentisch an, oder ließ sie wenigstens auf sich beruhen. Selbst der so beson-

nene Weise, welcher bei der Kritik der Lehninschen Weissagung des angeblichen Bruder Herman so viel Scharfblick zeigt, hält es nicht der Mühe werth, auf jenes Gegenstück einen prüfenden Blick zu werfen, sondern bedient sich seiner, um die Entstehung des Vaticinium Leninense daraus zu erklären, indem er annimmt"[180]): daß der verkappte Prophet von diesem Gerüchte oder von dieser unter dem Namen einer Lehninschen Weissagung wirklich vorhandenen Schrift, ohne Zweifel Anlaß nahm, die seinige zu verfertigen, weil er sie den Leuten, die schon von diesem Namen gehört hatten, dessen leichter als ein Alterthum aufbinden könnte. Hieraus folge, fährt er fort, daß es kein richtiger Grund sei für das Alterthum unserer Verse, wenn man vorwenden wollte, es sei schon vor mehreren hundert Jahren die Lehninsche Weissagung bekannt gewesen: denn was damals dafür ausgegeben wurde, war etwas ganz anderes, als die, welche wir diesmal haben." — Ganz in der nämlichen Art argumentirt der Verfasser der Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark Brandenburg[181]), auch Val. Heinrich Schmidt nimmt es (S. 69) als Thatsache an, „daß noch eine andere von einem Lehninschen Mönche sich herschreibende lateinische Weissagung im Umlauf war, die auch im Anfange des 14. Jahrhunderts verfaßt sein soll." Ebenso Wilken[182]). Nur Giesebrecht verwirft die hergebrachte Annahme von einer andern und ältern Weissagung, und stellt zuerst die Behauptung auf, „diejenige, die mit dem Traume des Domküsters zu Berlin unter dem Namen eines Hainno Flörke geht, und worauf man sich allgemein beruft, sei noch jüngern Ursprungs als unser Vaticinium[183]);" Gründe dafür hat er jedoch nicht angegeben.

Daß endlich Dr. Meinhold an der Echtheit jener ältern Lehninschen Weissagung des Hainno Flörke nicht den geringsten Zweifel hegt, wird bei seiner Richtung nicht auffallen. Er beruft sich darauf sogar als auf einen Hauptgrund, daß man die Lehninsche Weissagung schon 1620 gekannt und angeführt habe, obschon er sich durch das Geständniß selbst widerlegt, daß die Stellen, welche Flörke daraus anführt, zu unserm gegenwärtigen Texte durchaus nicht passen[184]).

So auffallend es nun auch in mancher Beziehung auf den ersten Anblick scheinen mag, so müssen wir doch, aus äußern wie aus

innern Gründen, die von Giesebrecht aufgestellte Ansicht vollkommen zu der unsrigen machen. Die Sache verhält sich ganz umgekehrt wie Weise und Spiecker sie sich dachten: die dem Bruder Herman zugeschriebene Weissagung hat im 18. Jahrhundert zur Erfindung derjenigen den Anlaß gegeben, welche mit der Vision des Berliner Domküsters in Verbindung gebracht ward, die selbst wieder ebenfalls nur ein Machwerk des 18. Jahrhunderts ist.

Man beachte zuförderst, daß, während die literarischen Spuren der Lehninschen Weissagung, welche der eigentliche Gegenstand dieser Schrift ist, bis zum Jahre **1693** zurückführen, die andere Lehninsche Weissagung des Flörke in der Literatur vor dem Jahre **1741** nirgends gedacht wird. Alle diejenigen, welche der Weissagung von Lehnin vor dieser Epoche gedenken: La Croze, Des Vignolles, J. A. F. Tschorn, G. P. Schulz im gelahrten Preussen, erwähnen der fraglichen Weissagung eben so wenig, als der damit in Verbindung gesetzten Vision des Domküsters Flörke mit einer Silbe, obschon sie die gegründetste Veranlassung dazu gehabt hätten. Dies geschieht zum erstenmal in dem mehrerwähnten Preußischen Wahrsager von Zoroaster, d. i. Georg Daniel Seyler aus Elbing im Jahre **1741** [185]). Die ganze Erzählung wird in demselben Jahre wiederholt in dem zu Bremen von einem Unbekannten herausgegebenen Europäischen Staatswahrsager [186]). Aus einem dieser beiden Bücher haben alle Spätern jene Nachricht geschöpft [187]).

Was jedoch dieser hier zum erstenmale vorkommende Mittheilung den Schein eines sehr hohen Alters giebt, und arglose Leser irre zu leiten ganz geeignet ist: G. D. Seyler beruft sich selbst auf bestimmte literarische Quellen aus dem siebzehnten Jahrhundert. Nachdem er nämlich berichtet, daß ein Dom-Custos zu Berlin seine Vision dem Hainno Flörke, seinem Anverwandten erzählt, der sie dann von Wort zu Wort aufgeschrieben und dem Archiv einverleibt hätte, setzt er hinzu: „Sie ist aber noch selbiges Jahr von Barth. (sic) Ringwald in deutschen Reimen gebracht, und in der damaligen Rungeschen Druckerei zu Berlin, im grauen Kloster genannt, gedruckt, und Anno **1645** daselbst in der Kallischen Buchhandlung wieder aufgelegt worden. In der Vorrede thut gedachter Hainno Flörke auch Meldung von obiger Lehninschen

Prophezeihung und führt daraus folgende merkwürdige Stücke an" u. s. w.

Diese Angaben sind nun in den Europäischen Staatswahrsager mit einigen auffallenden Veränderungen und Zusätzen übergegangen. Es heißt hier nämlich in Betreff der Vision des Küsters, welche Flörke aus dem Munde desselben Wort für Wort aufgeschrieben habe: „und ist sie hernach von dem damaligen Poeten, Berthold (sic) Ringwald in Verse gebracht worden, welche auch Anno 1620 in der damaligen Rungischen Druckerei zu Berlin, im grauen Kloster genannt, reimweise gedruckt worden, welche denn auch in der Goldbeckischen Bibliothek daselbst Anno 1645 in der Kallischen Buchhandlung nachgedruckt unter andern gefunden worden."

Ein solches Gedicht von Bartholomäus Ringwald hat nun niemals existirt und kann niemals existirt haben. Denn Barth. Ringwald, aus Frankfurt an der Oder, der bekannte didaktische und Liederdichter, welcher allein hier gemeint sein kann, da es einen andern Dichter dieses Namens in der Mark weder damals noch sonst gegeben hat, — dieser Ringwald also war im Jahre 1600, nach den Forschungen Hoffmanns von Fallersleben, schon todt [188]). Er kann also unmöglich noch im Jahre 1620 die Vision des Berliner Küsters in Reime gebracht haben. Wenn einige Literatoren diesen Dichter nach 1600 oder gar erst 1632 sterben lassen, so haben sie nur irgend einen seiner Söhne oder Enkel mit ihm verwechselt. Derjenige, welcher sich diese offenbare Erdichtung eines bibliographischen Faktums zuerst hat zu Schulden kommen lassen, hat sich offenbar den Tod Ringwalds später als im Jahre 1620 gedacht, wozu ihn die damals unter den Literatoren herrschende Ungewißheit und Verwirrung über jenen Umstand irre leitete. Mit dem Vorhandensein der Rungischen Druckerei im grauen Kloster in jenem Jahre hat es seine Richtigkeit, was aber weiter nichts beweist, als daß der Verfasser seine erdichtete Behauptung an ein einzelnes geschichtliches Faktum zu knüpfen verstanden hat [189]).

Der Verfasser behauptet ferner, dasselbe Gedicht sei Anno 1645 in der Kallischen Buchhandlung zu Berlin wieder aufgelegt worden. Was aber von der ersten Auflage gilt, das gilt auch von der zweiten; und alle Nachforschungen nach einem Gedichte dieser Art mußten ohne Erfolg bleiben. Der Europäische Staatswahrsager macht

hier den ihm eigenthümlichen Zusatz, es sei in der Goldbeckischen Bibliothek gedruckt worden; darunter kann man sich entweder eine periodische Schrift oder eine Sammlung von Schriften vorstellen. Allein von einer Goldbeckischen Bibliothek zu Berlin um 1645 hat sich nirgends, auch in Berlin nicht, die allermindeste Spur entdecken lassen. Auch dies ist und bleibt eine reine Erfindung. — Was es gar mit der Einverleibung des Manuscripts von Flörke in das Berliner Archiv für ein Bewandtniß haben müsse, kann jeder unbefangene Leser von selbst ermessen.

Wir haben hiernach nicht allein unsere Behauptung gerechtfertigt, daß die erste sichere literarische Spur der an den Namen Flörke sich knüpfenden andern Lehninschen Weissagung, in Verbindung mit der Vision des Domküsters, in dem preußischen Wahrsager von 1741 vorkomme, indem die von ihm angeführten Quellen auf Erdichtungen beruhen[190]), (wie würde auch ein Gedicht B. Ringwald's mit der Vorrede Flörkes, wo er einer Lehninschen Weissagung erwähnt, den Schriftstellern in der vorhergehenden Periode so gänzlich entgangen sein? sondern jene Vision selbst tritt von vorn herein mit einem apokryphischen Charakter auf. Dieser wird sich auch bei näherer Prüfung von selbst ergeben, ebenso als bei der damit in Vergleich gebrachten andern Lehninschen Weissagung.

Was zuerst die Vision oder den Traum des fast neunzigjährigen Domküsters anlangt, so besteht deren Kern in einer Art von Traum oder Hellsehen über Berlin unter den vier aufeinanderfolgenden Regierungen Friedrich Wilhelm des großen Kurfürsten, Friedrich III., als erstem König von Preußen: Friedrich I., König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., mit welchem eine neue Epoche in der Christenheit beginnen würde. „Fürchte dich nicht, hörte der Seher im Traume seinen Führer, einen Greis, sagen, diese visiones so du in den vier Ecken (des kurfürstlichen Schlosses) sehen wirst, werden unter vier Regierungen dieses Hofes geschehen. Es wird groß und herrlich werden und der letzte wird über alle emporsteigen, und ein großer Monarch werden, so das antichristliche Reich über den Haufen und Gog und Magog stürzen wird." Was sich der Prophet unter dem antichristlichen Reich dachte, wird aus den Schlußworten der damit verglichenen andern Lehninschen Weissa-

gung klar, wenn es dort heißt: „ein gewaltiger Fürst wird aus diesem Hause den Papst an die Krone tasten" u. s. w.

Die Weissagungen vom nahen Falle des römischen Papstthums unter protestantischen Eiferern sind in jenem Zeitalter so häufig, daß hievon eben nichts Unterscheidendes und Charakteristisches in Bezug auf Authenticität der Vision entnommen werden kann; wohl aber ist dies der Fall mit der Schilderung von den politischen Veränderungen in der Mark und der Beschaffenheit der Residenzstadt Berlin unter den Regierungen vom großen Kurfürsten bis zu Friedrich Wilhelm I. Hier ist alles Symbolische und Mystische, was solchen Visionen und Prophezeihungen sonst eigenthümlich ist, völlig abgestreift; man glaubt die trockenste Chronik der Mark Brandenburg oder vielmehr einen Berlinischen Wegweiser für Fremde in der Hand zu haben.

So wenn die Vision unter andern den Friedrichswerder und die Dorotheenstadt, nach der zweiten Gemahlin des großen Kurfürsten genannt, den Mühlendamm mit den schönen gemauerten Buden u. dgl. schildert[191]). Noch auffallender trifft dies bei der Schilderung Berlins unter dem Nachfolger des großen Kurfürsten zu. Der Seher weiß nicht nur, daß dieser Nachfolger die Zeit von 25 Jahren (1688—1713) regieren und König werden („er ward König"), daß er einen großen Hofstaat führen und zu seiner Zeit die Pracht in Berlin herrschen wird: er schaut sogar die neue Parochialkirche in der Klosterstraße mit dem Glockenspiel, das große Arsenal, die Charlottenburg, die vielen neuen Kirchen und prächtigen Lusthäuser in Berlin. „Absonderlich, heißt es obenein, ist das Andenken von dem seligen Vater, dem großen Kurfürsten von Brandenburg Friedrich Wilhelm, in der messingnen Statue zu Pferde auf der langen Brücken zu admiriren[192])." Dies ist gewiß stark und geeignet auch dem arglosesten Leser die Augen zu öffnen. Zum Ueberfluß weiß der Seher schon im Jahre 1620, daß das vom Kurfürsten Friedrich III. seiner Gemahlin Sophie Charlotte um das Jahr 1696 gebaute Schloß Lützelburg unweit Berlin nach dem Tode dieser berühmten Fürstin 1705 den Namen Charlottenburg erhalten haben wird —[193]), ein sicheres Kennzeichen, daß der Verfertiger dieser Vision zu einer Zeit geschrieben hat, in welcher der ursprüngliche Name Charlottenburgs aus der Erinnerung des Volks

bereits verschwunden war. In Betreff der dem Nachfolger des großen Kurfürsten mit solcher Bestimmtheit geweissagten Königs-Würde gilt das nämliche, was oben in Bezug auf die andere Weissagung von Lehnin gesagt worden ist: eine Weissagung dieser Art, überdies von einem Dichter, wie Barth. Ringwald, in Verse gebracht, würde bei der Feier der neuen preußischen Krone gewiß nicht mit so völligem Stillschweigen übergangen worden sein, wenn sie jemals existirt und überdies unter dem großen Kurfürsten 1645 wieder aufgelegt worden wäre! Denn, wie bald das Nähere berichtet werden soll, man nahm bei dieser Gelegenheit aus älterer und neuerer Zeit emsig und eifrig alles hervor, was als eine Weissagung oder auch nur Andeutung der Erhöhung des brandenburgischen Hauses verstanden werden konnte. Endlich werden wir durch diesen Seher bis tief in die Zeit Friedrich Wilhelm I. geführt, in welcher wir „statt des Rasselns der Karossen die Straßen mit lauter Soldaten wimmeln sehen." „Auch sind die Einwohner eben nicht so muntern Gemüths wie vor diesem, es tritt großer Geldmangel unter Hohen und Niedrigen hervor (dieses findet sich freilich auch unter andern Regierungen): allermaßen die Großen kleinere Besoldung und die Niedrigen keine Arbeit hatten, denn alles durch die Freiheit (?) sehr gehindert war" u. s. w. Da geht zuletzt dem Seher ein neues Licht auf, in welchem die Magnificenz und Herrlichkeit der alten guten Zeit in vollem Glanze wieder hervorbricht: er sieht „eine große Krone über dem königlichen Palais schimmernd schweben und neun kleine um dieselbe herum, so gleichsam tanzend sich bewegten,[104]) und über den Kronen schwebt ein großer schwarzer Adler mit einer Schrift im Munde; auf einigen dieser Kronen las man als Inschrift: **ESTO FIDELIS**, auf andern: **MANEBIT**.

Es wird nicht nöthig sein, auf den Inhalt der auf Rechnung des imaginären Hainno Flörke gesetzten andern Lehninschen Weissagung näher einzugehen, von welcher sogar Wilhelm Meinhold als einem „Machwerk der Zeit, welches nichts als symbolischen Unsinn enthalte," mit Verachtung sich abwendet. Diese angebliche Prophezeihung, welche mit den Worten beginnt: „Eine gebratene Gans bereitet dem Hause Brandenburg einen herrlichen Tisch[105]). Eine Sonne geht in Brennus Hause auf und beleuchtet das ganze Prutenische Reich im höchsten Glanze" u. s. w. — erinnert an

einen häufigen Typus dieser Gattung, in welcher Symbole gewisser Thiere, Riesen, Berg und Thal, verschiedener Farben, Roth, Schwarz und Weiß u. s. w., gewisser Blumen und Pflanzen u. dgl. in verschiedenen Combinationen wiederkehren und deren Elemente vorzüglich aus der Heraldik, vielleicht zuweilen aus alchemistischen Vorstellungen entlehnt wurden. Auf diesen Gebieten fand man eine fertige Symbolik vor, welcher man durch leichte Striche und mancherlei Beisatz einen täuschenden Zug von Mystik geben konnte. So entspricht in der Lehninschen Weissagung Flörkes der schwarze Adler im weißen Thal dem Wappen des ehemaligen Herzogthums, nachherigen Königreichs Preußens: einem schwarzen Adler auf silbernem Schilde. Dergleichen, gewiß meist erfundene Symbolik findet sich sehr früh[19]). So spricht unter andern schon der brandenburgische Geschichtsschreiber im 16. Jahrhundert, Nicolaus Leutinger, von Weissagungen auf den brandenburgischen Adler und versichert in einem Kloster eine Weissagung der Art in verdorbenen deutschen Reimen gelesen zu haben, deren Schlußverse lauten:

> Der rothe Adler[107]) wird gar hoch schweben
> Und sich gar viel über ander erheben[108]).

welche letzteren Worte, fügt Zoroaster hinzu, so beschaffen sind, daß sie nicht weniger auf die kaiserliche als die königliche Würde gedeutet werden können. Zwischen dieser und der andern, nemlich Flörkeschen Lehninschen Weissagung herrscht eine merkwürdige Uebereinstimmung. Es geht überhaupt durch die ganze Sammlung Seylers das Bestreben durch, die Vorherbestimmung Preußens zu der höchsten Würde in der Christenheit aus verschiedenen alten Weissagungen zu verkündigen. Er hat sogar zu diesem Zwecke eine eigene Schrift in dem Jahre 1741 herausgegeben, welche er dem königlichen preußischen Hause zueignet[109]). Hier fällt unter andern auf, daß er S. 6 auf das Zusammentreffen des Märtyrerthums Johann Hussens auf der Kostnitzer Kirchenversammlung im Jahre 1415 und dessen Weissagung von Luther, mit der Belehnung des Burggrafen Friedrich zum Kurfürsten von Brandenburg ein eben so großes Gewicht legt, als in der oben angeführten Stelle am Anfang der andern Lehninschen Weissagung; wobei er die ziemlich gezwungene Folgerung hinzufügt, es sei dies geschehen: „als wollte Gott mit Fingern zeigen, daß dieses Herrn Nachkommen

eben diejenigen sein würden, wodurch er seine Weissagung wahr machen wollte, und welche dermaleinst die fürnehmsten Säulen und Beschützer der wahren und rechtgläubigen protestantischen Kirchen sein würden." Halten wir diese Umstände gegeneinander, erwägen wir die Beziehung der Hussischen Weissagung zu der Vision des berliner Domküsters, an deren offenbaren Erdichtung Niemand mehr zweifeln kann, daß endlich das Ganze sich durch eine kecke Erdichtung literarischer Data bei dem Publikum einführte, so kann man nicht länger zweifeln, daß die dem fingirten Flörke angedichtete Lehninsche Weissagung gleichzeitig mit der eben so fingirten Vision des berlinischen Domküsters damals entstanden, und zu dem Ende erfunden worden ist, um dem Vaticinium Lehninense eines Katholiken ein anderes von ganz entgegengesetzter, protestantischer Tendenz entgegen zu stellen und dessen Wirkung zu paralysiren, indem es als möglich, ja als wahrscheinlich in einem Zusatz[200]) hingestellt wird, daß jenes gar nicht die rechte Lehninsche Weissagung sein möge[200]). Der europäische Staats-Wahrsager sucht hierbei seine Quelle, den preußischen Wahrsager noch zu überbieten, indem er schreibt: „In dem brandenburgischen Cedernhain wird man ein mehreres von diesem Vaticinio finden." Allein man wird an diesem Orte davon eben so wenig finden, als in der „Goldbeckischen Bibliothek". —

Haben sich uns auf diese Art die Nachrichten und Angaben über eine andere, gleichviel ob ältere oder gleichzeitige, Lehninsche Weissagung, als diejenige, welche zu einer europäischen Berühmtheit gelangt ist, als falsch und erdichtet ergeben, so steht aber doch von der andern Seite die Thatsache fest, daß man sich in der Mark seit alten Zeiten, namentlich seit den Zeiten des Kurfürsten Joachim I., mit einer Weissagung von der Erwerbung der königlichen, ja der kaiserlichen Würde durch das Haus Hohenzollern trug. Diese Weissagung ging von Joachim I. selbst aus und gründete sich auf die Astrologie, welcher dieser gelehrte Fürst bekanntlich, mit Hülfe des Astrologen Carion, sehr ergeben war. In dieser Weissagung sprach er es aus: „Es werde das brandenburgische Haus zu königlicher und in der ganzen Christenheit höchster Würde gelangen." Rentsch, welcher dieser Weissagung in dem Kapitel von dem großen Kurfürsten gedenkt (Brandenburg. Cedernhain S. 510) meint, es

scheine, als habe dieser große Kurfürst solches Prognosticon erfüllet. „Wiewohl, setzt er hinzu, Gottes Güte nicht gebunden ist, denen Nachfolgern noch mehrere Ehrenmale zu setzen." (Geschrieben vor 1632). Als nun der Nachfolger des großen Kurfürsten mit dem Ausgang des Jahrhunderts sich die Königliche Krone aufsetzte, sah man in dem neuen Königreich Preußen nur um destomehr die Prophezeihung des alten Kurfürsten erfüllt, und spielte in den Gedichten der Zeit vielfach darauf an[201]). Einen eigenthümlichen und fast dramatischen Gebrauch jener Weissagung findet man in dem Glückwunsch der Universität zu Frankfurt an der Oder zur neuen preußischen Krone: **Aureum seculum inter ipsa initia Regni Borussorum Friderico I. cecinit Academia Viadrina. Fol.** (Im Monatlichen Auszug 1701. Julius S. 53—56). Diese Universität war nemlich eine Schöpfung des Kurfürsten Joachim I. Der Dichter führt den fürstlichen Stifter, an die Feier der Einweihung der Universität anknüpfend, in einer Wechselrede mit dem ersten Rector der Universität lebendig ein. Der Letztere enthält sich nicht, die in ihm aufsteigende Besorgniß auszusprechen, ob auch die neue Stiftung sich für alle künftigen Zeiten des Schutzes des Hohenzollerschen Hauses erfreuen werde. Indem der Kurfürst den besorgten Rector beruhigt, verkündigt er in feierlicher Rede die lange Dauer seines Stammes, auf welchen vor Ablauf zweier Jahrhunderte die königliche Würde übergehen, womit zugleich das goldene Zeitalter in ihren Staaten zur Herrschaft kommen werde:

> Hercule majores ex me mea Marchia natos
> Clava elisuros furialia monstra videbit.
> Quin etiam reges a nostro sanguine cretos
> Accipiet, quorum rutilo caput ardeat auro.
> Sic stellarum obitus mihi pollicitatur et ortus......
> Nec prius absolvet Titan duo secula cursu,
> Quam mea posteritas sceptrum regale capessat
> Inque suas terras Saturnia regna reducat......

Daß dem ersten Könige von Preußen seine Erhöhung schon bei seiner Geburt von Simon Dach und Johann Bödicker prophezeit wurde, ist bekannt. Zur Charakteristik der Lehninschen Weissagung läßt sich aus diesen literarischen Umständen hier diese Folgerung ziehen: wenn in derselben über die königliche Würde im Hause Hohenzollern,

namentlich deren Erwerbung durch Kurfürst Friedrich III., das tiefste Stillschweigen beobachtet wird, so lag das nicht, wie behauptet worden, an dem Mangel jedes prophetischen Ahnungsvermögens; denn die damals vorhandenen Weissagungen hätten es dem Dichter erleichtert: nein, wenn er es nicht that, so hat er es nicht thun wollen, oder nach Plan und Tendenz seines Gedichts nicht thun können.

8.

Eine Travestie der Lehninschen Weissagung.

(P. Simon Speer.)

Unter den jüngsten Herausgebern und Bearbeitern der Lehninschen Weissagung hat der durch seine Geschichte der Reformation und andere Schriften bekannte baiersche Schriftsteller J. A. Boost[202]) sich um diese Weissagung ein ganz eigenthümliches Verdienst erworben, und zugleich diesen Kreis der Literatur um ein neues Stück bereichert: er hat nämlich zuerst die bis dahin unbekannte Weissagung eines baierschen Benedictiners aus dem 17. Jahrhundert, Namens Simon Speer, über das regierende Haus von Baiern an's Licht gezogen, welche in ihrem Text und in ihrer ganzen Form eine so auffallende, größtentheils wörtliche Aehnlichkeit mit dem Vaticinium Lehninense an der Stirn trägt, daß nicht der geringste Zweifel obwalten könne und dürfe: daß Speer die Weissagung des Bruder Herman von Lehnin gekannt habe. Diese Thatsache werde hinreichen, das hohe Alterthum und mit ihm die Echtheit der Lehninschen Weissagung außer allen Zweifel zu setzen. Dieser baierschen Weissagung, welche 66 Leoninische Verse zählt, giebt der Herausgeber folgende ausführliche Ueberschrift:

„Vaticinium Patris Simonis Speer, Coenobitae Benedicto-Burani de anno 1599, triginta tribus annis revolutis (1632) a Suecis occisi, a Martyre Christi propria manu relictum et inter documenta Monasterii, anno 1803, occasione suppressionis Monasterii repertum, quod Abbas Benedicto-Buranus in Suevia extribuit[203]).

Dieses Vaticinum hat in der kurzen Zeit, daß es bekannt worden, sehr verschiedene Urtheile erfahren. Wolfgang Menzel, welcher der Leh-

ninschen Weissagung eine sehr umständliche Betrachtung widmete[204]), ohne sich jedoch nach der einen oder der andern Seite zu entscheiden, wiewohl er dem Propheten ein tieferes Ahnungsvermögen zugestehen zu müssen glaubt — Menzel also meint, man könne Herrn Boost entgegenhalten, daß aus der Aehnlichkeit der beiden Vaticinien keinesweges folge, Speer habe es von Herman abgeschrieben. Man könne eben so gut sagen, der später lebende Gelehrte, der unter dem Namen Hermann das Vaticinium ersann, habe das frühere vor Augen gehabt, und das seinige erst diesem nachgebildet.[205]) Dieser Einwurf ist nicht stichhaltig. Man muß nur erwägen, daß das baiersche Vaticinium, gegen das brandenburgische gehalten, das deutliche Gepräge eines schlechten unzusammenhängenden und wie wir sehen werden, eines gedankenlosen Plagiats hat, und nichts weiter bedeutet. Nun giebt jeder zu, daß auch das kunstvollste und planmäßigste Ganze von ungeschickter Hand verstümmelt und verzerrt hervorgehen kann; allein um aus solcher Verstümmelung und Verzerrung ein wohlgebildetes und zusammenhängendes Ganzes wieder herzustellen, wäre für einen Propheten, welcher sich wahrhaft begeistert fühlte, ein allzu mühsames und ganz entbehrliches Geschäft, da die echte Begeisterung wesentlich productiv ist, und die angemessene Form sich selber schafft. Stünde also nur die Lehninsche Weissagung durch sich selbst fest: durch die des baierschen Benedictiners würde sie nicht erschüttert werden.

Doktor Meinhold findet die Stütze, welche die Boost'sche Entdeckung ihm zu geben scheint, nicht zu verachten, denn sie zeigt ja[206]) „auf das unwiderleglichste, daß dieser Mönch die Verse des Bruder Herman gekannt haben müsse, obgleich, setzt er offen hinzu, wir allerdings nicht einsehen können, wie und aus welchem Grunde dieser Speer eine Weissagung auf das Haus Brandenburg in ein auf das Haus Baiern und die Schicksale des Klosters Lehnin in die des Klosters Benedict-Beuern travestirend umarbeiten konnte." Die Antwort darauf wird sich schon finden.

Gieseler endlich (S. 65) erkennt diese Entdeckung als das an, was sie ist, nemlich als eine eben so dreiste, als ungeschickte Täuschung aus der neuesten Zeit. „Unverkennbar, sagt er S. 65, gehört diese leichtfertige Umgestaltung der Lehninschen Weissagung dem Anfange dieses Jahrhunderts an.(?) Herr Boost glaubt aber ohne Be-

denken, daß sie von Simon Speer 1599 gemacht sei, und folgert daraus, daß die Lehninsche Weissagung noch älter und das Werk des Mönchs Herman um 1300 sein müsse!" Es wird nicht überflüssig sein, das Ganze näher zu beleuchten.

Im Allgemeinen ist die Entscheidung der Frage für diesen Fall so viel leichter als bei der Lehninschen Weissagung, als der Name des vorgeblichen Propheten, einer historischen Person, hier einen festen Anhaltspunkt bietet, den wir bei der Lehninschen Weissagung so sehr vermissen. Unsere erste Frage ist daher: Wer ist, oder wer war Simon Speer? Der Herausgeber giebt uns die Quelle, wenn auch ein wenig allzu unbestimmt und ungenau, in folgender Art an: „Die Lebensbeschreibung des Simon Speer[207]) ist zu finden in der Historia Frisingensis, Chronicon Benedictoburanum Opera et studio Caroli Michelbeck (sic) edit." (sic.)

Der Herausgeber nennt uns hier zwei verschiedene Werke des verdienstvollen baierschen Benedictiners Carl Meichelbeck (einen Schriftsteller Michelbeck giebt es nicht) in einem Athem, ohne zu sagen, in welchem der beiden Werke, oder ob in allen beiden, und an welcher Stelle die gesuchten Notizen über Speer zu finden seien und überläßt es uns, diese Lücke zu ergänzen[208]). In dem erstern nun, dem Hauptwerke Meichelbecks, der Historia Frisingensis findet sich keine Erwähnung Speer's; wohl aber in der Chronik von Benedict Beuern, einem nachgelassenen Werke desselben Historikers[209]): Pars I. cap. XXXV. § 2 mit der Ueberschrift: Suecorum barbaries in Bavaria. Martyrium R. P. Simonis Speer. Anno 1632 (pag. 294 — 297). Vaterland und Geburtsort ist nicht näher angegeben, höchst wahrscheinlich war er aus Bayern. Er hatte bereits im Jahre 1599 sein Gelübde im Kloster Benedict-Beuern abgelegt und stieg bis zur Würde eines Priors, welche ihm in Anerkennung seiner Frömmigkeit, Anstelligkeit und Pflichttreue zu Theil geworden war. Als nun die Schweden im Mai des Jahres 1632 in Bayern einbrachen, und die Mönche von Benedict-Beuern mit den Schätzen und Reliquien des Klosters, den Abt an der Spitze, sich in die Berge flüchteten, blieb Simon Speer allein zurück, denn, heißt es, die Erhaltung des Klosters ging ihm über sein eigenes Leben. Der Verfasser fügt noch hinzu, (was er aus dem Munde von Zeitgenossen erfahren hatte), daß der Schrecken die Zahl der

Feinde bedeutend übertrieben hätte; sonst hätten sie von den Leuten des Klosters mit leichter Mühe in die Flucht geschlagen oder niedergemacht werden können. Die Schweden stürzten sich auf den unglücklichen Pater Simon, forderten von ihm die Herausgabe der Klosterschätze, und als dieser ihnen erklärte, daß jene Schätze entfernt worden seien und er den Ort nicht einmal wisse, wohin die Brüder damit geflüchtet wären, suchten die Schweden ihn durch die furchtbarsten Mißhandlungen und Martern zu einem günstigern Geständnisse zu bringen, schleppten ihn darauf mit sich fort und ließen ihn halbtodt und nackt auf dem Wege liegen, bis ihn einige Landleute fanden und an einen sichern Ort brachten, wo er jedoch den Tag darauf am 19. Mai unterlag. Seine Reste wurden in einer benachbarten Kirche beigesetzt, mit folgender Grabschrift: **Adm. R. P. Simon Speer Ord. S. B. a Suecis occisus 1632.** Sein Andenken blieb als das eines Märtyrers dem Kloster theuer[210]). Doch finde ich nicht, daß die Geschichtsschreiber Bayerns bei der Erzählung seiner Schicksale während des dreißigjährigen Krieges und des Einfalls der Schweden jenes Märtyrers Erwähnung thun; noch viel weniger geschieht dies bei andern Schriftstellern, so daß man wohl annehmen kann: daß mit Ausnahme derjenigen, welche das **Chronicon Benedicto-Buranum** gelesen haben, (und deren dürfte es doch sehr wenige geben) fast alle Leser den Namen Simon Speers in dem Buche des Herrn Boost zum erstenmal gelesen haben werden und man von dem „bekannten Mönche Simon Speer[211])" füglich nicht reden könne.

Dies ist nun der Mann, welcher die von Boost bekannt gemachte Prophezeihung auf das bayersche Haus, nach dem Modell der Lehninschen Weissagung hinterlassen haben soll. Also wieder ein Fall zur Vermehrung dieser so reich wuchernden Literaturgattung, wonach bei Aufhebung eines Klosters plötzlich eine alte Mönchs-Prophezeihung aufgefunden und verbreitet wird.

Wenn aber irgend, so fällt hier das Stillschweigen des Geschichtsschreibers voll ins Gewicht. Wir haben es hier nicht mit einem Kloster Lehnin zu thun, dessen Bewohner so gleichgültig gegen die Geschichte ihres Stiftes waren, um auch nur das dürftigste Gerippe einer Chronik zu hinterlassen, geschweige eine inhaltreiche Geschichte[212]). Die Chronik von Benedictbeuern ist

die Arbeit eines Gelehrten, welcher sich durch seine Gründlichkeit, Umsicht und Kritik die Hochachtung der Kenner seiner Zeit, auch unter den Protestanten zu erwerben verstand[213]). Meichelbeck war der Archivar seines Klosters, kannte also mehr als irgend einer den Inhalt der im Kloster aufbewahrten Schriften und Dokumente; wie hätte gerade ihm das prophetische Gedicht dieses Vorfahren entgehen, oder wie hätte er es verschweigen sollen, da es nur dazu dienen konnte, den Märtyrerkranz Speers mit einer neuen Glorie zu umgeben? — Ich berufe mich auf das oben über die Weissagungen und die Propheten im 17. Jahrhundert Angeführte, einem Zeitalter, in welchem letztere ihre Eingebungen oder Visionen gar nicht versteckten, sondern kühn, selbst mit Gefahr, vor die Großen der Erde hintraten, wie uns das Beispiel Holzhausers lehrt[214]). Vergebens aber suchen wir bei den Zeitgenossen nach irgend einer Spur von den Weissagungen eines Speer. Die Originalhandschrift, welche allein unsere Zweifel beseitigen könnte, ist natürlich wie in allen ähnlichen Fällen verloren gegangen. —

Setzen wir einen Augenblick die Resultate der bisherigen Untersuchung über den Ursprung und das Alter der Lehninschen Weissagung aus den Augen, und nehmen an, der Benedictiner Speer habe von der Lehninschen Weissagung Kenntniß erhalten und eine Abschrift davon vor sich gehabt: dann bliebe die größte Gedankenlosigkeit, die kläglichste Travestie, ja der unbegreiflichste Widerspruch ihm zuzuschreiben. Denn sind auch hie und da in einzelnen Ausdrücken und Namen dem Original, d. h. der Lehninschen Weissagung andere substituirt, wie gleich im ersten Verse:

Nunc tibi cum cura, **Buron**! cano fata futura —

und sind auch einzelne Verse willkührlich verändert, so sind doch die **Hauptumrisse**, welche sich ganz speziell auf die Geschichte und Verhältnisse des **brandenburgischen** Hauses beziehen, beibehalten, wodurch die Deutung auf das bayersche Haus unmöglich ist, oder widersinnig herauskommt. Ein Beispiel statt aller wird genügen. Man nehme die Verse 10—13 der Lehninschen Weissagung:

Et nunc absque mora propinquat flebilis hora,
Qua stirps **Ottonis**, nostrae decus regionis,
Magno ruit fato, nullo superstite nato,
Tuncque cades primum, sed nondum venis ad imum.

In der Lehninschen Weissagung beziehen sich diese Verse auf das bevorstehende Erlöschen des ascanischen Stammes. Worauf könnten sie sich in der travestirten Weissagung des Simon Speer beziehen? Offenbar nur auf Otto I. von Wittelsbach, den Stifter der noch regierenden Dynastie des bayerschen Hauses und zunächst auf Otto II. Illustris, andere Ottonen kennt die bayersche Geschichte nicht [215]. Also den Wittelsbachern, deren Stamm gegenwärtig noch blüht, prophezeihte hier ein bayerscher Benedictiner zu Ende des 16. Jahrhunderts (1599) den unaufhaltsam heranahenden und beweinenswerthen Untergang! Diese erstlich ganz falsche Prophezeihung wird dadurch nicht besser, daß dem Lande Bayern zu derselben Zeit ein König gegeben werden soll, in welchem das Kloster Benedict-Beuern in seinem alten Glanze wieder auferstünde [216]; denn während Bayern allerdings nicht lange nach der Aufhebung des Klosters zu einem Königreiche erhoben worden ist, ist Benedict-Beuern noch immer nicht wiederhergestellt, und in den Räumen wo sonst fromme Benedictiner beteten und studirten, ist jetzt bekanntlich eine berühmte Glasfabrik, welche die besten optischen Gläser liefert [217]. Doch nicht darum handelt es sich. Kann man wohl einem bayerschen Benedictiner in dem Anfang des 17. Jahrhunderts zutrauen, daß er der Dynastie Wittelsbach, der Hauptstütze des Katholicismus in Deutschland, den nahen Untergang prophezeiht haben werde?! — Dieses spricht für sich selbst. Und in dieser gedankenlosen Weise ist fast alles in dieser plumpen Travestie der Lehninschen Weissagung gehalten. Jedes besonders durchzunehmen, wäre bloßer Zeitverlust. Zu bedauern ist die Leichtfertigkeit, womit dem Namen eines achtungswerthen, als Märtyrer gestorbenen, dabei aber gewiß anspruchslosen Benedictiners, ein so gedankenloses Machwerk angeheftet wird; zu bedauern sind diejenigen Leser, welche der auf ihre Leichtgläubigkeit berechneten Täuschung sich hingeben; zu bedauern endlich ist derjenige, welcher zur Erreichung seiner Zwecke solcher Mittel nicht entbehren zu können glaubt [218].

9.

Die neuesten Hypothesen über den Verfasser der Weissagung.

Gehen wir jetzt zu der Frage von der Person des Verfassers der Lehninschen Weissagung über, so erscheint sie vielleicht von nur untergeordneter Bedeutung. Wir haben es nicht mit einem Werke der Kunst und ächter Poesie zu thun, dessen tieferes Verständniß von der Persönlichkeit und Individualität des Dichters kaum zu trennen ist; und die Ermittelung des Verfassers möchte hier um so gleichgültiger sein, als ja dieser selbst die Maske eines in ferne Vergangenheit sich verlierenden Zeitalters und eines fabelhaften Mönches angenommen hat. Gleichwohl hat sich die Wißbegierde mit vielem Eifer darauf geworfen, den Unbekannten aus dem Dunkel hervorzuziehen, aber mit um so geringerem Erfolge, als die verschiedenen Hypothesen mit dem Anspruch auf gleiche historische Geltung contradictorisch einander gegenüberstehen.

In den ersten Zeiten nach dem Bekanntwerden der Lehninschen Weissagung, da, wie man glauben müßte, die Möglichkeit den Verfasser zu entdecken, noch am größten war, warf Niemand diese Frage auf. Weise, welcher es dahingestellt sein läßt, ob der Verfasser wirklich „ein Römisch-katholischer gewesen oder ob er sich nur als einen solchen angestellet," läßt von fern nur durchblicken, daß Martin Friedrich Seidel wohl der Verfasser gewesen sein könne[219]; während Henkel sich dafür entscheidet, daß der Verfasser im Allgemeinen „ein papistisch gesinnter Mönch oder Geistlicher gewesen sei.[220]"

Der erste, welcher mit Anspruch auf volle Glaubwürdigkeit mit einem Namen hervortrat, war Harenberg, welcher mit Berufung auf die Aussage von Johann Fabricius und seinen eignen Umgang mit dem vorgeblichen Propheten, den Benedictiner Abt Nikolaus von Zizwiz, einen katholischen Convertiten, nannte[221]. Trotz der dem Anschein nach sich darbietenden Autorität eines Zeitgenossen wie Fabricius, wurde Harenbergs Angabe von Küster als eine völlig grundlose ohne nähere Prüfung mit zwei Worten abgefertigt[222], und eine andere damals versuchte Enthüllung, wonach ein Lector

des Franziskaner-Klosters zu Berlin in der Mitte des 13. Jahrhunderts, Namens Hermannus de Langele, der Prophet von Lehnin sein sollte, mit Recht als der Widerlegung kaum würdig bezeichnet. Giesebrecht stimmt Küster ganz bei. Beide Meinungen, schreibt er, verdienen keine Widerlegung und fanden auch geringen Anklang[223]). Indeß ist Gieseler bald darauf als Vertheidiger der von Harenberg aufgestellten Angabe aufgetreten und hat für seine Beweisführung fast die Evidenz in Anspruch genommen. Wenn Küster seinerseits es verstand, seine in mehrfacher Beziehung seltsame Hypothese von Martin Friedrich Seidel als Verfasser der Lehninschen Weissagung in Umlauf zu setzen, dagegen Buchholz den ehemaligen Probst bei St. Petri in Berlin, Andreas Fromm ihm entgegenstellte, (eine Ansicht, welcher in neuerer Zeit V. H. Schmidt u. A. beitraten) so sind diese Annahmen in neuester Zeit mehr oder weniger glücklich widerlegt. V. H. Schmidt nennt S. 70 seiner Schrift unter andern Namen auch den eines Neukirch, auf welchen man gerathen hätte; dem ist jedoch nicht so. Denn Gottsched, welcher zu dem Artikel: Cataldus in seiner deutschen Uebersetzung von Bayle's Wörterbuch der Lehninschen Weissagung eine längere Anmerkung widmet, (Band II, 1742. S. 106) schreibt ihm blos die Erklärung der Weissagung zu, und läßt es unentschieden, ob es Benjamin Neukirch, der bekannte schlesische Dichter oder ein Neukirch aus Halle war[224]). Jetzt trat Giesebrecht mit einer neuen Entdeckung hervor, wonach kein anderer als Chr. Heinrich Oelven der versteckte Verfasser der Lehninschen Weissagung sein sollte[225]), und suchte dies durch eine sehr ausführliche Beweisführung zu begründen. Wenn nun auch bereits Gieseler (S. 45.) dieser Hypothese einige treffende Bemerkungen entgegengesetzt hat, so scheint es der Mühe werth, einer auf so eingehende Studien gestützten Meinung, welche auf den ersten Blick viel Wahrscheinliches für sich und bei Einigen Beistimmung gefunden zu haben scheint[226]), einer genauern und umfassenderen Prüfung zu unterwerfen, wozu ich mich um so mehr aufgefordert fühle, als mir vollständigere Quellen zur Biographie und Charakteristik Oelvens zu Gebote stehen.

Die Hauptquelle zur Kenntniß des Geistes und des Treibens jenes seltsamen, aber schon bei seinem Leben verschollenen Literaten

besteht in der von ihm herausgegebenen deutschen Monatsschrift unter dem Titel: „Curieuse Natur-, Kunst-, Staats- und Sitten-Praesenten,“ von welchem achtzehn Monatshefte in zweieinhalb Alphabeten in den Jahren 1808 und 1809 zu Berlin herauskamen. Hiervon sind Prof. Giesebrecht nicht mehr als die Hefte des ersten Quartals von 1708 und das Januarheft von 1709 zugänglich gewesen, so viel sich nemlich im Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin befinden. (A. a. O. 452.) Giebt man auch zu, daß diese Bruchstücke hinreichend seien, „über Gestalt und Bedeutung der Zeitschrift sich ein Urtheil zu bilden,“ so sind sie es doch lange nicht in Beziehung auf den wahren Grund von Oelvens Denkart und Gesinnung in religiöser, philosophischer nnd politischer Hinsicht. Ein vollständiges Exemplar dieser Zeitschrift, vielleicht das einzige, welches noch existirt, befindet sich in der Königlichen und Universitäts-Bibliothek zu Breslau, als Bestandtheil der ihr einverleibten Oelrichs'schen Bibliothek, deren Besitzer in seinen Beiträgen zur Brandenburgischen Geschichte (Berlin 1761. S. 289—308) einen geschichtlichen Aufsatz Oelvens mit einer kurzen Lebensnachricht über ihn hinterlassen. Dem Exemplare von Oelvens Zeitschrift sind noch eine Anzahl seiner Gelegenheits-Gedichte, Briefe und einige andere Stücke beigebunden, aus denen mancher Zug zur Ergänzung seines Bildes zu schöpfen war.

Christian Heinrich Oelven wurde etwa in den Sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts zu Berlin geboren, und war der Sohn eines in diplomatischen Geschäften gebrauchten kurfürstlichen Beamten. Er selbst erwähnt seines Vaters in einer französisch geschriebenen Zueignung der vollständigen Sammlung[227]) seiner Präsenten an den Großmarschall Grafen von Wittgenstein, vom ersten Januar 1709, als eines Mannes, welcher zu gleicher Zeit und neben dem Vater des Grafen, als ersten Bevollmächtigten bei den westphälischen Friedensunterhandlungen zu Münster, wenn auch „passibus haut aequis“ und einem sehr verschiedenen Range, gedient und der sich der Gunst dieses vornehmen Hof- und Staatsmannes auch nachher bis an seinen Tod erfreut habe[228]). Es ist höchst wahrscheinlich, wie Giesebrecht vermuthet, (und wohin auch die Aehnlichkeit der Vornamen deutet), daß dies der beim Jahre 1656 als Sekretair bei der Kanzlei erwähnte Gottlob Heinrich Oelven

war, obschon dieser unter den Personen, welche dem Grafen zu Wittgenstein in Osnabrück beigegeben waren, in den Akten des königlichen geheimen Staats-Archivs nicht genannt ist[229]), wie überhaupt kein Oelven. Möglich, daß Oelvens Vater bei den westphälischen Friedensunterhandlungen im Privatdienste des Gesandten stand und daß sein Sohn dieses Verhältniß, was mit seinem sonstigen Charakter wohl übereinstimmt, prahlerisch übertrieben hat. — Berlin nennt Oelven mit Emphase „sein theures Vaterland" (aus dessen Namen er das, übrigens wohl schon früher bekannt gewesene Anagramm: Lumen orbi macht), mehr als ein klein Paris, sondern ein Paradies im Norden[230])." Als junger Mann sah er im Jahre 1684 Frankreich und Paris und war unter andern zu Versailles bei der prächtigen Aufnahme des Dogen von Venedig gegenwärtig[231]). Er zeigt sich mit den Verhältnissen des französischen Hofes genau bekannt, und mag diese Reise in Begleitung eines diplomatischen Agenten des Kurfürsten gemacht haben. In dem Reichskriege von 1688 gegen Ludwig XIV. machte er den Feldzug der brandenburgischen Truppen in den Niederlanden mit[232]). Im Jahre 1692 lag er in Garnison zu Brüssel und war Augenzeuge des merkwürdigen Triumphzugs eines fünfzehnjährigen Studenten aus Brüssel, der auf der Universität Löwen bei den Prüfungen den ersten Preis erhalten, eines primus Lovanensis; die sehr ausführliche und anziehende Schilderung dieses Einzuges, welche uns fast fabelhaft klingt, wird durch Beschreibungen ähnlicher Triumphzüge vollkommen bestätigt[233]). Hätte Oelvens Zeitschrift viel solcher aus eigener Beobachtung geschöpften Mittheilungen, so würde sie noch jetzt einen geschichtlichen Werth behaupten. Oelven kann, wie auch sonst, nicht die Gelegenheit vorüberlassen, ohne einen Seitenblick auf die kärglichen Belohnungen der Studien im Vaterlande zu werfen und sagt: „Ich hätte damals mir bald die Krause zerrissen, daß ich nicht ein junger Cornet von 12 Jahren damals war. Ich hätte Degen und Pistolen weggeschmissen und wäre nach Löwen gegangen, um entweder ein Primus zu werden, oder mich mausetodt zu studiren. Aber potztausend! Quaeritur! ob mir mein dankbares Vaterland auch würde den Schulsack haben bezahlen und extra Spesen anwenden wollen? Sie sagen, du bist ein Landskind, du

mußt studiren und dienen, und darzu weder Brot noch Dank haben. O tempora! o mores!"

Oelven war auch im Waffenrock mehr den Studien, als dem Kriegshandwerke zugeneigt, namentlich waren es die Studien der vaterländischen Geschichte, welche ihn über alles anzogen, und weil der Beruf als Soldat ihm in der Befriedigung dieser Neigung hinderlich war (so stellt er wenigstens die Sache in einem Briefe an den brandenburgischen Historiographen Karl Ancillon dar), so nahm er freiwillig seinen Abschied, in der Hoffnung, in eine ruhigere und seinen Neigungen angemessenere Lage versetzt zu werden[234]. Allein in dieser Hoffnung betrog er sich; er gerieth in eine kummervolle und peinliche Lage, welche auf seine Gesundheit den nachtheiligsten Einfluß ausübte, ohne daß er darum die Beschäftigung mit der Literatur und den Wissenschaften aufgegeben hätte. Seine vielfältigen Kenntnisse, vorzüglich in der vaterländischen Geschichte, erwarben ihm einen Platz unter den ersten Mitgliedern der damals jungen königlichen Societät der Wissenschaften, womit jedoch kein Gehalt oder die geringste Unterstützung verbunden war[235]. Im Jahre 1705 verfiel Oelven in eine schwere und langwierige Krankheit, welche eine Lähmung seiner Beine herbeiführte, in Folge dessen er auf Krücken ging. In diesem kläglichen Zustande stellt er sich selbst dar in einem Quatrain, an der Spitze eines Gelegenheits-Gedichts bei der Hochzeit des Königs Friedrichs I. mit Sophie Louise, mit der Ueberschrift: PASTILLES Royales oder: Rauch-Kerzlein[236]) zur Königlichen Braut-Kammer:

Un pauvre et un perclus marchant sur des bequilles
Sacrifie son tout sacrifiant PASTILLES:
Les tresors d'Arabie s'ils manquent a ses feux,
Il porte son encens dans l'ardeur de ses voeux.

In diesem Zustande der Gebrechlichkeit und der Entbehrungen betrieb er eine planlose Schriftstellerei, wobei ihm eine breite polyhistorische Belesenheit und Erudition zu Hülfe kam. Vergebens suchte er sich durch Gedichte in lateinischer und deutscher Sprache Gönner am Hofe zu erwerben, die ihn seiner drückenden Lage entreißen sollten; er zog sich vielmehr durch seine Zudringlichkeiten, seine überschwengliche Prophezeihungen und Glückwünsche den Spott seiner Feinde zu. Als er in einem Carmen vom 29. September 1707

die Erwerbung der Souverainität von Neufchatel und gleichzeitig die Geburt eines Prinzen vorhergesagt hatte, erschien eine Parodie seines eigenen Gedichts unter der Ueberschrift: „Der berauschte Parnassus, am höchst erfreulichen Geburtstag des königlichen Enkels an Herrn Rittmeister Delven von einigen die ihm alles Gute gönnen[237])", wo es denn heißt:

> Schreib', Bruder, prophezeih'! Sing' Lieder wie Du willt.
> Ich seh', daß alles dies Dir nicht den Hunger stillt:
> Ein anderer bekommt des Hofes fette Braten;
> Je ärger der Prophet, je mehr Glück und Dukaten.

Diese traurige Lage verbitterte sich Delven noch durch eine sehr reizbare Polemik, wozu ihm seine Zeitschrift ein reiches Feld bot; dahin gehört sein Streit mit La Croze wegen der bekannten paradoxen Behauptung des Jesuiten Hardouin über die Entstehung fast aller römischen Klassiker im 13. Jahrhundert, wobei Delven auf Hardouins Seite trat, und mit Bayle über einen Punkt aus der Geschichte des Hauses Brandenburg[238]). Allein je mehr er durch seltsame Einfälle, Streitsucht, Vielwisserei und skurriles Wesen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchte, desto weniger erreichte er seinen Zweck und verscherzte sich sogar die Achtung der besonnenern Mitglieder der Gesellschaft der Wissenschaften, vorzüglich Leibnizens, ihres Präsidenten, obschon Delven an einer Stelle desselben sehr rühmend gedenkt[239]). Mit dem Jahre 1710 verschwindet jede öffentliche Spur dieses sonderbaren und unglücklichen Schriftstellers, so daß nicht einmal das Jahr seines Todes genau ermittelt werden konnte[240]). —

Was hier nur im allgemeinen Umrisse angedeutet und zum Theil ergänzt oder berichtigt ist, findet man bei Giesebrecht ausführlicher entwickelt. Das alles aber giebt noch keinen hinreichenden Grund ab, um Delven auch nur mit Wahrscheinlichkeit für den Verfasser der Lehninschen Weissagung zu erklären; im Gegentheil wenn man unbefangen diejenigen Züge, welche Delvens Eigenthümlichkeit entschieden ausmachen, ins Auge faßt, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß man ihm die Abfassung jenes Vaticinium unmöglich zusprechen könne, vorausgesetzt, daß man den Geist und Kern dieses Vaticiniums rein und vollständig ergriffen hat.

Giesebrecht nun hat, bei allem Scharfsinn und dankenswerthen Aufklärungen im Einzelnen, das Ganze der Lehninschen Weissagung auffallend verkannt, wie aus den folgenden drei Punkten, in welche er (S. 468) seine ausführliche Untersuchung zusammenfaßt, und deren Beleuchtung hervorgehen wird.

Diese drei Punkte lauten:

1. „Die Lehninsche Weissagung ist erst um das Jahr 1695 in Berlin entstanden, sie ist das Pamphlet eines Bürgerlichen, den die scheinbare Abhängigkeit Friedrich III. von Oestreich und die auffällige Begünstigung der französischen Reformirten verstimmte, vielleicht auch persönliche Zurücksetzung bei Hofe;
2. einer der hitzigsten und schmähsüchtigsten Pamphletisten dieser Zeit war Oelven, ein Mann voll heftigen Zorns sowohl gegen die äußern Feinde der Mark, wie ganz besonders gegen die französischen Reformirten, der in seinen religiösen Ansichten entschieden katholisirte, und gerade jenes Zeitalter verherrlichte, in dem der Mönch von Lehnin gelebt haben soll;
3. dieser Oelven ist der Verfasser eines andern trügerischen Vaticinium, das nach Inhalt und Form Aehnlichkeiten mit der Lehninschen Weissagung aufweist; stellt man dies Alles zusammen, so gewinnt man die fast zur Gewißheit sich steigernde Ueberzeugung: Oelven ist der Verfasser des Vaticinium Lehninense". —

Was den ersten Punkt betrifft, so vermissen wir bald das Wesen der Sache, wie es sich uns durch die vorangehende Zergliederung der Weissagung ergeben hat. Dieses besteht in der Zuversicht und Weissagung des endlichen unbedingten Sieges der katholischen Kirche in der Mark und in Deutschland über die politische und religiöse Vielherrschaft des Reichs, nach dem Erlöschen des mächtigsten protestantischen Regentenhauses, nämlich der Hohenzollern, welches nach der verhängnißvollen Reihe eilf ketzerischer Regenten erfolgen werde. Alles Uebrige, Persönliche oder Lokale, ist Nebensache und kommt gegen die Seele des Vaticiniums nicht in Betracht. Gerade dieser Hauptpunkt, auf den hier Alles ankommt, ist von Giesebrecht völlig bei Seite gelassen, und der Nachdruck auf Dinge gelegt, welche entweder einer richtigern Auffassung, oder überhaupt erst der Nachwei-

sung bedürften, wie die scheinbare Abhängigkeit Friedrichs III. von Oesterreich, von welcher in der auf ihn bezüglichen Stelle nicht die leiseste Andeutung sich findet. Halten wir uns jedoch an dasjenige, was durch das ganze Vaticinium als Grundgedanke hervortritt, so ist damit über die Person des Verfassers im Wesentlichen, wenn auch nur negativ (worauf es hier aber gerade ankommt) der Ausschlag gegeben.

Was nun den zweiten Punkt betrifft, so wird zwar bemerkt, daß Oelven, als angeblicher Verfasser der Weissagung in seinen religiösen Ansichten entschieden „katholisirte", und gerade jenes Zeitalter verherrlichte, in dem der angebliche Mönch von Lehnin gelebt haben solle. Allein selbst von dem bloßen „Katholisiren" fehlt in dem Vorangehenden jeder Beweis; denn war auch Oelven, nach den Worten seines Gegner La Croze, „ein eifriger Anhänger des Paracelsus und Van Helmont[241]), zeigt er ferner Neigung für alles Wunderbare und Räthselhafte, scheint er auch bald der aufgeklärteste Geist, bald der abergläubischste Tropf; spricht er auch nie ohne die tiefste Ehrfurcht von den Wundern des christlichen Glaubens, ohne volle Ueberzeugung an den Tag zu legen von den Lehren des Christenthums und zeigt sich als Feind aller Freigeister, wie namentlich eines Bayle" — so kann man ihn auf diese Charakterzüge hin (und andere in dieser Richtung werden nicht angegeben) wohl einen Mystiker und strenggläubigen, mitunter fanatischen, Christen nennen; allein, wie Gieseler sehr richtig bemerkt, eine Hinneigung zum Katholicismus kann dem Manne daraus nicht nachgewiesen werden. Noch mehr, nicht wenig Stellen in Oelvens prosaischen Schriften und Gedichten zeigen ihn als einen höchst entschiedenen und in seiner Weise schneidenden Anhänger des Protestantismus und der Reformation, und als einen erklärten Gegner des Katholicismus. Z. B. wo er über den Gebrauch des Todaustreibens am Sonntag Lätare eine Erklärung giebt, fügt er hinzu[242]): „der seelige Lutherus hat von diesem Gebrauch so viel gehalten, daß er bei Ausschaffung der päpstlichen Gräuel nicht nur denselben übrig gelassen, sondern auch noch dazu mit einem teutschen Gesang, so seine letzte Composition, es beehret". Hier folgt das ganze aus sieben Strophen bestehende Lied mit der lateinischen Uebersetzung zur Seite, dessen Anfang lautet:

Nun treiben wir den Papst heraus
Aus Christi Kirche Gottes Haus,
Darin er mördlich hat regirt,
Unzählig viel Seelen verführt.

Und schließt:

Bescheer' uns Herr ein seelig Jahr'
Vor'n Papst und Türken uns bewahr. —

Stellen und beißende Aeußerungen dieser Art finden sich in den „Präsenten" häufig; Oelven ist in dieser Beziehung nicht besser, aber auch nicht schlechter als die meisten seiner Zeit- und Glaubensgenossen. So wenn er die Mittel zur Bekehrung der Juden durchgeht, will er, daß es nur durch erlaubte Mittel geschehe, wobei er alle „tyrannische und papistische Mordmittel" ausschließt. Ein andermal zieht er gegen die Propheten aus den Cevennen zu Felde, welche im Jahre 1708 in London ihr Wesen trieben und unter andern den Untergang Londons im Juni dieses Jahrs vorausgesagt hatten. Unter den verschiedenen Muthmaßungen, die er vorbringt, findet er die am wahrscheinlichsten: es könnte auch sein, daß es ein „untergeschobenes papistisches Geschmeiß wäre, welches durch verwegene aufrührerische Reden das Volk verwirren, factiones machen und endlich gar zu einem Aufruhr Anlaß geben soll, welches letzte ihm sonderlich glaublich vorkommt" u. s. w.[243]). Diese Stellen werden hinreichen, die konfessionelle Partheistellung Oelvens auf das Schärfste zu zeichnen. Dies wird bei dem folgenden und dem dritten Punkte zur vollständigsten Klarheit hervortreten.

Wenn es nemlich wahr wäre, wie Giesebrecht behauptet, daß Oelven der Verfasser eines andern Vaticiniums war, (ob eines trügerischen, ist gleichgültig), welches nach Inhalt und Form Aehnlichkeiten mit der Lehninschen Weissagung aufweist, so wäre für des Verfassers Hypothese allerdings einiger Halt gewonnen; allein das ist eben der Punkt, an welchem sich diese Hypothese von selbst widerlegt und recht eigentlich vernichtet. Denn während das Endziel der Lehninschen Weissagung, wie wir nicht oft genug wiederholen können, der in nicht zu entfernter Zukunft bevorstehende vollkommene Sieg des Katholicismus über den Protestantismus ist, und gleichzeitig die Unterwerfung ganz Deutschlands unter einen katholischen Monarchen, so ist das Ziel von Oelvens in dem Anagramm[244]) auf den

dem Kronprinzen am 23. November 1707 gebornen Sohn, aus dessen Namen er die Worte herausbringt:

Fili! Caesar eris Dux purpureusque Sionis Vincendo —

ein ganz entgegengesetztes, nämlich der bevorstehende Sieg der evangelischen Lehre über ihre Gegner und die Erhebung eines protestantischen Fürsten, nämlich des Königs von Preußen, zum Kaiser von Deutschland. Oelven beruft sich hier (März 1708. S. 75, Giesebrecht a. a. O. S. 464) ausdrücklich auf die Weissagung Carions, „dessen Prophezeihung damals von seinem Herrn, dem Churfürsten Joachim II. (ein Druckfehler statt Joachim I.) fleißig angemerkt und bis hierher beibehalten worden sei, daß nämlich dem Hause Brandenburg Summa in orbe Christiano dignitas sei vorbehalten." Es ist dieselbe Weissagung, deren oben Erwähnung geschehen; Oelven gehört weiter nichts als die allerdings willkührliche Festsetzung jener Epoche in die Zeit nach 18 oder 25 Jahren. (also etwa in das Jahr 1726 oder 1732). Ein Seitenstück zu dem lateinischen Anagramm ist sein deutsches Gelegenheitsgedicht in dem Supplement der Maipräsenten von 1709 mit dem Titel: „Der gedoppelte Geist der Weissagung von dem fruchtbaren königlichen preußischen Cedernbaum[245]) u. s. w. mit Anspielung auf die Predigt, welche der brandenburgische Hofprediger Christian Cochius über Ezechiel XVII, 22 bei der Taufe des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm I. am 12. August 1688 gehalten hatte. Die von Cochius (welcher kein Schmeichler war[246]) damals an den Text im Ezechiel geknüpfte „Weissagung von Pflanzung eines hohen Regenten-Zweigleins in Israel und herrliche Verheissung von der Ausbreitung dieses Zweigleins" hatte einen tiefen und bleibenden Eindruck gelassen, so daß man nachmals unter andern auch hier die neue preußische Königswürde geweissagt fand. Hierauf bezieht sich denn Oelven in seinem Glückwunsche an den König von Preußen über die Geburt seines Enkels. Er hatte bereits im Jahre 1688 auf die Geburt Friedrich Wilhelms ein Gedicht an die Kurfürstin Sophie, des Prinzen Großmutter, gerichtet[247]), welches er hier von neuem abdrucken läßt, und woran er die Weissagung von der Kaiserwürde des neuen Prinzen knüpft. Es ist der Krönungstag in Königsberg, an welchen die Anrede gerichtet ist:

— Tag, der ein neues Licht der ganzen Welt verstatt,
Das vor sich weiter nichts, als Kaiserreiche hat.
Du bist es nicht allein, drauf Brennens Reis gepflanzet:
Es ist auf Sions Berg und seiner Burg verschanzet.
Die reine Lehre hat den Felsen Grund gelegt,
Der von dem Teufel selbst wird bleiben unbewegt.
Er rase, wie er will. Der aufgehäufte Hügel[248])
Legt schon vor längsten an der Zwietracht Zaum und Zügel:
Man sieht's wie die Vernunft nach Bruderliebe rennt,
Und Christi Kirch' und Wort soll nicht mehr sein getrennt
Das Preußisch Israel wird bald mit frohen Schritten
Die Bundeslade hol'n aus der Philister Hütten;
Schaut, David geht voran: Ein Friedrich, Friedenreich.
O Land! O sel'ges Land! welch Volk ist Dir doch gleich? —

Man wird bemerken, daß in diesen Versen, wie in dem lateinischen Anagramm, die alttestamentlichen Ausdrücke Israel und Sion in symbolischer Bedeutung gebraucht worden, sie finden sich indeß bereits in der erwähnten Predigt von Cochius, die Oelven vor Augen hatte; Niemand wird also in ihnen eine Beziehung zu den Lehninschen Versen suchen. Wer wird aber noch mit Giesebrecht behaupten, daß der Grundgedanke dieses Anagramms und des Lehninschen Vaticiniums ein und derselbe sei? in beiden, heißt es, werde Einheit der Kirche, Einheit Deutschlands verlangt; aber welche Einheit, mit welchem Prinzipe? Darin liegt das Wesen und der Unterschied, den G. so ganz außer Acht gelassen hat, indem er an der bloßen formellen Einheit haften bleibt und übersieht, daß die miteinander verglichenen Prophezeihungen dem Inhalt und dem Geiste nach einander vollkommen ausschließen[249]).

Aber doch an Einen Punkt und keinen unwesentlichen, stößt sich Giesebrecht, nämlich: daß Oelven in dem Anagramm auf Friedrich Ludwig den höchsten Glanz dem Hohenzollerschen Hause prophezeiht, das er doch in der Lehninschen Weissagung so arg geschmäht hatte? Hier scheint ein offener Widerspruch, sagt er sich. Und wie löst er diesen Widerspruch? Dadurch daß er den armen Oelven als Verfasser des Anagramms der Heuchelei und der Lüge beschuldigt. Das ganze Märzheft sei nämlich ein Bettelbrief, und zum Beweise wird die Rede des Kreon gegen Teiresias angeführt:

Τὸ μαντικὸν γὰρ πᾶν φιλάργυρον γένος.

Diese Beweisart ruht auf einem nur zu schwachen Fundament. Denn wer wird im Ernste jenem aus dem Zusammenhange gerissenen und durch die Leidenschaft motivirten Spruche des Dichters die Ausdehnung eines allgemeinen Grundsatzes geben, daß jeder Prophet oder wer prophetische Worte ausspricht, nothwendig seine wahre Gesinnung verhülle und lüge, wenn er gleich, was bei Oelven der Fall war, offen die Wohlthat und Gnade seines Fürsten anruft, wie er dies auch in dem erwähnten deutschen prophetischen Gedichte thut? Ueberdies aber ist der ganze Schluß des Verfassers eine petitio principii; denn die Beschuldigung der Heuchelei und Lüge bei dem Anagramm setzt den Beweis voraus, daß Oelven der Verfasser der Lehninschen Weissagung war, indem beides mit einander im Widerspruch steht[250]. Wir unsererseits, sofern wir Oelven nach sich selbst und seinen Schriften beurtheilen (und dazu haben wir das Recht) finden nicht den mindesten Grund, mit Gieseler zu reden: „Oelven für einen so niederträchtigen Menschen zu halten, welcher hier dem Hause Hohenzollern die höchsten Ehren, und anderswo ein nahes Sinken und dem nächstigen Untergang geweissagt hätte". In noch höherem Maaße muß dies von seiner religiösen Ueberzeugung gesagt werden, wie sie nicht nur in dem Anagramm, sondern auch in dem gleichzeitigen deutschen Gedichte vorliegt, worin, entfernt von aller Spielerei mit Formen und Buchstaben, die Wärme der Ueberzeugung sich ausspricht. Auch führt er selbst in der Anrede an den König seine Weissagung auf Ezechiel und Cochius zurück, wie in dem Anagramm auf die Prophezeihung des Kurfürsten Joachim I.[251]), er will nur Bekanntes in neue Formen kleiden, nicht aber als ein Prophet im eigentlichen Sinne des Wortes auftreten, wie er denn von den Nostradamus eben so wenig hält, als von den Alchymisten[252]).

Es würde zu weit führen, alle Bemerkungen des Verfassers in Bezug auf Oelven und seine Schriften näher zu prüfen, dies erledigt sich auch von selbst, sobald erst die Hauptsache ins Klare gesetzt ist. Ich will also nur noch zum Schlusse erwähnen, daß Oelvens ungeheuchelte Anhänglichkeit und Verehrung vor dem brandenburgischen Regentenhause nach seinen echten Schriften feststeht. Dies zeigt sich nicht nur darin, daß er dessen geschichtlichen Ruf gegen Entstellungen eines Bayle und Varillas eifrig und nur zu leidenschaftlich in Schutz nimmt, sondern auch in seinem schon erwähnten

Schreiben an Karl Ancillon aus Berlin im März 1706. Dieser hatte ihm seine Geschichte Solymans verehrt; Oelven benutzt dies, um ihn zu bewegen, sich vielmehr der Geschichte der brandenburgischen Fürsten zuzuwenden, und sollte er deshalb auch von seinem Plane abgehen. Ich setze seine eigenen Worte hieher: Je parle pour nos Illustres de la maison de Brandenbourg, et vous ne les devés pas tant à ma priere, qu'à l'amour que vous avez pour votre seconde patrie. Vous ne vous facheres pas, Monsieur, que nôtre pays pretende à l'honneur d'être vôtre patrie. Vous rendes justice à la bonté du Roy, qui vous y protege, et puisque vous et vôtre nation ne s'y trouve pas mal, n'est ce pas veritablement vôtre patrie? Patria est ubicumque bene est. Allons donc, mon cher monsieur, faites paroitre sur la scene au lieu de Louys XII. un de nos Heros de Brandenbourg. Tant de belles plumes ont travaillé pour la France, n'est-il pas juste, qu'une plume, comme la vôtre, s'employe pour nos Provinces? Au moins y etés vous en quelque façon obligé par reconnaissance. Ces raison ne peuvent manquer de vous persuader, puis qu'elles sont tireés del' interest du public. J'aurois tort d'y méler celuy d'un petit particulier, come moy. J'ay tousjours eté occupé d'une extreme envie de deterrer et ramasser, ce qui regarde l'histoire de ma patrie: et comme les emplois militaires ne sont pas fort propres à ce dessein, j'y ay renoncé volontairement. Je me suis attendu à une fortune plus tranquille et plus conforme à mes inclinations. Jusques icy je n'en ay vû que des apparences trompeuses, de sorte que je me trouve dans un etat d'incertitude assès desagreable. Dubiae spe pendulus horae..... Zum Schlusse des Briefes kommt er auf diesen Gegenstand zurück: Que la satisfaction du public, la gloire du Roy et vôtre propre interest vous engagent à doner incessament LA VIE DE JOACHIM II.[253]) Electeur de Brandenbourg. Juvabimus, si juveris. Der ganze Brief, aus welchem wir den Lesern diesen Auszug mittheilen, läßt uns den Mann in einem günstigeren Lichte erblicken, als seine großentheils in der That burleske Monatschrift es thut, nicht allein in

Bezug auf Denkart und Bestreben, sondern auch in Beziehung auf die Form. Delven wäre nicht das einzige Beispiel jener betrübenden Erscheinung aus dem 17. und 18. Jahrhundert, daß deutsche Gelehrte und Schriftsteller erst dann anfangen Bildung und Geschmack zu zeigen, wenn sie lateinisch oder französisch schreiben, als wenn die deutsche Muttersprache höchstens gut genug wäre, sich darin einem ungebildeten Publikum in possenhaften nnd wohl gar rohen Bewegungen zu zeigen, namentlich in ungebundener Rede; denn wahr ist es, daß Vers und Reim auch den mittelmäßigen Dichter zu einer edlern Haltung nöthigen, was uns über die große Menge dieser Produkte in jener Zeit einigermaßen trösten kann. Einzelne gelungene Stellen, voll Feuer und Kraft, lassen sich übrigens auch in Delvens deutschen Gelegenheitsgedichten finden[254]). Wir sind weit entfernt, die Verkehrtheiten in Delvens schriftstellerischen Charakter zu verhüllen, oder gar seine Bedeutung für die Literatur zu vergrößern; die Literaturgeschichte hätte wenig verloren, wenn Delvens Name länger in der Vergessenheit geblieben wäre; allein jetzt erscheint es als Pflicht, ihn gegen jeden Verdacht der geheimen Autorschaft bei der Lehninschen Weissagung zu schützen, ein Verdacht, wogegen die Natur der Lehninschen Weissagung vollkommen streitet und der auch nicht durch das mindeste äußere Merkmal unterstützt wird. —

So wenig als Delven oder irgend ein anderer der vermutheten Verfasser kann aber ferner der Abt Nikolaus von Zizwiz[255]), welchen Gieseler neuerdings aufstellte, als der falsche Prophet von Lehnin angenommen werden. Es ist wahr, daß hier das Zeugniß eines Zeitgenossen, dafür angeführt werden kann; allein die Art und Weise, in welcher dieses Zeugniß vorkommt, ist nicht geeignet, demselben irgend ein Gewicht beizulegen, um so weniger, da auch innere Gründe dagegen sprechen. Werfen wir zuerst einen Blick auf jene Zeugnisse.

Das Ganze beruht auf der Aussage des im Jahre 1774 als Professor am Carolinum in Braunschweig verstorbenen J. C. Harenberg[256]), welcher auf einer Reise in Westphalen die Weissagung bei dem reformirten Hofprediger in Minden, Georg Christian Sagittarius, vorfand und sich darüber mit ihm ver-

traulich aussprach. „Ich konnte dabei meine Meinung nicht bergen, erzählt er, daß der bekannte Abt der Klöster Huysburg und Hammersleben, Administrator des Benedictinerklosters S. S. Mauritii et Simeonis in Minden, Nikolaus von Zizwiz, der Verfasser davon wäre, wie der sel. Abt, Johann Fabricius, welcher denselben zur Religions-Vereinigung zugleich ausgespannet hatte, und vertraut mit selbem umgegangen war, mir A. 1726 geoffenbaret. Dieser sagte: Die Gelegenheit habe der Verfertiger von der unvermutheten Veränderung einiger Umstände in den königlich preußischen Landen genommen, und habe er durch dieses Gedicht die Brandenburger zur römisch-katholischen Religion anlocken wollen. Und ich muß es gestehen, daß gedachter Abt an dergleichen Versen, worin er zuweilen der Prosodie eine derbe Maulschelle gab, ein sonderbares Vergnügen gehabt, und mir A. 1717 ein anderes Gedicht dieser Art zu Hammersleben, als seine Arbeit vorgelegt habe. Er hat bis auf seine Zeit von den vergangenen Dingen gut weissagen können, wie wohl er doch einen und andere Schnitzer in der Historie gemacht, welcher sich zu einer göttlichen Offenbarung nicht reimen will. Die Abschreiber haben unter der Hand das Gedicht in Etwas geändert, vermehret und zu verschiedenen Lesearten Anlaß gegeben."

„Gedachter Abt, Nikolaus von Zizwitz, fährt Harenberg fort, hat ein hohes Alter erreichet, und ist im Jahre 1719 zu Hammersleben verstorben. In den letzten Zeiten merkte er, daß seine untergebenen Mönche nach der abteilichen Würde strebten, und ihm den baldigen Abschied wünschten. Deswegen schrieb er an seine Thür den Vers Catonis:

In mortem alterius spem tu tibi ponere noli.

„Er war ein aufgeweckter und kluger Mann, ein guter Mathematikus, sonderlich in mechanischen Sachen, ein Hofmann, ein mittelmäßiger Lateiner, und ein vollkommener Weinkenner." —

In dieser Erzählung sind vor Allem zwei verschiedene Thatsachen in chronologischer Folge zu unterscheiden:

1. Im Jahre 1717 (versichert Harenberg) zeigte ihm der Abt von Zizwiz ein lateinisches Gedicht, welches mit der Lehninschen Weissagung Aehnlichkeit hatte, (also ein Vaticinium), als seine Arbeit.

2. Im Jahre 1726 entdeckte ihm der Abt Johann Fabricius, daß Zizwiz der Verfasser der Lehninschen Weissagung wäre.

Was den ersten Punkt betrifft, so enthält er nach Gieselers eigener Bemerkung einen auffallenden Anachronismus, abgesehen von andern Unrichtigkeiten und Nebenumständen. Denn Zizwiz starb bereits 1704 in Huysburg, nachdem er seit 1776 Abt dieses Klosters gewesen war; Harenberg (geboren 1696) war damals ein Knabe von acht Jahren, kann mithin niemals mit Zizwiz über das lateinische Gedicht sich unterhalten haben. Dieser Anachronismus läßt sich nur aus einer Verwechselung ganz verschiedener Personen und Oertlichkeiten erklären, welches von Gieseler näher erläutert wird. So viel steht fest, daß Harenberg's Zeugniß sofern er als Augenzeuge betrachtet sein will, in Nichts zerfällt.

Was aber den zweiten Punkt betrifft, so ist Gieseler der Meinung, daß Harenberg's Versicherung völlig glaubwürdig sei; ein Irrthum sei wohl nicht denkbar. (?) „Harenberg müßte, wenn jene Versicherung unwahr wäre, geradezu gelogen haben."

Aber auch hier unterläßt Gieseler nicht, den Leser auf einen erheblichen Umstand aufmerksam zu machen; es sind nämlich „gegen Harenberg's Zuverlässigkeit schon seit lange Zweifel laut geworden, welche sich in spätern Untersuchungen zum Theil als begründet erwiesen haben." Nachdem er aber dies näher ausgeführt hat, (was bei dem Verfasser nachgelesen zu werden verdient,) bleibt er nichts desto weniger bei dem negativen Ergebnisse stehen, daß wir nicht berechtigt seien: „Harenberg der Neigung zur Unwahrheit und Fälschung zu beschuldigen." Allein so wenig wir eine Beschuldigung dieser Art für diesen Fall erheben mögen, indem wir den sehr menschlichen Unterschied zwischen Irrthum und vorsätzlicher Lüge festhalten, — so können wir doch kein Vertrauen zu einer Aussage hegen, welche mit so bedenklichen Umständen verknüpft ist. Die beiden von Harenberg angeführten Thatsachen nämlich, sein Umgang mit Fabricius und sein Umgang mit Zizwiz sind in seiner Vorstellung subjektiv so eng mit einander verbunden, so direkt auf einander bezogen, daß ein Irrthum in der einen dieser Vorstellungen auch den objektiven Werth der andern Vorstellung und somit der ganzen Aussage wesentlich bedingt und beschränkt, und mindestens zu der Vermuthung berechtigt, Harenberg könne recht wohl auch in

Bezug auf seine Erinnerungen an Johann Fabricius eine Verwechselung oder ein Mißverständniß sich habe zu Schulden kommen lassen. Könnte nicht etwa Fabricius einen andern als Ziswiz genannt haben, und zwar denselben, mit welchem Harenberg (nach Gieselers Annahme) jenen verwechselt hätte, nämlich den Prior von Hammersleben, Heinrich Friedrich Wischmann, oder welcher Abt es gewesen sein mag, bei welchem Harenberg eine lateinische Weissagung in der Manier der Lehninschen gesehen haben will, neun Jahre vor seiner Unterredung mit Fabricius? Und wenn letzterer ihm den Abt von Huysburg nannte: in welcher Weise mag es geschehen sein? Hatte es Fabricius von Ziswiz unmittelbar, oder war es von ihm blos eine Vermuthung? Gieseler findet das erstere wohl sehr denkbar, allein wie läßt sich dies beweisen? Fabricius starb 1729, also einige und zwanzig Jahre bevor Harenberg diese Erinnerungen öffentlich mittheilte; wie leicht konnte ihm seine Einbildungskraft dasjenige als Thatsache vorführen, was ursprünglich bloße Vermuthung gewesen war, ohne daß man ihn deshalb gleich der „Neigung zur Unwahrheit und Fälschung" beschuldigen müßte. Mir scheint das Urtheil beachtenswerth, welches Adelung über Harenberg fällt, wenn er schreibt: „Er besaß viele Gelehrsamkeit, ein großes Gedächtniß und eine starke Einbildungskraft, (daher er in seiner Jugend auch Geister- und Gespensterseher war) aber desto weniger Beurtheilungskraft, welches besonders aus seinen historischen Schriften erhellet." (S. Nachträge zu Jöcher.)

Die Berufung Harenberg's auf das Zeugniß des Fabricius hat mithin bei weitem nicht das Gewicht, welches etwa die eigene Aussagung des letztern für uns hätte. Und selbst diese, wir müssen es bekennen, würde für sich allein auch nicht fähig sein, den Ausschlag zu geben. Was Dr. Meinhold in seiner Schrift gegen die Wahrheitsliebe des Fabricius, mit Berufung auf Stimmen der Zeitgenossen vorbringt[257]), ist im wesentlichen sachgemäß und neuerdings urkundlich in volles Licht gesetzt worden. Doch können wir dies, wie die Sache liegt, auf sich beruhen lassen.

Denn auch aus innern Gründen bieten sich in Betreff der Angabe Harenbergs große Schwierigkeiten dar. Der Verfasser der Lehninschen Weissagung zeigt sich als ein fanatischer Gegner der Reformation in einem Grade, daß er unfähig ist, den brandenbur-

gischen Regenten seit der Reformation auch nur die entfernteste Gerechtigkeit angedeihen zu lassen; in dem Protestantismus sieht er ein pestartiges Gift, (V. 47. tristis pestis, labes serpentis recentis) welchem ein gewaltsames Ende bereitet werden wird, wenn erst die verhängnißvolle Zahl der ihm anhängenden Fürsten aus dem Hause Hohenzollern abgelaufen sein wird. Ganz andere Gesinnungen und Beweggründe sind es, welche den Abt von Zizwiz bei seinen irenischen Bestrebungen zur Herstellung des Kirchenfriedens mit den Protestanten erfüllen: Mäßigung, Humanität, Frömmigkeit, wahre Friedensliebe beseelen ihn dabei; dies Zeugniß giebt ihm nicht nur Johann Fabricius, welcher ihm im Herbste 1699 zu Huysburg, einen Besuch abstattete [258]); auch seine hierher gehörigen gleichzeitigen irenischen Vorschläge und Schriften sprechen [259]): durch Verminderung und Vereinfachung der Streitpunkte zwischen den beiden Kirchen sollte ihre Vereinigung vorbereitet werden. In seinen zur Mittheilung an Leibniz in Hanover aufgesetzten sechs Fragen [260]), welche Leibniz mit seinen Antworten begleitet hat, zeigt er sich geneigt, in Bezug auf die Auslegung der heiligen Schrift, bis auf die Entscheidungen der Kirchenväter in den ersten fünf Jahrhunderten zurückzugehen. Wenn man ehedem, nach Pfaff, drei Arten der Union annahm: eine unio absorptiva — temperativa und conservativa [261]), so war Zizwiz einer derjenigen, welche sich mit seinen Vorschlägen der temperativen Union am meisten näherte, d. h. einer solchen, „in welcher beide Religionspartheien sich durch wechselseitiges Nachgeben einander nähern, indem jede von ihrem Eigenthümlichen so viel nachläßt und von dem Eigenthümlichen der andern so viel annimmt, daß sie zuletzt in einem Punkt zusammentreffen." Dieser Denkart gemäß spricht auch Zizwiz in seiner angeführten Schrift: Secretio eorum etc. von den Protestanten mit Mäßigung und Achtung und lobt unter andern eine Vertheidigungsschrift für Luther von Zeidler in Königsberg († 1686): Lutherus defensus, als ein wegen seiner Gründlichkeit und Bescheidenheit in Vertheidigung des Lutherthums lesenswerthes Buch [262]). Andere protestantische Theologen, welche er seinen Lesern empfiehlt, sind die gemäßigten Martin Chemnitz und Johann Gerhard. Von dieser eben so seltenen als erfreulichen Milde und Mäßigung findet sich in der Lehninschen Weissagung keine Spur,

und überhaupt nichts von jenem „Calixtinischen Synkretismus," welchen Gieseler bei dem Verfasser der Lehninschen Weissagung voraussetzt. Diese kennt keine andere Union als die unio absorptiva, in welcher die protestantische Kirche völlig verschwinden muß, um in der Einheit mit der katholischen Kirche aufzugehen. Man beachte ferner, daß, während die Lehninsche Weissagung urkundlich uns bereits im Jahre 1693 begegnet, Zizwiz sich noch im Jahre 1699 an der Unionsangelegenheit thätig zu betheiligen anfängt, ohne sich also durch Aufnahme der flüchtigen französischen Reformirten durch die Kurfürsten von Brandenburg in seinen Hoffnungen und Bemühungen im geringsten stören zu lassen; wie sollte er zehn Jahre vorher aus Erbitterung über diese Einwanderung jene Weissagung gegen das brandenburgische Haus gerichtet haben? — Die Worte aber, welche Zizwitz auf seinem Sterbebette gegen den Prior seines Klosters über die künftige Vereinigung der Kirchen sprach, (bei Gieseler S. 59,) athmen denselben Geist der Mäßigung und des Vertrauens auf den Sieg der guten Sache durch ihre eigene Kraft: „Auch Sie, äußerte er, werden diese Tage der seligen Einigung nun wohl schwerlich erleben. Aber glücklich wollen wir dennoch uns schätzen, und dem Herrn danken, daß wir den Baum voll Blüthe gesehen haben. Auch die Früchte werden kommen, und unsere Nachkommen werden sie vielleicht sammeln, ohne den Baum gerüttelt zu haben." Dies ist ein ganz anderer Geist als derjenige, welcher in der Lehninschen Weissagung Haß und Verachtung gegen den Protestantismus aussäet, wo überhaupt von einer Vereinigung im höhern Sinne gar keine Rede ist, sondern Katholicismus und Protestantismus wie das gute und böse Prinzip einander ausschließen. Kurz: um den Abt Nikolaus von Zizwiz eines solchen Widerspruchs mit sich selbst zu zeihen, müßten Zeugnisse und Beweise von größerem Gewicht und anderer Beschaffenheit vorgelegt werden, als die verwirrten Erinnerungen eines Harenberg[263]).

Zu denjenigen, welche Andreas Fromm zum Verfasser der Lehninschen Weissagung machten, hat sich noch kürzlich D. Wolff gesellt, und seine Meinung durch eine Combination von Fromm's Lebensumständen und Charakterzügen mit gewissen Eigenthümlich-

keiten des Gedichts zur lebhaften Ueberzeugung gesteigert. Ein näheres Eingehen auf seine Argumentation scheint daher unerläßlich[264]). Was also den nähern Gang derselben betrifft, so zieht der Verfasser zuerst über den Charakter des Verfassers im Allgemeinen aus der Natur des Gedichts seine Schlüsse und wendet sie alsdann auf A. Fromm an. Finden sich nun seine allgemeinen Voraussetzungen unbegründet, so fällt die Anwendung auf ein besonderes Individuum, Fromm oder einen andern, von selbst. Ich beschränke mich auf das Wesentlichste. Dies kommt nun darauf hinaus: „daß der Pseudo-Herman ein in der protestantischen Mark Brandenburg geborner und erzogner Protestant gewesen sein muß, der auch auf protestantischen Schulen seine gelehrte Bildung erhielt, aber in spätern Lebensjahren zur römisch-katholischen Kirche übertrat; und als ein aus der Mark entwichener oder vertriebener in einem katholischen Lande lebte." (S. 78—79.)

Gehen wir die Gründe für diese Ansicht in Kürze durch:

1. Daß der Dichter ein geborner Märker wäre, stützt Wolff auf Verse, wie v. 27, wo der Dichter die Mark **Mea Marchia** anredet, v. 11. **nostrae decus regionis**, v. 21. **haec terra**. v. 47, hätte er, nach Wolff, die Mark geradhin als sein Vaterland bezeichnet: „Ein Weib habe die traurige Pest in's Vaterland gebracht." Diese Verse würden in der That beweisend sein — wenn das Gedicht oder die Weissagung echt wäre, oder würden es zu sein scheinen für den, welcher sie für echt hält: dagegen für jeden, welche, wie Wolff und viele andere, sich von der Unechtheit überzeugt haben, beweisen sie gar nichts. Denn derjenige, welcher zu der eminenten Fiction eines angeblich 400jährigen Vaticiniums eines Mönchs des Klosters von Lehnin fähig war, blieb nur in seiner Rolle, wenn er überall die Mark als sein Vaterland behandelt.

2. Daß der Dichter seine gelehrte Bildung unter Protestanten, gar in nahem Einflusse der Wittenberger Schule erhalten, stützt Wolff auf den oben schon hervorgehobenen Umstand, daß der Dichter in V. 43 von dem Kurfürsten Johann Cicero eine Thatsache oder richtiger eine Sage benützte, welche in ihrem Ursprunge auf Philipp Melanchthon und seine Schule zurückweist, während die katholischen Historiker des 16. und 17. Jahrhunderts (Wolff führt sie S. 73 näher an), welche also außer dem Bereiche der von Wit-

tenberg ausgegangenen Bildung und Bildungsmittel standen, von jener Sage sich frei erhalten haben. Und darauf gründet Wolff seinen Schluß. Als wenn man von der Benutzung eines oder selbst einiger einzelner Werke aus einer gewissen Schule bei einem Schriftsteller sogleich auf die Geschichte und den Gang seiner Bildung schließen könnte und dürfte. So ist ja auch von Giesebrecht, Gieseler und dem Verfasser dieser Abhandlung nahe gelegt worden, daß der Lehninsche Prophet Rentsch's Cedernhain, also das Werk eines Protestanten, vom Jahre 1682 benutzt hat, und was Wolff dagegen einwandte, war grundlos. Der Dichter der Weissagung wollte ja überhaupt nicht als Historiker auftreten; sondern er studirte die damals vorhandenen Hilfsmittel, um von jeder Epoche und jedem Regenten der Mark die hervorstehendsten, die charakteristischen Züge zu merken und anzudeuten. Es lag in seinem Interesse, die protestantischen Historiker nicht unbenutzt zu lassen, wie ja zu jeder Zeit, auch jetzt, katholische Schriftsteller sehr gern protestantische Historiker benutzen und anführen, wann und wo sie dies mit Nutzen und Erfolg thun können.

3. Daß der Dichter, ein Protestant, erst im späten Lebensalter katholisch geworden sei, gründet Wolff sowohl auf den vorhergehenden Punkt (der so eben widerlegt wurde) als auf den bei Convertiten der Art, z. B. Wilh. v. Schütz, sehr gewöhnlich sich offen darlegenden bittern Haß gegen die evangelische Lehre, gegen Luther und evangelische Fürsten. Die Schwäche und Unhaltbarkeit dieses Grundes springt in die Augen. Die eben bezeichnete Denkart findet sich allzu oft bei katholischen Polemikern, Katholiken von Geburt, nicht blos bei gewissen Convertiten: warum sollte es hier gerade ein Convertit sein? Ferner hat es unter den katholischen Convertiten, vorzüglich im 17. Jahrhundert, mehrere gegeben, die sich durch große Mäßigung und Milde in ihren Schriften und Handlungen auszeichneten, dahin gehörten Fürsten, wie Herzog Johann Friedrich von Hannover, Minister, wie Baron Christian von Boineburg, Geistliche, wie der Abt Nikolaus von Zizwiz, vorzüglich solche Convertiten, welche von Helmstädt, aus der Calixtinischen Schule ausgingen; sie hingen dessen ungeachtet ihrem neuen Glauben ebenso treu und eifrig an, wie die heftigen und stürmischen Convertiten, z. B. ein Joh. Scheffler (Angelus Silesius).

4. Der Dichter trägt bittern Haß gegen die Hohenzollern im Munde; dies kann nicht in Abrede gestellt werden. Allein worauf es hier vorzüglich ankommt ist das: ob dieser Haß in persönlichen Verhältnissen seinen Grund hatte oder nicht, vielmehr aus rein kirchlichem Eifer für die katholische Sache erfolgte? Man denke, welche Zerrbilder großer und bedeutender Fürsten aus kirchlichem und priesterlichem Partheihasse im Mittelalter und zu allen Zeiten hervorgingen, und man wird einräumen, daß solcher für sich vollkommen genügt, um die Zerrbilder der märkischen Regenten aus der Feder des Lehninschen Propheten zu erklären.

5. Endlich bezieht sich Wolff auf Verse wie V. 53 und besonders V. 79:

Nil superest boni, veteres migrate coloni!

für seine Annahme: der Dichter lebte, als er seine Weissagung schrieb, der Sicherheit wegen, als katholischer Convertit, in einem katholischen Lande. Nach Wolff läge in diesen Versen die Aufforderung an die noch übrigen Katholiken und „Katholischgewordenen," seinem Beispiele zu folgen und auch auszuwandern. „Es ist nicht wohl denkbar, setzt Wolff ausdrücklich hinzu, daß er einen solchen Schritt würde gefordert haben, wenn er ihn nicht selber gethan hätte!" Hier hat der für seine Hypothese allzusehr eingenommene Verfasser für eine ernsthafte Aufforderung genommen, was jeder Unbefangene, der die Verse im Zusammenhange versteht, lediglich als bittere, schneidende Ironie erkennt. Und hiermit dürfte die ganze Annahme von der Beschaffenheit und den Verhältnissen des verkappten Propheten in ihren Grundzügen als ganz unbegründet und erledigt zu betrachten sein. Das Ganze hat den Anschein, als habe der gelehrte Verfasser die seiner Hypothese über die Person des Pseudo-Propheten entsprechenden Züge des Gedichts erst gesucht, um die Probe darauf zu machen.

Es erscheint kaum mehr nöthig, auf die Persönlichkeit Fromms näher einzugehen, nachdem jener Hypothese die innere Grundlage entzogen ist. Aber selbst, wenn wir jenes allgemeine Schema, das Wolff voranstellt, einen Augenblick gelten ließen, paßte es nicht in allen Stücken auf Fromm. Convertiten haben meist das Schicksal, daß sie von ihren früheren Glaubensgenossen, wegen ihres Abfalls

ebenso über Gebühr heruntergesetzt, als von ihren neuen Glaubensgenossen zum nachahmungswürdigen Muster und Beispiel in jeder Art erhoben werden. Man muß sie daher möglichst aus ihren eigenen Handlungen und Worten beurtheilen. A. Fromm hat sich nun aber, bei allen Schwankungen in seinem Lebensgange, auch nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche innerhalb derjenigen Schranken gehalten, welche ihm die Rücksicht auf seine frühern Beziehungen als Christ und als Unterthan gebot. Maßgebend ist mir die Apologie seines Uebertritts, welche unter dem Titel: Andreae Frommen Wiederkehrung zur katholischen Kirche; zu Prag 1668 erschien und mehrmals aufgelegt wurde. Er widmete sie dem Kaiser und dem Kurfürsten von Brandenburg, zuvörderst wie er ausdrücklich sagt: „demselben öffentlich zu danken, für alle Gnaden und Wohlthaten, so ihm in seinem Vaterlande die ganze Zeit seiner allda verwalteten öffentlichen Dienste widerfahren seien"; zum Schlusse aber wünscht er ihm „eine glückliche Regierung, langes Leben und alles erwünschte Seelen- und Leibes-Wohlergehn: und befiehlt ihn, den Kurfürsten, seine Gemahlin und das ganze kurfürstliche Haus dem Schutze des Allmächtigen." — In der Schrift selbst bildet Luther natürlich das Hauptziel seiner Angriffe, obschon er vielleicht nach so vielen katholischen Controversisten wenig Neues vorgebracht haben wird: aber darin unterscheidet er sich vortheilhaft von den meisten dieser Controversisten, daß er, bei allem Kampfe gegen Luthers Lehre und was daran hängt, von seinen hervorragendem Talente und von seiner Gelehrsamkeit mit Anerkennung, ja mit Achtung spricht; so namentlich S. 575—581 der erwähnten Schrift, anknüpfend an eine Bemerkung des Vincentius Lerinensis über die „der Kirche zustoßende gefährliche Tentation," wenn „gelehrte, sinnreiche, hochbegabte, beredte Leute ihrer Klugheit und Gaben zu viel tragen und von der alten, einfältigen allgemeinen christlichen Religion in eine Ketzerei verfallen... Unter den hiebei angeführten Exempeln erwähnt Vincentius sonderlich des Origenes..." und nachdem er diesem berühmten Kirchenlehrer eine nähere Betrachtung gewidmet hat, geht Fromm auf Luther über mit der Bemerkung: „Wenn ich hierbei an Luthern gedenke, in dessen Schule ich erzogen bin, so kann ich nicht leugnen, daß derselbe auch von Gott gute Gaben, ein geschicktes ingenium, beredte Zunge,

geschwinde Einfälle, Feuer und Trieb im Kopf gehabt habe, auch nicht ungelehrt gewesen sei. Und ist das freilich denen unter den Lutherischen, die da beginnen, nach der Stadt die auf dem Berge lieget und nach dem Lichte, das bei den Katholiken immer auf dem Leuchter stehet, hinzusehen, eine harte Anfechtung, daß ein solcher Mann sollte in Ketzerei gefallen sein, und nicht die himmlische Wahrheit gelehrt haben, daher mancher herausbricht mit den Worten Ciceronis von Platone: se cum Luthero errare malle, quam cum aliis vera sentire. Ich selber muß es bekennen, daß sich Luthers Autorität bei mir lange gewehret habe, ehe ich sie habe überwinden können. Und hätte ich zu Wittenberg, da ich Lutherum insonderheit las, nicht so geraume Zeit gehabt ... zweifele ich, ob ich wäre hiedurch kommen" u. s. w. Es ist ein merklicher Unterschied zwischen dieser Art zu urtheilen und jenen Verwünschungen eines blinden Hasses, wie er sich bei Holzhauser und der Lehninschen Weissagung zeigt, und der, wie Leibniz von ersteren aussagt, nur mit der Muttermilch eingesogen worden sein kann. Es ist schwer von Fromm zu glauben, daß er versteckt das brandenburgische Haus dem Fluche und der Fatalität eines immer zunehmenden Sinkens und endlichen Unterganges geweiht haben werde, nachdem er öffentlich dieses Haus mit Gebet dem Schutze Gottes befohlen hatte. Es hieße endlich ohne allen und jeden Beweis den höchsten Grad unchristlicher Rachsucht und Heuchelei bei einem Manne annehmen, der, wie Fromm, seine eben erwähnte Schrift mit einem Gebete schließt, worin er allen seinen Verfolgern von Grund des Herzens verzeiht und vergiebt, „sie mögen gleich ihr Unrecht erkennen oder nicht erkennen; und Gott bittet, ihnen so viel Gutes zu thun, als sie ihm Böses gethan haben" u. s. w.

(Zu der von Wolff S. 93 in der Anmerkung mitgetheilten Literatur über Fromm ist K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, Bd. VIII. S. 438 — 442. hinzuzufügen. Ungedruckte Briefe von Fromm an Hanisius werden in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrt: J. Burckhard Histor. Bibliothecae Augustae II. 278. wo ein Brief Fromm's vom 30. Juli 1668 aus Wittenberg die Ursachen seiner Flucht aus Berlin auseinandersetzt)[265]).

Zusatz.

Was vorhin gegen die Auffassung Giesebrecht's dargethan wurde, überhebt mich einer ausführlichen Beleuchtung der in W. A. *Schmidt's* kürzlich erschienenen Schrift: Preußens deutsche Politik u. s. w. Berlin 1850. S. 10: „*Wiederauftauchen und politischer Kern der Lehninschen Weissagung*" aufgestellten Ansicht: insofern diese wesentlich auf Giesebrechts Hypothesen beruht. Schmidt sieht hiernach den Kern der Weissagung in folgenden charakteristischen Merkmalen ausgesprochen: 1. Haß gegen alles Fremdländische, namentlich gegen das Franzosenthum, 2. Erbitterung über die Perioden der Abhängigkeit der brandenburgischen Politik von *Oesterreich*, daher der Minister Schwarzenberg unter Georg Wilhelm als *verworfener*[266]) Sklave V. 71 bezeichnet, und das ganze Land zur Wehklage aufgerufen wird, weil der Nachfolger des großen Kurfürsten nicht in des Vaters Fußtapfen trete. 3. Endlich das Verlangen sowohl nach kirchlicher, wie nach nationaler Einheit Deutschlands, welche mit der größten Zuversicht der Zukunft verheißen wird; der Hirt wird die Heerde, Deutschland den König zurückempfangen. Und diese große Umwandlung sollte sich an die Schicksale des letzten Regenten von Brandenburg knüpfen."

Was den ersten dieser drei Punkte betrifft, so erscheint darin unvermerkt eine persönliche Eigenthümlichkeit Oelvens, als vermeintlichen Verfassers des Vaticiniums, auf dieses selbst übertragen, ohne daß sich eine Spur davon im Gedichte selbst entdecken ließe. Denn, in dem Hasse gegen die reformirten Einwanderer, welche übrigens nicht aus Frankreich allein herüberkamen, spricht sich nur kirchliche Intoleranz aus. Der dritte Punkt hat in unserer ganzen bisherigen Entwickelung seine Erledigung gefunden. Nur bei dem zweiten Punkte, welcher allerdings mit dem dritten auf das engste zusammenhängt, haben wir länger zu verweilen, weil er Gelegenheit giebt, die so lange mißkannte Wahrheit in Betreff des Grafen Schwarzenberg von einer bisher nicht beachteten Seite, nämlich

gerade durch den auf ihn bezogenen Vers der Lehninschen Weissagung in's Licht zu setzen. Enthielte V. 71 den Sinn und die Bedeutung, welche ihm von Schmidt beigelegt wird, (übrigens auch von Giesebrecht, a. a. O. S. 446, wenn er, Wilken beistimmend, sagt: daß der im böhmischen Exil lebende Fromm schwerlich den Oesterreich ergebenen Grafen Schwarzenberg einen servus protervus genannt haben würde), so würde dadurch allein das Hauptergebniß der bisherigen Untersuchung umgestoßen werden. Allein dem ist nicht so. Nach Cosmars rühmlichen und erfolgreichen Untersuchungen über den geschichtlichen Charakter und die Wirksamkeit des Grafen Schwarzenberg[267]) deren Resultate von vollgültigen Geschichtsschreibern anerkannt sind, haben wir unsere Leser nur auf dieses Epoche machende Werk in der brandenburgischen Geschichte zu verweisen. Zwei Punkte sind es, welche wir für unsern Zweck aus dieser Arbeit hervorheben müssen, nämlich Schwarzenberg's Verhältniß zum österreichischen Kaiserhause, und zweitens zur katholischen Restaurationsparthei. In ersterer Hinsicht ist bewiesen, daß Schwarzenberg, weit entfernt ein verrätherisches Werkzeug des kaiserlichen Hofes unter der Maske eines kurbrandenburgischen Ministers zu sein, im Gegentheil dem österreichischen Hofe überall schroff und beharrlich entgegentrat, so oft dessen Interessen mit denen Brandenburg's zusammenstießen, wie man denn die Erwerbung und Behauptung der Jülichschen Erbschaft im Jahre 1610, wider die österreichische Ansprüche und Gegenwirkungen, hauptsächlich der Energie Schwarzenberg's verdankte, was ihm kaiserlicherseits mit der Achtserklärung und Eingriffen auf sein Eigenthum belohnt wurde[268]); daß er jemals im kaiserlichen Dienste gestanden hätte, hat sich als eine reine Erfindung und Verleumdung seiner Gegner bewiesen[269]). Wenn Schwarzenberg nichts desto weniger seinen Herrn, den Kurfürsten, zu der Verbindung mit dem Kaiser zurückführte, welche unter dessen Vorgänger abgebrochen worden war, so brach er damit keine neue Bahn, sondern „lenkte nur in die alte politische Heerstraße wieder ein, welche reichs- und verfassungsmäßig und eigentlich die rechte war, von welcher sich daher das Haus Brandenburg seit Jahrhunderten fast gar nicht entfernt, ja auf welcher es seine Größe erreicht hatte.“ Wenn so lange preußische Stimmen seit den Zeiten Friedrichs des Großen dieses Verhältniß

verkannten, und in die ältern Perioden den Maßstab einer neuern Zeit unwillkürlich hineintrugen, so wird in unsern Tagen Schwarzenbergs Politik eher Lob als Tadel verdienen, zumal er sonst überall das Interesse und die Größe Kurbrandenburgs gegen die partikularen Interessen des kaiserlichen Hofes zu wahren wußte. Ich finde, daß es sogar noch während des ganzen 18. Jahrhunderts ein beliebtes Thema auf preußischen Schulen und Universitäten war, die Verdienste des Hauses Brandenburg sowohl um das Reich im Allgemeinen, als um das Erzhaus Oesterreich im Besondern durch Reden, Abhandlungen oder geschichtliche Deductionen darzulegen[270]), um so weniger konnte einem brandenburgischen Staatsmanne im 17. Jahrhunderte aus dem Festhalten an der Verbindung mit dem Kaiser ein Vorwurf des Verraths geschmiedet werden.

So wenig aber Schwarzenberg den Interessen des österreichischen Kaiserhauses auf Kosten derjenigen des Kurhauses Brandenburg jemals Vorschub leistete, ebensowenig und noch weniger zeigte er sich, obschon selbst Katholik, den Absichten und Schriften der Restauration oder Gegenreformation im Sinne der Jesuiten und ihrer Beschützer günstig, sondern arbeitete ihnen vielmehr bei allen Gelegenheiten entgegen. Gegen den feurigen Ungestüm des Pfalzgrafen von Neuburg in den Jülich-Cleveschen Landen nahm Schwarzenberg die Gerechtsame der Evangelischen nachdrücklich in Schutz, und nicht minder bot er den flüchtigen protestantischen Familien aus Böhmen, welche vor der Rache Ferdinands II. nach der Mark flüchteten, eine sichere Zuflucht. Ja, als das aus Reformirten bestehende geheime Raths-Kollegium die von kaiserlichen Sendboten begehrte Auslieferung der Verbrecher genehmigte, und, um den Sieger nicht zu reizen, selbst hilflose Weiber und Kinder nicht im Lande, selbst nicht in den kleinen Städten dulden wollte, da nahm Schwarzenberg sich solcher Unglücklichen an, und bat den Kurfürsten, ihnen den Aufenthalt zu verstatten, ja ihnen auch geringe Unterstützungen zu bieten[271]). „Er lieh, wie Cosmar sich ausdrückt, der Menschlichkeit mehr sein Ohr, als der Besorgniß, in Wien durch Beschützung der dort Verfolgten Anstoß zu geben." Nicht minder mißbilligte Schwarzenberg die Zurückforderung der ehemaligen katholischen Kirchengüter, wenn nicht als Katholik, doch als Staatsmann, und widerrieth, als der Kaiser mit dem Resti-

tutionsedikte, von den Jesuiten gedrängt, hervortrat, die Wahl eines römischen Königs, „um den despotischen Maßregeln des Hauses Oesterreich zum Vortheil der römischen Kirche nicht Vorschub zu thun.“ Kein Wunder, wenn sich Schwarzenberg durch diese Unpartheilichkeit den Haß der Jesuitischen Parthei zu Wien im höchsten Grade zuzog, so daß man ihm unter andern die Bedrückungen der katholischen Geistlichkeit im Clevecschen, als Repressalien gegen die Verfolgungen der Protestanten in dem vom Pfalzgrafen von Neuburg besetzten Theile von Jülich, wohin 1626 die Jesuiten berufen wurden, zur Last legte. Die Jesuiten und ihre Anhänger mußten schon darum vom Grafen Schwarzenberg übel denken, weil er als erster Rathgeber eines protestantischen Fürsten zur Verbreitung der katholischen Kirche in der Mark Brandenburg so gar nichts *that*, und sich auf dem Gebiete der Religion vollkommen neutral verhielt, daher er denn unter seinen Glaubensgenossen für einen lauen Katholiken, ja für einen geheimen Anhänger des Lutherthums galt[272]).

Jetzt sind wir in den Stand gesetzt, die ganze und wahre Bedeutung der in dem V. 72 der Lehninschen Weissagung enthaltenen Beschimpfung des Grafen Schwarzenberg zu verstehen und zu würdigen. Dieser Vers enthält eine ganze Apologie für den so lange verkannten und verleumdeten Staatsmann. Schon Cosmar weist unter Andern auf diesen Vers, zu Gunsten Schwarzenbergs hin[273]), aber nur um daraus den Schluß zu ziehen, daß darin höchstens die Verwaltung des Grafen angefochten werde, während von den übrigen schweren Beschuldigungen gegen Schwarzenberg, von Meuchelmord, vom Bestreben, das Kurfürstenthum an sich zu bringen, überhaupt von eigentlichen groben Verbrechen, dort noch gar nicht die Rede sei. Cosmar sah in dem Verfasser dieses Vaticiniums (dessen Entstehung er unter die Regierung des großen Kurfürsten setzt,) nur einen gemeinen Satyriker. Hätte er das Wesen der Weissagung schärfer in's Auge gefaßt, hätte er erwogen, daß es ein von Haß gegen den Protestantismus und das Haus Brandenburg erfüllter Zelot ist, welcher hier den Grafen Schwarzenberg beschimpft, so würde er nothwendig zu dem Schlusse gelangt sein, daß der Graf sich gerade das höchste Mißfallen derjenigen im Reiche zugezogen habe, zu welcher man ihn, auf Grund systematischer Verleumdungen seiner Gegner, rechnen zu müssen geglaubt

hat. Der falsche Prophet von Lehnin konnte seinem Unwillen gegen den für treu- und schamlos erachteten Schwarzenberg um so freiern Lauf lassen, als die Vorurtheile und der Haß des Volkes in den brandenburgischen Staaten ihm darin entgegenkamen. So stimmt denn die dem Grafen Schwarzenberg von dem Zeloten zugefügte Beschimpfung zu der von uns nachgewiesenen Tendenz des Ganzen vollkommen, und jede Annahme von einer Erbitterung oder Gehässigkeit des Propheten gegen die Perioden der Abhängigkeit der brandenburgischen Politik von Oesterreich, sammt allen übrigen daraus gezogenen Folgerungen, fällt von selbst.

Das eben Vorgetragene findet endlich auch seine Anwendung auf die fast gleichzeitig erschienene Schrift von O. Wolff, welcher S. 164 ebenfalls, merkwürdig genug, an der alten Mythe von Schwarzenberg festhält, wonach dieser Minister „den Interessen des Hauses Oesterreich treuer diente, als denen seines Herrn" u. s. w. Oben ist schon der seltsamen Annahme desselben Schriftstellers gedacht: daß A. Fromm nicht gewußt haben könne, daß Graf Schwarzenberg katholisch war und wie viel die Katholiken von seinem Eifer für die Kirche hofften!!

10.

Pater Friedrich Wolff.

Die voranstehende Kritik dürfte zunächst das negative Resultat hinterlassen: daß jeder Versuch, den verkappten Propheten von Lehnin mit apodiktischer Gewißheit zu entlarven, scheitern wird, so lange nicht das eigene Bekenntniß des Verfassers, und wo nicht dieses, wenigstens das unzweideutige Zeugniß eines unterrichteten, glaubwürdigen Zeugen beigebracht wird. Allein die Verfasser so bedenklicher, und unter Umständen so gefährlicher Schriften, wie die Lehninsche Weissagung, welche einem Pasquill auf das brandenburgische Regentenhaus gleichgeachtet werden konnte, pflegen sich nicht zu entdecken, und wenn schon die eigenen Zeitgenossen, oder die nächste Generation in das Geheimniß einzudringen nicht vermochten, so entfernt sich die Aussicht in diese Möglichkeit in der Folge immermehr. Wenn nichts desto weniger seit der Mitte des vorigen Jahr-

hunderts zur Ermittelung des ungenannten Verfassers verschiedene Hypothesen aufgestellt wurden, so sind wir weit entfernt, dieses Bestreben an sich zu verwerfen; nur ist es nicht zu billigen, wenn man dasjenige, was Anfangs als bloße Vermuthung und selbst als hohe Wahrscheinlichkeit hingestellt wird, unter der Hand zur Thatsache erhebt. Ein anderer Mangel ist es, wenn es einer solchen Hypothese an jeder allgemeineren historischen Grundlage fehlt, sondern irgend ein Name zu diesem Zwecke herausgegriffen wird. Das Ganze kommt dann auf einen bloßen Einfall hinaus. Beides in dieser Abhandlung zu vermeiden, ist mein Bestreben, und wenn ich es mir zum Schlusse nicht versage, über den muthmaßlichen Dichter der Lehninschen Weissagung meine Hypothese aufzustellen, so erkläre ich bald von vorn herein, daß ich von dem Anspruch weit entfernt bin, mit einem: **Vaticinii Lehninensis auctor detectus**[274]) aufzutreten. Derjenige, welcher in meinen Augen höchst wahrscheinlich die Lehninsche Weissagung, wenn nicht unmittelbar, so doch mittelbar durch seine Betheiligung und Inspiration zu Tage gefördert hat, gilt mir zuletzt — doch nur als Vertreter und Typus derjenigen Macht oder Parthei, in deren Richtung und Interesse es lag, unter den gegebenen Verhältnissen ein Produkt wie jene Weissagung ans Licht zu fördern: der österreichischen Jesuiten. Ich habe den Namen nicht gesucht, er hat sich mir selbst dargeboten, es ist der Jesuit Pater Friedrich Wolff. Keinem meiner Leser wird dieser Name unbekannt sein; es ist derselbe Pater Wolff, welcher nach der Zeit, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, durch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls dazu berufen ward, durch seinen Einfluß bei Kaiser Leopold I. zur Beförderung und Beschleunigung der Unterhandlungen über die preußische Königswürde beizutragen. Dadurch ist ihm in der preußischen Geschichte sein Andenken gesichert. Doch ist dieser seiner Zeit so berühmte Jesuit nach seiner ganzen Bedeutung und politischen Stellung nur wenig bekannt. Wir glauben nicht zuviel zu sagen, wenn wir Wolffs Stellung am kaiserlichen Hofe derjenigen vergleichen, welche der Jesuit Tellier bei Ludwig XIV. hatte, dem er in der Verbindung vielseitiger Gelehrsamkeit und Bildung mit staatsmännischer Thätigkeit, aber auch mit einem außerordentlichen Religionseifer, ähnlich war. Uns interessirt hier hauptsächlich die politische Seite seines Wirkens, im Dienste Oesterreichs; und wenngleich von dieser Seite

seines Wesens und Wirkens nur fragmentarische Berichte zu uns gelangt sind, so werden sie hinreichen, um unsere Hypothese als solche zu motiviren.

Friedrich Wolff von Ludwigshausen wurde zu Duneburg in Liefland von adeligen Eltern den 16. Oktober 1643 geboren[275]). Seine Jugend verlebte er am Hofe des Königs Johann Casimir von Polen. Bereits in seinem sechszehnten Jahre, 1659, trat er in den Orden der Gesellschaft Jesu. Er lehrte die Humaniora drei Jahre, und nachmals lange Zeit die Ethik, Metaphysik, Theologie und Scripturistik, hauptsächlich an der Universität zu Prag[276]). Er wurde Doktor und endlich emeritirter Professor der Theologie, d. h. der in zwölf Jahren einen ganzen Kursus der Theologie gelehrt hatte. Darauf gelangte er an den kaiserlichen Hof zu Wien. Wann und auf welchen Anlaß dieser für ihn so entscheidende Ruf erfolgte, finde ich nicht angegeben; nur das steht fest, daß er es verstand, das Vertrauen des Kaisers Leopold im hohen Grade zu erwerben, und sich seines Gemüths, wie kein anderer Jesuit, am Hofe zu bemächtigen, obschon er niemals sein Beichtvater gewesen ist, wozu ihn einige irrig gemacht haben. Rinck[277]) giebt ihm in der Geschichte Leopolds unter den ersten Räthen und Staatsmännern am Hofe einen Platz, indem er sagt: „Die Jesuiten sind zwar exempt von allen großen Chargen, dieser aber ist werth, daß man ihn unter die vornehmsten Minister setzet. Er war des Kaisers Vergnügung, weil sein annehmlicher Umgang diesem Potentaten manche Stunde fröhlich machte. Er war wirklicher geheimer Rath, und von einer solchen Penetration, daß sie die heilsamsten und zuverläßigsten Consilia zu geben fähig war." Häufig bedienten sich seiner „große Herren," um ihren Vortrag bei dem Kaiser beliebt zu machen. Denn, setzt Rinck hinzu, es ist kein groß Negotium seit seiner Anwesenheit in Wien geschehen, wobei er nicht Hand angelegt." Außer andern rühmlichen Eigenschaften, als einer großen Liberalität und Freigebigkeit gegen jedermann, nicht minder gegen Akatholische als Katholische, wurde noch sein ritterlicher Muth gerühmt, wovon er bei der Belagerung Wiens durch die Türken, ungeachtet seines geistlichen Standes, viele Proben gab, „wie er denn auch ein gewisses Armament auf der Donau in seiner Aufsicht und Veranstaltung gehabt". So gab Pater Wolff auch im Jahre 1685 eine zu

Warschau gedruckte Schrift heraus, um die Polen zur Fortsetzung des heiligen Krieges gegen die Türken anzufeuern[278]. Daß seinem Leben an den Höfen (denn es wurden ihm öfters Missionen an verschiedenen Höfe anvertraut) eine bei seinen Ordensgenossen häufig angetroffene, vollkommene Weltbildung entsprach, brauchte kaum bemerkt zu werden und wird von einem seiner Zeitgenossen, auf dessen Aeußerungen wir zum Schlusse zurückkommen, bestätiget. Dasselbe gilt in noch viel höherem Grade von Wolffs Religionseifer. „Ungeachtet der Wohlthaten, die er allen Religionsverwandten als ein Christ erweist, sagt Rinck a. a. O. von ihm, so ist er doch seinem Glauben so treu, daß er auf alle Wegen sucht, die Kirche mit neuen Seelen zu vermehren, wie er denn schon viel geschickte Proben deswegen abgelegt". Der Eifer zur Ausbreitung seiner Kirche, das Endziel des Ordens, dem er angehörte, bildete die Seele seines Wirkens, welche sich durch alle Handlungen seines Lebens hindurchzog. Auch sein Hauptwerk, welches ihm in Schlesien einen bleibenden Namen sichert, nämlich die Stiftung der Leopoldinischen Universität zu Breslau, im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, hatte die Katholisirung Schlesiens als leitende Idee im Hintergrunde[279].

So steht der Mann vor uns, dessen Beziehungen zu dem kurbrandenburgischen Hofe wir jetzt ins Auge fassen wollen.

Als Gesandtschaftsprediger oder Kaplan beim kaiserlichen Gesandten Baron Freitag von Gödens lebte Pater Wolff ungefähr ein Jahr, von Anfang des Jahres 1685 bis zum Frühjahr 1686 am Hofe des großen Kurfürsten zu Berlin[280]. Es ist der Zeitpunkt, in welchem das vorhin besprochene Testament des Kurfürsten in Verbindung mit dem Abschluß des zwanzigjährigen Bündnisses fällt, welches so verhängnißvoll werden sollte. Vergegenwärtigt man sich das Talent, den Charakter und die Stellung Pater Wolffs, so wird Niemand die auf ihn getroffene Wahl zur Begleitung des kaiserlichen Gesandten für zufällig halten. Nicolai, welchem wir die genauern Nachrichten über diese Verhältnisse verdanken, bemerkt ausdrücklich, daß Wolff als Gesandtschaftsprediger zugleich in politischen Angelegenheiten gebraucht wurde, wie dies, setzt er hinzu, bekanntlich sehr oft der Fall ist, wenn Mitglieder jenes Ordens Gesandtschaften begleiten. Er vermuthet, P. Wolf werde in der In-

trigue gebraucht worden sein, durch welche Freitag den damaligen Kurprinzen bewog, dem Schwiebus'schen Kreise im Geheim zu entsagen, obschon der kaiserliche Hof ihn an Brandenburg abzutreten feierlich versprochen hatte. Man braucht nur diese Vermuthung zu erweitern, und Wolffs Mitwirkung bei jenen wichtigen und von kaiserlicher Seite mit Erfolg durchgeführten Unterhandlungen für ein zwanzigjähriges Bündniß zu denken. Wäre man mit den Verhältnissen P. Wolffs zu den leitenden Persönlichkeiten am kaiserlichen Hofe genauer unterrichtet, so würden wir uns über die Richtschnur seines Handelns eine vollkommenere Vorstellung machen. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hatte nemlich der Kanzler Graf Kinski, ein Staatsmann, welcher, streng katholisch, als abgesagter Feind der evangelischen Sache und deshalb auch dem großen Kurfürsten wegen seiner Ansprüche auf Schlesien besonders feindlich geschildert wird[281]). Zu seiner Charakteristik gehört noch, daß er (nach Rinck) an den vornehmsten Höfen Spione gehalten, und, wie es heißt dabei so glücklich war, daß weder in dem Divan zu Konstantinopel, noch im geheimen Rath zu Stockholm ein Wort geredet wurde, das er nicht erfuhr. In allen Fällen stand das Wirken des Gesandten Freitag mit der Politik des Grafen Kinski in größter Harmonie, woraus der Schluß auf das Streben des Pater Wolff am berliner Hofe sich von selbst macht.

Doch nicht dieses, ich meine die direkte politische Wirksamkeit des Pater Wolff haben wir hier zu untersuchen. Der eigentliche Zweck dieser Entwickelung geht nur dahin, es möglichst anschaulich zu machen, daß wir im P. Wolff denjenigen Mann haben, auf welchen die Verfertigung eines Vaticiniums, wie die Lehninsche Weissagung, in einem viel höheren Grade von Wahrscheinlichkeit zurückgeführt werden kann, als auf jeden andern der früher vermutheten Verfasser, weil er sowohl durch seinen Beruf als Jesuit im kaiserlichen und österreichischen Dienste, als auch in seiner von uns oben geschilderten Persönlichkeit alle die Voraussetzungen und Bedingungen erfüllt, welche wir in dem vorangehenden Kapitel zum Verständniß der Genesis der Lehninschen Weissagung auseinandergesetzt haben. Der Aufenthalt eines Jahres oder darüber zu Berlin war für einen Kopf wie P. Wolff vollkommen hinreichend, nicht nur die Verhältnisse der Wirklichkeit zu durchdringen, sondern auch,

umgeben von allen damals zugänglichen literarischen Hülfsmitteln, sich in die ältere Geschichte der Mark Brandenburg, mit Beziehung auf die lokalen Verhältnisse von Berlin so einzustudiren, daß später der Verdacht auf einen Märker fallen konnte. Die Erinnerungen an die ehemalige, durch das regierende Haus Hohenzollern zerstörte Herrlichkeit und den Glanz des Clerus in der Mark konnte in einem solchen Geiste gegen diese Regenten jene Bitterkeit, jenen Haß, jene Ironie hervorrufen, welche in der Lehninschen Weissagung so hervorstechend ist. Wenn diese Stimmung gerade und allein bei dem großen Kurfürsten von einem gerechtern Gefühl überwunden wird, so erklärt sich dies nicht nur aus dem unmittelbaren Eindruck, den die große Erscheinung des Kurfürsten, auf jeden, der sich ihm nahte, machen mußte, sondern auch und hauptsächlich darauf, daß die anerkannte Toleranz, der hohe Sinn jenes Fürsten, auf seine Gesinnungen zu Gunsten des Katholicismus einen günstigeren Schluß hervorrief, als man dazu in Wahrheit Anlaß hatte. Dies wird durch eine Anekdote bekräftigt, welche sich über das Verhältniß des P. Wolff zum großen Kurfürsten, unter den Jesuiten an der Breslauer Universität, wenn auch als eine sehr unwahrscheinliche, doch merkwürdige Sage durch Tradition erhalten hat[282]). Wenn endlich es dieser P. Wolff war, welcher fünfzehn Jahre später, obgleich durch ein Mißverständniß angeregt, seinen Einfluß beim Kaiser Leopold zur Erlangung der königlichen Würde für den Kurfürsten mit Eifer und Erfolg anwandte, so wird die bisherige Ausführung gar nicht geschwächt oder gar aufgehoben; denn man muß, nach Nicolai's richtiger Bemerkung, jene Einwilligung zu Gunsten des Kurfürsten nicht sowohl für das Werk des P. Wolff als Individuum, als vielmehr für das Werk seines Ordens ansehen, welcher nichts ohne Absichten that[282]). In der fast gleichzeitigen Theilnahme an dieser Angelegenheit bei einem andern Jesuiten, nämlich dem P. Vota, ist diese Wahrheit urkundlich neuerdings dargethan worden[283]).

Daß P. Wolff als Jesuit und Gelehrter ausreichende Fähigkeit besaß, ein lateinisches Gedicht, wie das vaticinium Lehninense zu verfassen, wird nach allem, was über Bildung und Erziehung der Jesuiten bekannt ist, zu beweisen, mir gewiß erlassen sein. Dagegen verdient als eine bemerkenswerthe Thatsache angeführt zu werden, daß die erste Kenntniß und Verbreitung der Lehninschen Weissagung

durch Abschriften, welche man sich heimlich mittheilte, von Männern am Hofe und höheren Staatsbeamten ausging, und von diesen Regionen nur allmählig in die Kreise der Gelehrten herabstieg, bis einige aus diesem Kreise die Weissagung, erst stückweise, dann vollständig veröffentlichten. Dies deutet darauf hin, daß der geheime Verfasser der Weissagung länger oder kürzer am Hofe lebte, und daselbst Verbindungen unterhielt. Nach meiner Hypothese ging die Mittheilung des Vaticiniums am Berliner Hofe vielleicht nicht von ihm selbst aus, (sofern wir die Abfassung des Vaticiniums erst in den Anfang der Regierung Friedrichs III. setzen); allein er bediente sich unmittelbar oder mittelbar eines in österreichischem Solde und Interesse stehenden Organs am berliner Hofe (und man weiß, daß es wie überall damals, so auch in Berlin eine österreichische und eine französische Parthei gab, durch welche die Kanäle und geheimen Gänge durch allerlei Mittel an ihr Ziel geleitet wurden). Ich muß es denjenigen, welche mit den Persönlichkeiten am berliner Hofe gegen Ende des 17. Jahrhunderts sich näher bekannt gemacht haben, überlassen, diesen Spuren weiter nachzugehen[284]).

Was den P. Wolff betrifft, so erstreckte sich sein Aufenthalt am Berliner Hofe in keinem Falle lange über den Zeitpunkt, welchen wir vorhin näher ins Auge faßten. Er erhält nämlich im Jahre 1687 einen Ruf als Rector des Jesuiter-Collegiums zu Breslau, welchen er im November dieses Jahres annahm[285]); er blieb es bis in das Studienjahr 1691; doch machte seine häufige und längere Abwesenheit während seines Aufenthaltes am kaiserlichen Hofe in den letzten Jahren seines Rectorats die Ernennung eines Vice-Rectors nothwendig. Im Jahre 1691 trat Wolff vom Rectorat ab, wurde aber nach einigen Jahren, obwohl in Wien abwesend und ganz der Politik lebend[286]), von Neuem zum Rector bestimmt (1694) und blieb es bis zum Jahre 1697. In diese Jahre und die nächstfolgenden fällt der Glanzpunkt von Wolffs Wirken in mehrfacher Beziehung, so viel davon überhaupt ans Licht getreten ist. Dahin gehört vor Allem die Unterhandlung wegen der Anerkennung der preußischen Königswürde, behuf deren es der Kurfürst Friedrich III. nicht unter seiner Würde hielt, mit diesem Jesuiten in einen eigenhändigen Briefwechsel zu treten, wenn schon bekanntlich ein Mißverständniß dazu geführt hatte[287]). Außerdem wird zur selben Zeit

dem Pater Wolff, nächst dem Prinzen Eugen der mächtigste Einfluß auf den Entschluß des Kaisers Leopold, den Erbfolgekrieg gegen Ludwig XIV. zu unternehmen, zugeschrieben[288]). Den größten Triumph jedoch feierte Wolff durch die Errichtung der Leopoldinischen Universität zu Breslau, welche er, trotz des heftigsten Kampfes und Widerstandes des Rathes dieser Stadt, nach mehrjährigen Verhandlungen im Jahre 1702 durchsetzte, so daß diese Universität von den Gegnern recht eigentlich als sein Werk angesehen wurde[289]). Auch widmete er sich derselben von nun ab gänzlich als lebenslänglicher Kanzler und Generalis atque suprimus studiorum Praefectus[290]). Manche glaubten, daß Wolff beim Kaiser in Ungnade gefallen[291]), und in seinen neuen Wirkungskreis wie in die Verbannung geschickt worden wäre, doch Rinck bestreitet es, wenigstens mit Beziehung auf den Kaiser Leopold[292]). Hier in Breslau starb P. Wolff am 17. April 1708. In der Europäischen Fama dieses Jahres (73. Theil S. 283—285) liest man die Nachricht seines Todes, verbunden mit einer Charakteristik aus der Feder eines Protestanten in Breslau, welcher sich Wolffs Freund nennt, und eine für jene Zeit nicht eben häufige Unpartheilichkeit und Milde des Urtheils an den Tag legt. Unsere Leser werden sie daher nicht am unrechten Orte finden. „Zu Breslau, heißt es, wurde in der Mitte des Aprils der weltbekannte Jesuite, Pater Wolff, Cancellarius der Universität daselbst, von der Welt abgefordert. Jedermann weiß, was in seinem Leben vor vielfältige Urtheile von seiner Person gefället worden, und ist nicht zu zweifeln, daß dergleichen noch mehr nach seinem Tode geschehen werde, so wie einen jeden entweder die Liebe oder der Haß gegen ihn anspornen wird. Ich meinestheils habe einen guten Freund an ihm verloren; jedoch will ich deswegen nicht unterlassen, meine Gedanken über ihn ohne Partheilichkeit kürzlich zu eröffnen. Man traf ihn eben so leichtlich auf dem Postwagen, und an denen deutschen Höfen in einem Cavalierskleide an, als im Collegio auf die Jesuitermode gekleidet; jedoch dieses geschah vermuthlich nicht aus Wollust oder aus andern unrichtigen Absichten, sondern aus Begierde zur Ausbreitung seiner Religion, und aus dieser Absicht konnte er sich auch dermaßen in alle Sättel schicken, daß er keine ehrliche Gesellschaft verderbete. Er pflegte oftmals als ein tapferer Wolff mit dem Religionseifer um sich zu beißen, jedoch

wenn man ihn wiederum wacker auf den Pelz brennte oder ihm eins an ein Bein gab, so nahm er auch vorlieb, und wurde deswegen nicht ungehalten: er gebrauchte sich eines sonderlichen Vortheils, welcher darinnen bestunde, daß, wenn er mit jemanden zu thun hatte, er denselben nicht leichtlich zum Worte kommen ließ, welches jedennoch sonder Zweifel aus guter Meinung geschahe, weil er sich einbildete, er könne dasjenige, was er vor wahr hielte, denen Leuten, die eines andern Glaubens waren, nicht zu oft und zu viel sagen. Wenn er die sogenannten Ketzer allesammt in einen Sack hätte stecken können, so würde er sie nicht eher herausgelassen haben, bis sie um Quartier gebeten und den Rosenkranz angenommen hätten. Allein wer ihm dieses verargen wollte, den würde ich mit gutem Rechte vor den einfältigsten Menschen von der Welt halten. Denn ich frage alle seine Feinde, ob er dasjenige nicht habe thun dürfen, was die meisten Leute von allen andern Religionen thun würden, wenn sie nur könnten? Will uns denn nicht ein jeder mit den Haaren dazu ziehen, daß wir ihm in Glaubenssachen Compagnie leisten sollen? Hat denn nicht ein jeder einen Papst im Herzen sitzen, welcher nach dem Maaße seiner Gewalt entweder eine Zwergsgestalt oder eine rechte Mannslänge, oder eine Riesengröße hat? Werden die Leute nicht ungeduldig oder zornig, wenn wir zu ihnen sagen: Es werde ein jeder seines Glaubens leben, wenn er nur seinen Glauben durch die Liebe thätig sein lasse? Warum sollte denn dem P. Wolff dasjenige allein verboten sein, dessen sich die meisten Sektirer anmaßen, nämlich, daß sie mit denen Gewissen umgehen, wie der Wolff mit dem Schaafe. Jedoch ich werde am kürzesten davon kommen, wenn ich sage, daß P. Wolff ein braver Jesuite, und ein ehrlicher Mann gewesen[203])."

11.

Leibnitz über die Weissagungen seiner Zeit.

Mit einem Rückblick auf den Stand der historischen Kritik um die Zeit des Bekanntwerdens und, wie wir nunmehr sagen dürfen, der Entstehung der Lehninschen Weissagung eröffneten wir diese Untersuchung; zum Schlusse glauben wir nichts Zweckmäßigeres

zu thun, als zu zeigen, wie dieses Zeitalter über Prophezeihungen, Gesichte und die ganze Gruppe verwandter Zustände und Erscheinungen aus philosophischem Standpunkte urtheilte. An wen aber werden wir diese Betrachtungen fruchtbarer und sicherer knüpfen, als an den großen Geist, welcher, fast in aller Beziehung, am meisten aber als Denker und Weiser, dieses Zeitalter auf dessen höchster Höhe repräsentirt, zugleich aber doch unter die Lehrer der Menschheit für alle Zeit zu stellen ist: ich meine Leibniz, dessen Name auf diesen Blättern dem Leser so häufig begegnete.

Betrachten wir zuerst das Persönliche. Fragt Jemand, ob Leibniz von der Lehninschen Weissagung Kenntniß gehabt haben werde, so kann hieran wohl kaum gezweifelt werden. Dafür spricht sein vieljähriges Verhältniß zum brandenburgischen, später preußischen Hofe, als Freund der Kurfürstin, später Königin Sophie Charlotte, vorzüglich als Präsident der durch seine Mitwirkung gestifteten königlichen Societät der Wissenschaften, was häufige Reisen und nicht selten längeres Verweilen in Berlin mit sich führte. Mit den Berliner Gelehrten, namentlich mit den beiden: Des Vignolles und La Croze, deren Namen mit der Geschichte dieser Weissagung verknüpft sind, stand Leibniz von Hannover aus in fleißigem Briefwechsel. Von verschiedenen Seiten sind Nachrichten vorhanden, daß man sich am Hofe, noch während der Lebzeiten der Königin Sophie Charlotte mit Vermuthungen und Nachforschungen über den Ursprung der Lehninschen Weissagung befaßte. Die Meinungen scheinen schon damals darüber getheilt gewesen zu sein. Spener's Sohne zufolge hätte der Hof um das Jahr 1705 dieser Weissagung, welche sehr geheim gehalten wurde, ein großes Gewicht beigelegt, so daß man sich Gefahren aussetzte, wenn man sie verbreiten half[294]). Dahingegen hätte man die Weissagung, nach einer andern Nachricht, für das betrügerische Machtwerk eines im Dienste der zweiten Gemahlin des großen Kurfürsten stehenden Gelehrten oder Secretärs bei Hofe gehalten, zu dem Zwecke, die bevorstehende Regierung des ihr verhaßten Kurprinzen Friedrich im Voraus als eine unfähige und unglückliche anzuschwärzen[295]). So verfehlt uns auch diese Ansicht scheinen muß, so geht wenigstens so viel daraus hervor, daß, wenn die Aussage Speners überhaupt richtig war, sie nur auf einen Theil des Hofes paßte. Wie nahe

liegt es nun zu denken, daß die Königin, oder irgend ein Staatsmann und Gelehrter am Hofe, Leibnizen die Frage über die Echtheit und Natur dieser beunruhigenden, für den regierenden König jedenfalls sehr kränkenden Prophezeihung vorlegte? — Indessen ist es, mir wenigstens, nicht gelungen, in den bisher bekannt gewordenen Schriften und Briefen Leibnizens eine Spur von der Lehninschen Weissagung und ihrem wahren oder vermeintlichen Urheber zu entdecken, sei es, daß er darüber, wie über eine Art von Staats-, wenigstens Hof-Geheimniß, in Briefen sich zu äußern Bedenken trug, oder, was mir viel wahrscheinlicher dünkt, daß ihm jenes prophetische Gedicht keiner Beachtung werth schien. Dies würde auch in völliger Uebereinstimmung stehen mit denjenigen Grundsätzen und Ansichten, welche er über solche Dinge bei andern Gelegenheiten offen und deutlich an den Tag legte.

Philosophisch betrachtet, hielt Leibniz Weissagungen zukünftiger Dinge dem Begriffe nach allerdings für möglich, und aus dem innern Zusammenhange des Natur- und Weltverlaufs oder, in seiner Sprache zu reden, aus der Idee der präſtabilirten Harmonie wohl erklärlich, allein eben dieser Idee wegen glaubte er die Gabe der Weissagung als solche endlichen Geistern absprechen zu müssen, insofern der unendliche Zusammenhang der Dinge nur einem unendlichen Geiste offen liegen könne. Seine Gedanken hierüber hat Leibniz, wie so häufig, an besonders vorliegende Fälle und Beispiele geknüpft, und ihnen eine bestimmte Anwendung gegeben; der Grundgedanke ist überall derselbe. So schreibt er auf Anlaß der bekannten Auftritte der prophetischen Camisards aus den Cevennen zu London vom **19. December 1707**, an Coste (den Freund Locke's) folgendes[296]: „Wenn es wahr wäre, daß unsere Flüchtlinge aus den Cevennen Propheten wären, so wäre dieses Ereigniß meiner Hypothese über die präſtabilirte Harmonie nicht entgegen, und ihr sogar sehr conform. Ich habe immer gesagt, daß die Gegenwart mit der Zukunft schwanger sei, (**que le présent est gros de l'avenir**) und daß eine vollkommene Verbindung unter den Dingen stattfindet, wie entfernt sie von einander seien, der Art, daß derjenige, welcher hinlänglich eindringen könnte, das eine in dem andern lesen könnte. Ich würde sogar nicht demjenigen widersprechen, welcher behauptete, daß es Weltkörper im Universum gebe,

wo die Prophezeihungen gewöhnlicher sind, als in dem unsrigen, wie es vielleicht eine Welt giebt, wo die Hunde eine so gute Nase haben werden, um ihr Wildpret auf tausend Meilen zu spüren, vielleicht auch, daß es Weltkörper giebt, wo es den Schutzgeistern mehr erlaubt ist als hinieden, sich in die Handlungen der vernünftigen Geschöpfe zu mischen. Aber wenn es sich darum handelt, über dasjenige zu urtheilen, was hier in der Wirklichkeit vorfällt, so muß unser vorläufiges Urtheil auf die Gewohnheit unseres Planeten gegründet sein, wo diese Arten prophetischer Blicke sehr selten sind. Man kann nicht gerade schwören, daß es deren keine giebt, aber man könnte wohl wetten, scheint mir, daß diejenige, um welche es sich handelt, es nicht seien......"

Ausführlicher, bestimmter, und ohne jede Beimischung von Ironie sind die Betrachtungen, welche Leibniz mehrere Jahre vorher in seinem Briefwechsel mit der Herzogin Sophie von Hannover im Jahre 1691 über die merkwürdigen Visionen des Fräuleins Rosamunde von Asseburg hatte, welche glaubte, und unter ihrer Umgebung den Glauben erregte, daß sie vom Heilande unmittelbare Eingebungen erhielte[297]). Wie überall hielt der große Mann auch bei dieser räthselhaften Erscheinung zwischen dem hingebenden Wunderglauben eines Petersen und dem frivolen Spotte der Hofleute die Mitte; die ganze Erscheinung war ihm in psychologischer und moralischer Beziehung im hohen Grade merkwürdig und er erklärte sich selbst nicht abgeneigt, in der eigenthümlichen Erhöhung des Seelenlebens des Fräuleins eine göttliche Gnade anzuerkennen. „Und vielleicht, fügt er hinzu, hatten viele Heilige keine andern Gnaden. Man muß nicht glauben, daß alle Gnaden Gottes wunderbar sein müssen. Wenn er die natürlichen Anlagen unseres Geistes und die Beschaffenheit der uns umgebenden Dinge anwendet, unserm Verstande Licht zu ertheilen, oder um unserm Herzen durch Wärme wohl zu thun, so halte ich dies für eine Gnade. Jene Menge von Propheten des Volkes Israel war offenbar nicht anderer Natur. Diejenigen, welche gegen Micha prophezeihten, so gute Propheten sie sonst waren, irrten doch dieses Mal, ihr Naturel handelte in ihnen wohl wie immer, jedoch bei einem Begegnisse, wobei die Dinge der Außenwelt ihm nicht entsprachen, weil die Vorsehung Anderes angeordnet hatte. Ich fürchte, daß es diesem tugendhaften Fräulein eben so geht, wenn sie

es darauf anlegt, die Begebenheiten zu sehr zu partikularisiren, dieses wird ihr bei der Welt schaden. Indessen gestehe ich, daß die großen Propheten, d. h. diejenigen, welche uns die besondern Umstände der Zukunft lehren können, übernatürliche Gnaden haben müssen. Und unmöglich ist es, daß es einem beschränkten Geiste, so durchdringend er sei, hier gelingen könne. Eine scheinbar große Kleinigkeit kann den ganzen Lauf der allgemeinen Angelegenheiten verändern. Eine Bleikugel, welche niedrig genug fliegt, wird den Kopf eines geschickten Generals treffen und dies wird den Verlust der Schlacht herbeiführen; eine zur unrechten Zeit verzehrte Melone wird den Tod eines Königs verursachen, ein gewisser Fürst wird wegen der Nahrung, welche er den Abend zu sich genommen hatte, eine schlechte Nacht haben, dies wird ihm mißmüthige Gedanken eingeben und ihn einen heftigen Entschluß[298] über die Staatsangelegenheit fassen lassen. Ein Funke wird ein Magazin in die Luft sprengen und darüber wird man Nizza oder Belgrad verlieren. — Es giebt weder Teufel, noch Engel, welche alle diese kleinen Dinge, aus denen so große Begebenheiten entstehen, vorhersehen könnten, weil nichts so klein ist, das nicht aus einer großen Mannigfaltigkeit noch kleinerer Umstände entstünde, und diese Umstände wieder aus andern und so ins Unendliche. Die Mikroskope zeigen, daß die kleinsten Dinge reich sind an Varietäten, in Verhältniß zu den größern Dingen. Ferner haben alle Dinge im Universum eine so enge und so wunderbare Verbindung unter einander, daß nichts hier vorgeht, ohne eine unmerkliche Abhängigkeit von den Dingen, welche hunderttausend Meilen von hier entfernt sind. So hängt denn jedes besondere Ereigniß in der Natur von dem Zusammenwirken einer Unendlichkeit von Ursachen ab; oft sind die Federn gespannt wie in einem Schießgewehr, so daß das Hinzutreten der geringsten kleinen Handlung bewirkt, daß die ganze Maschine sich entladet. Folglich kann man sich keiner zukünftigen Begebenheit durch die Betrachtung der Ursachen oder aus Vorhersicht (par prevoyance) vergewissern, wenn man nicht mit einem unendlichen Geiste begabt ist. Ich spreche von den Einzelheiten, denn man braucht kein Wahrsager zu sein, um zu sagen, daß die Sonne morgen aufgehen und daß der Papst in einigen Jahren sterben wird. Man kann sogar sehr leicht ein ungewisses, aber zufälliges Ereigniß nehmen, wie z. B. ob eine Prinzessin von

einem Knaben entbunden werden werde, oder nicht. Denn weil hier nur zwei Partheien zu ergreifen sind, so ist es eben so leicht zu treffen, als zu fehlen..... Allein wenn es sich um eine Einzelheit handelt, so ist dies eine ganz andere Sache. Und da die Weissagung in der That die Geschichte der Zukunft ist[299]), so glaube ich, daß jeder Prophet, welcher uns in Wahrheit die Geschichte des herannahenden neuen Jahrhunderts geben könnte, ohne Zweifel von Gott inspirirt wäre. — — Was die Astrologie und die andern vorgeblichen Wissenschaften dieser Art betrifft, so sind es nichts wie reine Possen (**pures fariboles**). Ich erhalte so eben die Schrift: **l'Horoscope des Jésuites.** Herr Carré, ein französischer Prediger in England, hat sich die Mühe gegeben, es zu stellen, nicht etwa nach den Gestirnen, sondern nach dem Text der Apokalypse. Offenbar hat er Herrn Jurieu nachahmen wollen. Sein Raisonnement lautet wie folgt: die Jesuiten sind die Heuschrecken, welche aus dem Brunnen des Abgrunds hervorkommen. Hieran darf man nicht zweifeln, wofern man nicht für einen Anhänger des Antichrists gelten will. Nun sollen diese Heuschrecken die Menschen während fünf Monaten peinigen. Fünf Monate sind 150 Tage, den Monat zu 30 Tagen gerechnet. Prophetische Tage sind Jahre. Also müssen die Jesuiten nur 150 Jahre existiren. Der Verfasser ist ein wenig über den Anfang und die Zeit in Verlegenheit. Endlich entscheidet er sich, den Anfang in das Concilium von Trident zu setzen; da aber dieses Concil von 1545—1563 gedauert hat, so muß der Fall der Jesuiten zwischen 1695 und 1713 eintreten. Ach, die armen Leute, sie werden sämmtlich in den Brunnen des Abgrunds gestürzt werden, d. h. in die Hölle. Das gefällt mir nicht, ich liebe die tragischen Ereignisse nicht, und wünschte, daß es jedermann gut ginge...." An einem andern Orte macht uns der Philosoph auf die auch in unsern Tagen nicht eben seltene Erscheinung aufmerksam, wie mit Bezug auf Prophezeihungen, Unglaube nach der einen Seite mit Aberglauben auf der andern gepaart sein kann. Er knüpft an die treffende Bemerkung des Grafen von Schaftsbury an[300]), daß die Schwärmerei weiter gehe, als man gewöhnlich denkt, und daß es Fanatiker selbst unter den Atheisten gäbe; denn sie können eben so gut als die andern crude Einbildungen oder Visionen haben." Man kann ungläubig nach der einen und gläubig nach der andern Seite sein, wie

ein Herr du Son, ein geschickter Maschinist des Kurfürsten von der Pfalz Karl Ludwig, welcher an die Prophezeihungen des Nostradamus, aber nicht an die in der Bibel glaubte, und wie ein gewisser Jude in Holland, welcher von dem ganzen neuen Testamente nur die Apokalypse annahm, weil er den Stein der Weisen darin zu finden glaubte."

Belehrend mit Beziehung auf unsern Fall ist ein Brief Leibnizens an seinen Bruder vom Jahre 1697 über gewisse politische Prophezeihungen eines englischen Chiliasten, Namens Beverley, welche mit den damaligen Kriegen gegen Frankreich in Verbindung standen[301]. „Die Schriften des Engländers Beverley habe ich nicht gesehen, oder erinnere mich wenigstens nicht, sie gelesen zu haben, und möchte aber auch nicht das Geringste jenen Stimmen beilegen, welche über die Zukunft etwas festsetzen. Jene Prophezeihungen, welche in alten Schriften gefunden worden sein sollen, sind von denjenigen verfaßt worden, welche die alten Kriege zwischen den Franzosen und Engländern im Sinne hatten[302]. Die Erfahrung lehrt, daß alle, welche über solche Dinge etwas vorzubringen gewagt, bisher sich getäuscht haben. Diese Dinge können zuweilen ihren Nutzen haben, um das Volk durch einen sogenannten frommen Betrug zu begeistern[303]. Bei den Verständigen gelten sie so wenig, daß es vielmehr die gewisseste Art ist, Ansehen und Ruf zu untergraben, weil gründliche Beweise nicht beigebracht werden können, ohne welche ein verständiger, ja nicht einmal ein wohldenkender Mann, welcher seine Pflicht kennt, nichts behaupten wird. Ich möchte etwas Gewisseres vorhersagen, nämlich, daß wenn wir nicht in Deutschland, wie in England die Dinge in einen bessern Stand setzen, die Franzosen länger widerstehen werden als wir glauben..... Es bedarf also nicht dieser Prophezeihungen, d. h. schmeichelnder Betrügereien, sondern guter Rathschläge" u. s. w. Aus diesem Briefe erhält die auch sonst bekannte Thatsache ihre Bestätigung, daß untergeschobene Prophezeihungen, welche man in alten Manuscripten gefunden haben wollte, zu jener Zeit häufig auftauchten, und daß man ihrer auf beiden Seiten sich als eine Art von frommen Betrugs zum Besten der guten Sache schon erlauben zu können glaubte.

So geringschätzig übrigens Leibniz von Prophezeihungen mit der Tendenz, Unvorsichtige zu täuschen, welche so zu sagen ex professo

gemacht werden, urtheilte[304]), so konnten ihm prophetische Aussprüche bei Dichtern und Philosophen, welche gleich großartigen Ahnungen der Zukunft uns ansprechen, ihm ein lebhaftes Interesse einflößen. Ich erwähnte schon, daß er in seiner Jugend die Absicht hatte, eine Abhandlung über die Weissagungen weiser Männer (de vaticinio Sapientum)[305]) zu schreiben (er citirt Beispiele, berühmte Stellen der Art von Seneca, Tacitus, Machiavelli, Conring und dem preußischen Dichter Simon Dach), denen er sich anreihte[306]), indem er in seinem Lobgedicht auf den Herzog Johann Friedrich von Hannover unwillkürlich (non judicio, sed impetu animi) die künftige Größe des Hauses Hannover vorausgesagt hat, mit Beziehung auf die beiden Schlußverse des Gedichts:

> Et superi majora parent, sed talia Parcae
> Non scire mortalem prohibent, vel discere vatem.

Es war eine Anspielung an die Verse bei Virgil:

> prohibent nam talia Parcae
> Scire Helenum, farique vetat Saturnia Juno.

Es ließen sich noch so manche Aussprüche dieses großen Mannes anführen, welche aus seinem großen Blick in die Verhältnisse Europa's und ihre zukünftige Entwickelung hervorgingen. Die Stelle, wo Leibniz aus der Abnahme wahrhaft sittlicher, ehrenhafter Grundsätze in den höhern Ständen eine große europäische Revolution prophezeiht[307]), hat schon zu Anfang dieses Jahrhunderts Herders Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ist neuerdings von Gieseler am Schlusse seiner Schrift als eine noch immer zu beherzigende Wahrheit wieder vorgebracht worden. Es bedarf jedoch dieser einzelnen Beispiele wenig; jener prophetische Geist, welcher warnend und auferbauend zum Ohre der Nachwelt spricht, macht den Geist seiner Philosophie aus und ist in der inhaltsschweren Formel enthalten, welche wir bereits oben anführten: le présent est gros de l'avenir. —

12.

Text der Weissagung.

Vorbemerkungen.

Die diplomatische Seite unserer Untersuchung, die, welche das Alter und die Beschaffenheit der vorhandenen Handschriften in Betracht zieht, ist immer als wichtig anerkannt und behandelt worden, und auch sie beweist für die Echtheit der Lehninschen Weissagung nichts, dagegen alles gegen sie. Um bis auf die ältesten Urtheile und Ansichten hierüber zurückzugehen, so sah La Croze im Jahre 1697 bei einem Herrn von Schönhausen ein Exemplar des Vaticiniums, welches nach einer Bemerkung, welche er vierzehn Jahre später zu Papier brachte[308]), ihm über fünfzig Jahre alt zu sein schien. Dieses Exemplar sieht Giesebrecht[309]) als ein Autographon des angeblichen Propheten an, welches, in der offenbaren Absicht zu täuschen, vielleicht auf vergilbtem Papier mit verstellter Hand geschrieben war, wodurch La Croze, der doch sonst in solchen Dingen nicht unerfahren war, getäuscht wurde." Darüber, daß La Croze in der Annahme eines so hohen Alters der ihm gezeigten Handschrift sich täuschte, kann nach dem gewonnenen Resultate kein Zweifel obwalten; ob aber diese Handschrift ein Autographon des Verfassers war, läßt sich heute schwer ausmachen. Es wäre ja wohl der Absicht des Propheten gemäßer gewesen, seinen Autographen das künstliche Ansehen eines viel höheren Alters von mehreren hundert Jahren zu geben, um dadurch den Glauben an die Echtheit durch den Augenschein zu unterstützen. Ueberdies giebt La Croze seiner Erinnerung nicht den Werth der Gewißheit, sondern höchstens einer Vermuthung, und als solche müssen wir sie einfach dahin gestellt sein lassen.

Wenn wir Dr. Meinhold glauben, so wurde das in Lehnin aufgefundene Original zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Berlin aufbewahrt, und man konnte hier Abschriften davon erlangen. Er erzählt nämlich[310]) mit Bezugnahme auf das gelahrte Preußen von G. P. Schulz, II., 289, die Abschrift, welche dem Schulzeschen Abdruck zu Grunde lag, „sei aus dem Manuscript des verstorbenen Bürgermeisters von der Linde in Danzig genommen, dem ein vor-

nehmer Freund in Berlin einst die Erlaubniß gegeben, das in Lehnin gefundene Original zu copiren." An der angeführten Stelle liest man in Bezug hierauf wörtlich nicht mehr als folgende Worte: „Von diesem großmächtigen Hause soll in Lehnin, vormaligen märkischen Kloster, nunmehro kurfürstlichem Amt, eine Prophezeihung sein gefunden worden, welche mir, da ich in Berlin gelebt, ein vornehmer Freund hat abschreiben lassen." Also kein Wort von dem Danziger Bürgermeister von der Linde, dessen von ihm selbst verfaßter Lebenslauf zwar in dem ersten Bande desselben Werkes (S. 173—199) enthalten ist, wo aber von einem Aufenthalte des Mannes in Berlin nicht die geringste Spur gefunden wird, obwohl andere Reisen angeführt sind. Dann ist in jenen Worten nur im Allgemeinen von der Prophezeihung, welche in Lehnin gefunden sein soll, keinesweges aber von dem in Lehnin gefundenen Original die Rede, welches Linde copirt hätte, wie Meinhold glauben machen will. Sind solche willführliche Erdichtungen in unsern Tagen, gleichsam unter den Augen der Kritik, möglich, so begreift man die im Anfange dieser Untersuchung erwähnten Sagen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, deren Weise gedenkt, wornach bald das Original der Weissagung bei der Aufhebung des Klosters 1542 in vornehme Hände gerieth, bis sie der berühmte Erasmus von Seidel unter dem Kurfürsten Georg Wilhelm an sich gebracht, in dessen Familie sie als ein geheimer Schatz bis in das Zeitalter des großen Kurfürsten sich erhalten hätte: — bald aber erst von dem großen Kurfürsten oder seinem Nachfolger bei einem Besuche in dem Kloster entdeckt wurde, und zwar unter sehr geheimnißvollen Umständen, nämlich „eingegraben auf messingnen Tafeln."

Noch im 19. Jahrhundert, ja selbst in unsern Tagen, versuchen es manche Leute durch Berufung auf das sechshundertjährige Original, wenigstens eine vierhundertjährige Abschrift, welche sie in Händen gehabt und gesehen hatten, den Glauben an die Echtheit der Weissagung zu stützen. Es waltet hier aber jedesmal das eigenthümliche, ja unglückliche Schicksal ob, daß ein so theurer Schatz auf das leichtsinnigste vernachläßigt und entweder entwendet wurde oder verloren ging, und so sich jedesmal einer Untersuchung und Prüfung entzog. Auf eine Anfrage und Bitte in dem Allge-

meinen Anzeiger der Deutschen vom 10. August 1807 Nr. 212, was es mit dieser berühmten, allgemein geglaubten Weissagung eigentlich für ein Bewandtniß habe, erfolgte am 8. September desselben Jahres Nr. 241 aus Leipzig, unterschrieben M. Georg David Meier eine Erwiderung des Inhalts: „Er habe vor einigen Jahren diese so merkwürdige Urkunde auf acht Pergamentblätter sehr zierlich geschrieben gehabt, die erste Zeile mit goldenen Buchstaben und der Anfangsbuchstaben jeder Zeile roth ausgemalt. Auf der ersten Seite standen mit rothen Buchstaben die Worte: **Vaticinium Lehninense, cujus Auctor est Hermannus Monachus Lehninensis;** und darunter mit schwarzen: **Anno Domini nostri Jesu Christi CICCCCCXXXI. Burkhardus, Monachus Lehninensis.** Dieses Manuscript habe er mehrere Jahre sorgfältig aufbewahrt, bis es ihm vor nun sechs Jahren nebst einigen andern Seltenheiten, unter denen sich vorzüglich das Original eines Briefes auszeichnete, den Vitus Dietrich[311]), über das im Jahre 1419 zu Nürnberg in der Karthäuser Bibliothek aufgefundene Manuscript mit der Ueberschrift: Warnung über Deutschland und das Haus Sachsen, an **Philippus Melanchthon** geschrieben, entwendet wurde. Er habe jedoch eine neuere Abschrift dieses Vaticinii vom Jahre 1741 mit jener ältern sorgfältig verglichen und sie völlig gleichlautend gefunden. Dieses Manuscript bietet er gleicher Zeit jedem Liebhaber solcher Dinge bereitwillig an, bittet dagegen seinerseits um Auskunft über folgende zwei Fragen: 1) ob seine Vermuthung: daß das Vaticinium Lehninense im Jahre 1318 geschrieben schon einer Widerlegung unterworfen, 2) wo und auf wessen Veranlassung Nicolaus Drabicius, dessen so sehr merkwürdige Weissagungen Comenius unter dem Titel: **Lux e tenebris** herausgegeben, enthauptet wurde? Er finde zwar unter den Nachrichten von seinen Lebensumständen, daß er im Jahre 1671 enthauptet wurde, aber kein Ort angegeben wo es geschehen."

Diese Erklärung, auf welche noch jetzt nicht wenige, unter ihnen Wilhelm Meinhold, ein großes Gewicht legen, bezeichnet Gieseler S. 30 als „eine unverschämte Lüge, darauf berechnet, auf die damals in Leipzig erschienene Ausgabe aufmerksam zu machen." Faßt man sie jedoch näher und im Zusammenhange in's Auge, so löst sich unsere Entrüstung in eine heitere Stimmung auf, denn das

10

Ganze trägt unverkennbar den Stempel der Ironie gegen die abergläubische Verehrer der Lehninschen Weissagung und ist nichts als eine Mystifikation. Dies lehrt die Art, wie hier die Lehninsche Weissagung mit einer andern in Verbindung gesetzt ist, und besonders der Schluß des Artikels mit den beiden Fragen. Denn die Vermuthung, welche hier über das Alter des Vaticinium als eine ganz neue und eigenthümliche hingestellt wird, ist schon alt und, wie bereits erwähnt, von Leyser aus innern Gründen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgesprochen. Und was zweitens die Hinrichtung des Propheten Drabicius anlangt, so konnte der Einsender die Antwort in allen historischen Wörterbüchern und Biographien des Drabicius finden, daß er nämlich auf Befehl des Kaisers als Staatsverbrecher zu Preßburg in seinem 83. Jahre enthauptet wurde. Eine solche Frage mit dem größten Ernst an die gelehrte Welt gestellt, konnte eben nur im Scherz gethan werden, wenn er auch nicht von Allen verstanden wurde[312]).

Ein würdiges Seitenstück zu den erwähnten Erfindungen ist die Nachricht, welche der „geistreiche und tief religiöse" Boost, wie der mit ihm sympathisirende Pastor Meinhold ihn nennt, in seiner Ausgabe der Lehninischen Weissagung über das Original derselben gegeben hat. Hiernach wäre das Manuscript der Weissagung durch Albrecht, den jüngern Bruder des Kurfürsten von Brandenburg Joachim I., Kurfürsten von Mainz, welcher 1545 starb, nach Mainz gebracht worden und hier habe es sich unter mehreren andern Weissagungen auf der dortigen Dombibliothek gefunden, wo auch Johannes von Müller dieses Manuscript öfter betrachtet habe. Leider ist jene Bibliothek in der Belagerung von 1793 gänzlich in Rauch aufgegangen! Ob dieses Manuscript das Original selbst oder nur eine vierhundertjährige treue Abschrift desselben gewesen, dessen weiß sich der Berichterstatter nicht mehr genau zu erinnern.

Um dem Werthe und der Beschaffenheit dieser Erzählung, für welche nicht ein einziger Gewährsmann angeführt, auf den Grund zu schauen, erinnere man sich nur, daß sie mit der Erdichtung der abgeschmackten Travestie des Vaticinium Lehninense, zu welcher der Benedictiner Simon Speer den Namen hergeben mußte, im engsten Zusammenhange steht. Auf Grund dieser Combination ver-

sichert Boost (S. 304) ausdrücklich, daß das Vaticinium Lehn. nicht im Domkapitel zu Mainz blieb, sondern von daher in den Stiften und Klöstern des südlichen Deutschlands eine große Verbreitung erlangt und selbst den Benedictiner Speer angeregt habe, auch über die Geschicke seines Klosters und seines Landes prophetisch sich auszusprechen, wobei er der Verse des Bruders Herman mit einigen kleinen Veränderungen sich bediente! — Der Zusammenhang ist sehr klar. Es ist wahr, daß außerdem auch Dr. theol. Binterim dem Dr. Wener versicherte, einst ein Manuscript gesehen zu haben, das schon vierhundert Jahre alt sei und hinzufügte, ein Aehnliches hätte sich früher im Kloster Gladbach zu Bonn gefunden [313]). Wäre Dr. Binterim nicht der bekannte Führer einer Parthei, für deren Absichten und Tendenzen eine Prophezeihung, wie die Lehninsche, eine echte und göttliche sein muß, so würden wir seine Versicherungen für Scherz halten; jetzt aber können wir den Werth seiner Versicherungen nur nach demjenigen Grade der Glaubwürdigkeit bemessen, welche die öffentliche Stimme und die Urkunden zur Geschichte seines Wirkens uns gestatten [314]).

Indem ich nun diesen unfruchtbaren Boden der Sagen und Erdichtungen verlasse und zu den vorhandenen Handschriften oder Abschriften übergehe, welche den verschiedenen Ausgaben der Lehninschen Weissagung zu Grunde liegen, werde ich mich um so kürzer fassen, als ich im wesentlichen mich auf die Vorarbeit des Professor Giesebrecht beziehen darf. Derselben liegen die vier Handschriften der Königlichen Bibliothek und eine des geheimen Staatsarchivs zu Berlin zu Grunde. Jene sind die ältesten, welche bekannt worden sind, und gehören der Schrift nach dem Anfange des vorigen Jahrhunderts an. Keine von ihnen ist mithin als die Urschrift anzusehen, welche ohne Zweifel längst als verschollen anzusehen ist. Ehemals bewahrte das geheime Staatsarchiv eine Handschrift der Weissagung, welche 1796 daraus genommen wurde, um dem Könige Friedrich Wilhelm II. vorgelegt zu werden; sie ist nicht mehr zurückgegeben und spurlos verschwunden. Im Jahre 1821 erwarb das Archiv aus dem Kindlingerschen Nachlaß eine andere Handschrift, welche von den der Königlichen Bibliothek vielfach abweicht. Die nähere Beschreibung dieser Handschrift lese man bei Giesebrecht nach. In der von ihm gegebenen „Uebersicht der abweichenden Lesearten des Vaticinium

Lehninense nach den fünf Berliner Handschriften"[315]) sind die beiden ältesten der Handschriften der Bibliothek mit A. und a. und die beiden andern mit B. und b., die Handschrift des Archivs mit C. bezeichnet, wobei der von dem jüngern Wilken früher nach den Handschriften der königlichen Bibliothek entworfene Text[316]) zu Grunde gelegt ist. Ich habe in dem nachstehenden Abdruck des Vaticinium diesen Text beibehalten und zu den von Giesebrecht mitgetheilten Varianten der fünf Berliner Handschriften die einer Breslauer Abschrift (der Königlichen Universitäts-Bibliothek gehörig)[317]) und die der in dem Archive zu Dillenburg aufbewahrten Nassauischen Abschrift[318]) unter der Bezeichnung: e und f unter dem Texte hinzugefügt. Von den Berliner Handschriften sind zwei unvollständig, indem B mit v. 84 und C mit v. 92 abbricht. Da es hauptsächlich darauf ankam, die Varianten der Handschriften festzustellen, so sind die der verschiedenen Ausgaben, bei denen so manche Willkühr unterlief, nur sehr spärlich und der Vergleichung wegen hineingezogen worden. Wünschenswerth bleibt es, daß sämmtliche in den Archiven und öffentlichen wie Privatbibliotheken Deutschlands befindlichen Abschriften der Lehninschen Weissagung nach ihren Eigenthümlichkeiten bekannt, und an passendem Orte (z. B. im Serapeum) in möglichst vollständiger Uebersicht zusammengestellt würden. Erst dann wird ein den Regeln philologischer Kritik gemäß festgestellter Text des Vaticinium Lehninense mit Berücksichtigung der mannigfachen Ausgaben möglich sein.

Bei der dem Texte beigegebenen Uebersetzung habe ich, mit vollem Verzicht auf Eleganz der Ausdrücke und Wendungen, die möglichst treue und wörtliche Uebertragung des Sinnes erstrebt, und namentlich vermieden, eine bestimmte Auslegung in die Uebersetzung hineinzulegen, wodurch nur der Freiheit der Leser Eintrag geschehen würde. Wie wenn z. B. O. Wolff das Wort sors in v. 91 mit Weissagung wiedergiebt, weil nach seinem Dafürhalten darin eine Anspielung auf die „durch Flörke bekannt gewordene, ältere Lehninsche Weissagung liegt," (S. 171) welches jedoch auf einen oben nachgewiesenen Irrthum beruht. Die hinzugefügten Anmerkungen sind sehr kurz, um dem Leser nur einigermaßen zu Hülfe zu kommen; die schwierigsten und bedeutendsten Stellen sind im Laufe der Untersuchung ohnehin zur Sprache gekommen. Den

gründlichsten historischen Kommentar über die älteren Perioden der Weissagung dürfte der Leser in D. Wolffs Abhandlung antreffen. Mehreres, namentlich in dem letzten Theile der Weissagung (welche in der That eine ist, nämlich von Kurfürst Friedrich III. an), wird immer sehr mannigfacher und abweichender Auslegungen unterworfen bleiben; darauf kommt auch im Wesentlichen wenig an. Man suche hier nur nicht überall ganz klare und deutliche Intentionen; ein starker Grad von Dunkelheit, Zweideutigkeit und selbst Widersprüche liegen einmal in der allgemeinen Natur solcher Prophezeihungen:

Denn ein vollkommener Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.



Nunc tibi cum cura, Lehnin! cano fata futura,
Quae mihi monstravit Dominus, qui cuncta creavit.
Nam licet insigni sicut sol splendeas igni,
Et vitam totam nunc degas summe devotam
5 Abundentque rite tranquillae commoda vitae;
Tempus erit tandem, quod te non cernet eandem,
Imo vix ullam, sed si bene dixero, nullam.
Quae te fundavit gens, haec te semper amavit.
Hac pereunte peris, nec mater amabilis eris.
10 Et nunc absque mora propinquat flebilis hora,
Qua stirps Othonis, nostrae decus regionis,
Magno ruit fato, nullo superstite nato.

---

1. Nunc tibi cum Chorin (C). Nunc ego cum cura (f). tibi cano futura (f).
3. splendidus, corrigirt: splendeas (B) sol nunc splendes in igni (C) sicuti sol splendet in igni (e. und f.) f. hat hier als Correctur: splendescas, sol velut igni.
4. degas nunc (C).
5. abundentque tuae (e. f).
6. cernit. Späters Corr.: quo te non cernet. (A und e) quo non te cernit (B), quo non te cernet, (b) quo te non cernis (C. und f. mit der Corr. quod-cernit.)
7. aut si (A. B. b.) sed si, durchstrichen und darüber: etsi (a). et si (C) sed prope, corr. si bene (f).
8. stirps, von andrer Hand corr.: gens (A. B.) stirps (b).
10. mora properat tibi flebilis (C). Et nunc sine (corr.: absque) mora propinquat stabilis (corr.: flebilis) hora; stabilis offenbarer Schreibfehler (Friedemann).
11. nostrae terris regionis. Später Corr.: terrae (A). terris, corr.: lumen (a) terrae, corr.: decus (B. b.). nostrae terrae regionis. (f) Der Vers fehlt in C und in e.
12. magno rues fato (C. f. mit der Corr.: magna ruit.)

Tuncque cadis primum, sed nondum venis ad imum.
Interea diris angetur Marchia miris.
15 Nam domus Ottonum fiet spelunca Leonum.
Ac erit extrusus vero de sanguine fusus,
Quando peregrini venient ad claustra Chorini.
Cerbereos fastus mox tollit Caesaris astus,
Sed parum tuto gaudebit Marchia scuto.
20 Regalis rursum Leo tendit ad altera cursum,
Nec Dominos veros haec terra videbit et heros.
Omnia turbabunt rectores damnaque dabunt.
Nobilitas dives vexabit undique cives,
Raptabit clerum, nullo discrimine rerum,
25 Et facient isti, quod factum tempore Christi,
Corpora multorum vendentur contra decorum.
Ne penitus desit tibi qui, mea Marchia, práesit,
Ex humili surgis, binis nunc inclyte Burgis,
Accendisque facem, jactando nomine pacem,

---

13. Tumque (b. f.) cades (C. F.).
14. augetur, corr. angetur (a), augetur (C) curis corr.: miris (B), miris, daneben: (curis) (b).
15. Nunc Domus Ottonum fiet sepultura Leonum (C).
16. exclusus. Spätere Corr.: extrusus (A). Et erit extrusus (e).
17. veniunt. Spätere Corr.: venient (A). veniunt (corr.: veniunt ad claustra Corini (corr.: Chorini) (f).
18. tollit, corr.: tollent (f) tollet (e).
19. Nec parum (C). versus 19—21 sind in folgender Ordnung gesetzt: 21. 19. 20. (C).
20. tendet (a. b. e.) tendet ad aethera, am Rande: aetera, durchstrichen (B). Leo fehlt und: tendet ad aethera sursum (C). tendet ad aethera (corr.: altera) cursum (f).
21. videbit, corr.: habebit (f).
25. Der Vers fehlt in A. isti ad factum und nach v. 26. (C).
27. Nec nimis desit (B. b.). In B. überschrieben: Ne.
28. inclyta (A. C.). bonis, corr.: binis (f). inclyte liest auch die Breslauer Handschrift (e), ist also in dem vorliegenden Abdruck des jüngern Wilken für keinen bloßen Druckfehler zu halten. Inclyte ist ohne Zweifel die rechte Lesart, indem hier nicht die Mark, sondern der Kurfürst Friedrich I., Burggraf von Nürnberg, angeredet wird. Weise liest zwar (p. 112) inclyta, übersetzt aber: „der nun zwei Burgen führest u. s. w."
29. Accendis facem (b).

30 Dumque lupos necas, ovibus praecordia secas.
Dico tibi verum: tua stirps longaeva dierum
Imperiis parvis patriis dominabitur arvis,
Donec prostrati fuerint, qui tunc honorati
Urbes vastabant, dominos regnare vetabant.
35 Succedit patri tollens privilegia fratri,
Nec faciet bustum, non justum credere justum.
Defesso bellis variis sortisque procellis
Mox frater sortis succedit tempore mortis.
Fortis et ille quidem, sed vir vanissimus idem.
40 Dum cogitat montem, vix potest scandere pontem.
En! acuit enses: miseri vos o Lehninenses!
Quid curet fratres, qui vult exscindere patres!

---

31. longiqua dierum und verum wiederholt (B). Der Vers fehlt (C).
32. Imperii parvis spatiis dominaberis (C). (Friedemann zeigt in v. 31 — 32 Anklänge aus Virg. Aen I., 285: victis dominabitur Argis. III, 97. Domus Aeneae cunctis dominabitur oris. VI, 66. genus longa nostrum dominabitur Alba.)
33. nunc (C. e.).
34. vastabunt, vetabunt (f); offenbar ein Schreibfehler.
35. Succedit, corr.: succedis (f).
36. bustum justum non credere justum (B. b.). Non (corr.: nec) faciet bustum, nec fuscum (justum) credere justum. (vergl. die Anmerkung Friedemanns zu dieser Lesart).
37. Defessus variis bellis (C). Defessus (corr.: defesso) bellis variis fortisque (corr.: sortisque) (f).
38. sortis (corr. fortis) martis (corr.: mortis) (f).
39. Fortis ille (C).
40. Potes (B). Scandere vult montes, nequeat cum scandere pontes (C) vix posset (e). Gieseler hält die Lesart von C. für die ursprüngliche (a. a. O. S. 54). Man könnte umgekehrt gerade sie für eine stilistische Verbesserung halten, da das doppelte scandere eine echt rhetorische Wirkung macht. Die Handschrift C ist voll solcher Verbesserungen.
41. acuet (B. b.) vos Lehninenses (a. B. b.) o vos Lehninenses (e). Et (corr.: en) acuit enses; miseri o vos o (f).
42. matres, überschr. Patres (B). fratres, überschr. patres. Schluß des Verses: patres, überschr. matres (b). Quid curat Patres, qui vult excidere fratres (C). Quid curet fratres qui vult excidere (exscindere) patres! (f).

Alter ab hoc Martem scit ludificare per artem.
Auspicium natis hic praebet felicitatis,
45 Quod dum servatur, ingens fortuna paratur.
Hujus erunt nati conformi sorte beati.
Inferet at tristem patriae tunc femina pestem,
Femina serpentis tabe contacta recentis.
Hoc et ad undenum durabit stemma venenum.
50 Et nunc is prodit, qui te, Lehnin! nimis odit,
Dividit ut culter, atheus, scortator, adulter.
Ecclesiam vastat, bona religiosa subhastat.
Ite meus populus! protector est tibi nullus,
Hora donec veniet, nova qua restitutio fiet.
55 Filius amentis probat instituta parentis.
Insipiens totus, hinc audit vulgo devotus;
Nec sat severus, hinc dicitur optimus herus.
Huic datur ex genere quinos qualis ipse videre.

---

43. Alter ad, am Rande: forte ab (A).
45. tum (a) Quo dum (C).
46. Sequentis Nati sunt pari Sorte (C). erant, corr.; erunt (f).
47. Inseret (A) Inseret, corr. inferet (a. b.) ad (a). tunc (e) Infert (corr.: inferet) at (corr.: ad). nunc (corr.: tunc) (f).
48. contracta (C). tabe, corr.: labe, contacta, corr.: confecta (f). Der Vers fehlt in (e).
49. Hoc ad (C). Hoc ad, corr.: Hoc et ad (f).
50. Et tunc (B. b.)
52. Ecclesias (C).
53. Heus meus (B) Heu meus (b). Te, corr.: ite; est, corr.: adest (f). Ite erinnert, nach Friedemann, an Virg. Ecl. I, 75. Ite, meae, felix quondam pecus, ite capellae. vgl. Ecl. X, 77. VII, 44. Aen. VI, 836.
54. nova fehlt (A).
56. hic audit (B). Severus totus tamen audit (C).
57. hic dicitur (B).
58. qui nos. Später corr.: quinos (A). qui hos, corr.: qui nos (a). qui vos, corr.: qui nos (B) qui nos (b) genere, sed non qualis (C) qui nos (e). Huic (corr.: Hinc) datur in (corr.: ex) genere qui non (corr.: quin os, qui nos). (f. ein Druckfehler ist hier v. 53 statt 58. Friedemann entscheidet sich für qui non, allein quinos entspricht dem durchgehenden Bestreben des Dichters, epigrammatisch mit wenigem viel zu sagen. Weise liest sogar quinque, was keine der bekannten Handschriften bietet; jedenfalls eine Verschlechterung von quinos.

Anno funesto vitam loco linquit honesto.
60 Postulat hinc turbae praeponi natus in urbe.
Spe caeteri sobolem, fovet hic formidine prolem.
Quod timet obscurum, certo tamen ecce futurum.
Forma rerum nova mox fit patiente Jehova.
Mille scatet naevis, cujus duratio brevis.
65 Multa per edictum, sed turbans plura per ictum.
Quae tamen in pejus mutantur jussibus ejus,
In melius fato converti posse putato.
Post patrem natus est princeps Marchionatus.
Ingenio multos non vivere sinit inultos.
70 Dum nimium credit, miserum pecus lupus edit,
Et sequitur servus Domini mox fata protervus.
Tunc veniunt quibus a Burgis nomina tribus.
Et crescit latus sub magno principe status.
Securitas gentis est fortitudo regentis.

---

59. vitam linquit loco honesto. B. b. Modo funesto vitam loco claudit honesto (C).
60. Postulant tunc turbae proponi (B. b.) hinc überschr. (B). Der Vers fehlt in C. proponit, Schreibfehler für proponi (f).
61. Spe caeterum (B. b.) Sobolem tenet hic (C). celebri, wohl nur verschrieben für ceteri (f).
62. quae, corr.: quod (f).
63. nova veniet patiente (C).
64. scatens (C).
65. turbans multa (B. b.) per victum überschr. ictum (b) turbat (C).
66. pestibus, darüber: passibus (beides mit Bleistift). (a). passibus (C).
67. putabo, Fehler für putato (f).
68. natus Princeps et Marchionatus (C). princeps est (durch 2, 1 über der Zeile angegeben) (f).
69. multos qui vivere. (A. b.) multos non sinit vivere (a) qui vivere, corr.: non (B), non sinit esse (corr.: vivere) inultos. (f) Gieseler, nach der Ausgabe von 1808: ingenio nullos non vivere sinit inultos.
70. cupit, überschrieben: lupus (b). lupus pecus (durch 2, 1 angegeben) (f).
71. mox, am Rande: post forte (A), post (B. b.) Exsequitur (C). Exsequitur (corr.: et sequitur). facta (corr.: fata) (f).
72. Tunc venient quibus de Burgis (C). Tunc venient (corr.: veniunt) quibus de burgis (f).
73. magno sub principe. (B. b.) Magnus sub Principe (C).
74. gentis et fortitudo. (A. B. b.)

75 Sed nil juvabit prudentia, quando cubabit.
Qui successor erit, patris haud vestigia terit.
Orate fratres! lacrymis haud parcite matres!
Fallit in hoc nomen, laeti regiminis omen.
Nil superest boni, veteres migrate coloni!
80 Et jacet exstinctus foris quassatus et intus.
Mox juvenis fremit, dum magna puerpera gemit.
Sed quis turbatum poterit refingere statum!
Vexilla tanget, sed fata crudelia planget.
Flantibus hic austris vult vitam credere claustris.
85 Qui sequitur, pravos imitatur pessimus avos.
Non robur menti, non adsunt numina genti.
Cujus opem petit, contrarius hic sibi stetit.
Et perit in undis, dum miscet summa profundis.
Natus florebit, quod non sperasset, habebit,
90 Sed populus tristis flebit temporibus istis,
Nam sortis mirae videntur fata venire,
Et princeps nescit, quod nova potentia crescit.
Tandem sceptra gerit, qui stemmatis ultimus erit.

---

75. Sed nihil. (A. B. b.)
76. patris, corr.: hujus. (f.)
77. non parcite. A. a. C. ne parcite. B. non, corr.: nec. (f.)
78. Faciet (später corr.: fallit) A. boni (corr.: laeti).
79. folgt nach v. 80 in C.
80. foras. Später corr.: foris. Sed jacet. C. grassatus (corr.: quassatus) (f).
81. Dum juvenis fremit, tunc magna. C. cum magna (f).
82. refigere. Später corr.: restinguere. A. rexstingere corr.: refingere. b. restringere. C. turbatum, corr.: turbarum. (f.)
83. vexillum. A. a. C. c. f. schon durch die Mehrheit der Handschriften als die richtige Lesart anzusehen. In A. später corr.: vexilla.
84. Flantibus hic austris. B. b. sic austris C. hic (corr.: his) austris. degere (corr.: credere) f. hinc, die Ausgabe von 1808, und nach ihr Gieseler.
85. pravus imitatur pessimos. a. Successor pravos. (C.)
86. Non robur est menti nec. (C.)
88. undis qui miscuit ima profundis. C. cum (corr.: dum) (f).
90. Der Vers fehlt in C.
91. Nec, corr.: nam. b. magna (corr.: nova) (f).

Israël infandum scelus audet morte piandum.
95 Et pastor gregem recipit, Germania regem.
Marchia cunctorum penitus oblita malorum,
Ipsa suos audet fovere, nec advena gaudet,
Priscaque Lehnini surgent et tecta Chorini,
Et veteri more clerus splendescit honore,
100 Nec lupus nobili plus insidiatur ovili.

---

94. nefandum. (a. e.) Hic et nefandum. corr.: Israel infandum. (f.)
95. Ut Papa, corr.: Et pastor. (f.)
98. surgunt. (A. a.) arguunt, corr.: surgunt. (b.)
99. splendescet. (b.)

(Uebersetzung.)

Jetzt, Lehnin[319]) singe ich Dir sorglich Deine künftigen Geschicke,
Welche der Herr, der Alles erschaffen, mir gezeigt hat.
Denn obgleich Du, wie die Sonne, in herrlichem Feuer glänzest,
Und das ganze Leben jetzt höchst andächtig zubringst,
5 Auch die Vortheile eines ruhigen Lebens mit Recht im Ueberfluß genießest,
So wird endlich eine Zeit kommen, da Du Dich nicht als dieselbe erblickest,
Ja kaum als irgend eine, sondern, wenn ich mich richtig ausdrücke, als keine.
Das Geschlecht, welches Dich gegründet, hat Dich immer geliebt[320]),
Wenn dies untergeht, gehst auch Du unter und wirst keine liebenswerthe Mutter mehr sein[321]).
10 Und jetzt nahet ohne Verzug die beweinenswerthe Stunde,
In welcher der Stamm Otto's[322]), die Zierde unseres Landes,
Durch ein schweres Verhängniß dahinstürzt, indem kein Sohn übrig ist.
Und jetzt fällst Du zum ersten Male, allein noch kommst Du nicht auf den Grund.
Inzwischen wird die Mark durch unbeschreibliche Drangsale geängstigt werden.
15 Denn das Haus der Ottonen wird zu einer Höhle der Löwen[323]).
Und ausgeschlossen wird der aus echtem Blute Geborene,
Wann die Fremden zu den Wohnungen Chorins kommen werden.
Des Cerberus Stolz wird durch die List des Kaisers entfernt[324]),

Aber die Mark wird sich eines wenig sichern Schildes erfreuen.
20 Der königliche Löwe richtet wieder nach andern Seiten seinen Lauf,
Und nicht seine wahren Herren und Besitzer wird dieses Land sehen[325],
Alles werden die Stadthalter verwirren und Schaden anrichten.
Der reiche Adel wird überall die Bürger plagen,
Er wird die Geistlichkeit berauben ohne einen Unterschied zu machen
25 Und diese werden es machen, wie es zur Zeit Christi geschehen:
Die Leiber Vieler werden verkauft werden wider die Schicklichkeit.
Damit Dir, meine Mark, ein Herrscher nicht ganz fehle
So steigst Du aus der Niedrigkeit, der Du jetzt durch zwei Burgen bekannt bist[326],
Und zündest die Kriegesfackel an, indem Du mit dem Namen den Frieden rühmst,
30 Und während Du die Wölfe tödtest, zerschneidest Du die Brust den Schafen.
Ich sage Dir die Wahrheit, Dein lange Zeit dauernder Stamm
Wird mit geringer Macht die väterlichen Gefilde beherrschen,
Bis diejenigen danieder geworfen sind, welche, damals geehrt,
Die Städte verwüsteten und die Herrn nicht herrschen ließen.
35 Der auf den Vater folgt, nimmt dem Bruder sein Vorrecht[327],
Auch das Grab wird nicht machen, daß man das Unrecht für Recht hält.
Ihm, dem durch mancherlei Kriege und Stürme des Schicksals ermüdeten,
Folgt bald der tapfere Bruder zur Zeit des Todes[328],
Ein tapferer zwar, aber zugleich ein sehr eitler Mann[329],
40 Den Berg will er ersteigen, da er nicht einmal die Brücke besteigen kann[330].
Siehe er schärft die Schwerdter, o ihr armen Lehniner!
Was kümmert der sich um die Brüder, welcher die Väter ausrotten will![331]
Der Nächste nach ihm weiß den Kriegsgott durch Kunst zu verhöhnen[332].

Ein Glück verheißendes Anzeichen verleihet dieser den Söhnen [333])
45 Und so lange dieses bewahrt wird, wird ein großes Glück bereitet.
Seine Söhne werden durch ein ähnliches Loos beglückt sein [334]).
Aber ein trauriges Verderben wird alsdann ein Weib in das Vaterland bringen [335]).
Ein Weib, angesteckt von der Pest der neuen Schlange.
Dieser Gift-Stamm wird bis zum Eilften dauern.
50 Und jetzt tritt der hervor, welcher Dich Lehnin allzusehr haßt [336])
Dich theilt wie ein Messer, der Gottlose, Hurer und Ehebrecher,
Die Kirche verwüstet er, die geistlichen Güter versteigert er.
Gehe mein Volk, du hast keinen Beschützer,
Bis die Stunde kommen wird, da eine neue Wiederherstellung erfolgen wird.
55 Der Sohn des Unsinnigen billigt die Einrichtungen seines Vaters [337]),
Unverständig ganz und gar, heißt er doch beim Volke der Fromme;
Auch ist er nicht streng genug, daher heißt er der beste Herr.
Diesem wird es gewährt, aus seinem Geschlechte fünf seines Gleichen zu sehen [338]).
In einem Trauerjahre stirbt er an einem vornehmen Ort [339]).
60 Darauf verlangt der Menge vorgesetzt zu werden der in der Stadt Geborene [340]).
In Hoffnung hegen die Uebrigen ihre Nachkommen, dieser seine Kinder in Furcht [341]).
Was er dunkel fürchtet, gewiß wird es doch künftig geschehen [342]).
Eine neue Gestalt der Dinge tritt bald ein durch Zulassung Jehova's.
Von tausend Gebrechen ist er erfüllt, er, dessen Dauer kurz ist [343]).
65 Vieles verwirrend durch ein Edikt, noch Mehreres durch einen Schlag [344]),
Doch was durch seine Befehle zum Schlechtern sich ändert,
Das, glaube nur, wird durch das Geschick zum Bessern gewendet werden können.

Nach dem Vater ist der Sohn Fürst der Markgrafschaft[345]),
Nicht Viele läßt er nach ihrem Sinne ungestraft leben.
70 Während er zuviel traut, frißt der Wolf die elende Heerde,
Und der übermüthige Diener folgt bald im Tode seinem Herrn[346]).
Dann werden kommen, welche von drei Burgen den Namen haben[347])
Und weit wächst unter dem großen Fürsten der Staat,
Die Sicherheit des Volkes und die Macht des Herrschers.
75 Aber nichts wird es nützen, wann die Klugheit zur Ruhe geht.
Welcher Nachfolger sein wird, tritt nicht in die Fußtapfen des Vaters.
Betet ihr Brüder, schonet nicht der Thränen ihr Mütter,
In diesem täuscht der Name, die Vorbedeutung einer fröhlichen Regierung.
Nichts Gutes bleibt übrig, wandert aus ihr alten Ansiedler!
80 Und er liegt getödtet, von außen und innen zerschlagen.
Bald brauset ein Jüngling, indem die große Gebärerin seufzt.
Aber wer wird den zerrütteten Staat wieder herstellen können?
Das Banner wird er ergreifen, aber grausame Schicksale beklagen,
Wenn dann der Südwind wehet, will er sein Leben der Festung anvertrauen.
85 Der, welcher folgt, der Schlechteste, ahmt nach den schlechten Ahnen.
Dem Geiste fehlt die Kraft, dem Hause steht Gott nicht bei.
Dessen Hülfe er sucht, der steht ihm feindlich entgegen.
Und in den Wellen kommt er um, der das Oberste zu Unterst kehret.
Der Sohn wird blühen, was er nicht hoffen durfte, wird er haben.
90 Aber das Volk wird traurig in jenen Zeiten weinen.
Denn Schicksale wunderbarer Art scheinen zu kommen,
Und der Fürst weiß nicht, daß eine neue Macht heranwächst.
Endlich führet den Scepter, welcher der Letzte des Stammes sein wird.
Israel wagt einen verruchten Frevel, der durch den Tod zu büßen ist.

95 Und der Hirt erhält die Heerde wieder, Deutschland den König.
Die Mark, an alle ihre Uebel gänzlich vergessend,
Wagt es, die Ihrigen selbst zu pflegen und nicht mehr freut
sich der Fremdling.
Und die alten Dächer von Lehnin und Chorin erheben sich
wieder
Und nach alter Sitte glänzt der Clerus in Ehre,
100 Auch stellt nicht mehr der Wolf dem edlen Schafstall nach.

Anmerkungen.

1) L. Clarus, in der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen Uebersetzung von Barthol. Holzhausers Lebensgeschichte und Gesichte. Regensburg 1847. S. IX. — Meine Arbeit war bereits vollendet und die ersten Bogen gedruckt, als ich mit der umfassenden Schrift von Otto Wolff (Pastor und Superintendenten in Grünberg): „Die berühmte Lehninsche Weissagung über die Schicksale der Mark Brandenburg und des Hauses Hohenzollern, deren Entstehung, Verfassung, Bekanntwerdung, Bedeutung und Inhalt, wie auch die darüber aufgestellten ältern und neuern Hypothesen historisch-kritisch beleuchtet, gewürdigt und erklärt. Grünberg 1850." 8.) bekannt wurde. Verglichen mit den früheren Schriften der in dieser Einleitung genannten Gelehrten übertrifft sie dieselben sämmtlich an Umfang und Gründlichkeit der Untersuchung und entwickelt mit einer reichen Quellenkenntniß einen Scharfsinn, wodurch es dem Verfasser gelungen ist, einzelne recht dankeswerthe Beiträge zur Lösung des Problems über die Echtheit des Vaticiniums zu liefern, sowie das Verständniß mehrerer dunkler und zum Theil bisher falsch verstandener Stellen des Textes glücklich zu erschließen. Doch insofern theilt der Verfasser den ältern und unzulänglichen Standpunkt als auch er über die persönliche Auffassung des merkwürdigen Gedichts sich nicht erhebt, und dasselbe als Ausfluß des kirchlichen Fanatismus und des Rachegefühls eines Einzelnen, nämlich des katholischen Convertiten Andreas Fromm ansieht, desselben, welcher schon früher als der versteckte Lehninsche Prophet hingestellt wurde, was Herr Wolff von neuem sehr nachdrücklich zu beweisen unternimmt. Bei diesem zuletzt doch erfolglosen Bestreben und überhaupt bei seinem lebendigen patriotisch-kirchlichen Eifer, welcher überall durchbricht, hat den gelehrten Verfasser sein Wissen und sein Scharfsinn nicht immer vor falschen Spuren beim Verfolgen seines Zieles geschützt; so wie es ihn andererseits verhindert hat, die allgemeinern geschichtlichen Motiven und Bedingungen der Lehninschen Weissagung aufzusuchen. Indem ich bestrebt war, das Gute und Neue dieser mit strengem Fleiß gearbeiteten Schrift zum Besten des uns gemeinsamen Zieles dankbar hervorzuheben, hielt es gleichzeitig für eben so große Pflicht, gegen die beigemischten Irrthümer mit den Mitteln der Wissenschaft zu kämpfen, da manche dieser Behauptungen oder Ansichten mit der Geschichte der Mark Brandenburg oder mit der Literaturgeschichte allzusehr zusammenhängen. Gewisse Vertheidiger der

Echtheit der Weissagung glauben viel gewonnen zu haben, wenn sie dem Gegner Fehler und Irrthümer auf seinem Gange nachweisen, als wenn dies genügte, um die eigene Behauptung positiv zu begründen. Diesen muß man die Waffen aus den Händen nehmen. Damit ist jedoch nicht gesagt, als stimmte ich allen Auslegungen oder Bemerkungen in dieser Schrift bei, über welche ich, unbeschadet der Hauptsache, stillschweigend hinweggehen zu dürfen glaubte.

2) J. C. C. Oelrichs Beiträge zur Brandenburgischen Geschichte. Berlin 1761. S. 328.

3) J. C. L. Gieseler. Die Lehninsche Weissagung gegen das Haus Hohenzollern u. s. w. Erfurt 1849. S. 22.

4) Nur eine mündliche Tradition, welche wir Gottsched im „Neuen Büchersaal" Bd. III., S. 126 verdanken, führt das Vorhandensein der Weissagung in die letzte Zeit des großen Kurfürsten hinauf.

5) Ich verweise auf die reichhaltige und gediegene Uebersicht dieser so interessanten Gattung von Schriften in Movers Artikel: „Apokryphen" und „Apokryphen-Literatur" in dem von Wetzer und Welte herausgegebenen Kirchen-Lexikon, I., S. 325—355.

6) Wachler, Handbuch der Gesch. der Lit. IV, 176. „Im 17. Jahrhundert waren die Leistungen katholischer Gelehrten (für Kirchengeschichte), besonders in Frankreich, von ungleich größerer Bedeutung als die der Protestanten."

7) Polykarp Leyser, Prof. der Poesie auf der Universität Helmstädt († 1728) schrieb: **De ficta medii aevi barbarie**, und gab darauf die noch immer nicht entbehrliche: **Historia poetarum et poematum medii aevi (Halae 1721)** heraus. Leibnizens Urtheile und Winke über die scholastische Philosophie und Theologie sind bekannt.

8) **Leibnitii opp. VI. 258. 301.** Die **Acta Sanctorum** widerlegten nämlich die bei den Carmelitern beliebte Sage, wonach der Prophet Elias der Stifter ihres Ordens gewesen wäre. Ein Gelehrter in Berlin machte über das Verbot der **Acta Sanctorum** in Spanien die Bemerkung: **Missionem in illa gente necessariam esse, si non fidei, saltem scientiae. (Ibid.)**

9) Die Schrift des Menestrier kam bald auch in einer deutschen Uebersetzung von Christian Wagner zu Leipzig 1691 heraus. (Europäischer Staatswahrsager, Bremen 1742. S. 3—4. (Henkel) **Frater Hermannus Lenin. redivivus**, Frankf. und Leipzig 1745. S. 225. ff.) Leibniz berichtete damals als eine Merkwürdigkeit an Magliabechi in Florenz, **Opp. V. 94. Sam. Andreae Marpurgensis Professor, Reformatae Religionis, quod mireris et rideas, Malachiae.. creditam Prophetiam de Papis contra Claudii Franc. Menestrerii Jesuitae censuram vindicavit.** Gfrörer, (**Prophetae veteres pseudepigraphi. Stuttgardiae 1840. Praef.**) schreibt: **Norunt ii, quibus unquam contigit, almam adire Romam, in comitiis papalibus hunc librum, quamvis spurium, anxie a Cardinalibus consuli solere; tanta est aegrorum mortalium in superstitionem proclivitas.** — (J. G. Eccard theilt übrigens in seinem **Corpus historicorum medii aevi, T. II. Lipsiae**

1723. pag. 1846—1847, unter der Ueberschrift: **Prophetiae satyricae in Papas aliquot seculi XIII. et XIV.** eine Art von Gegenstück zu den **Prophetiae Malachiae de Pontificibus Romanis** mit, welches er, **Praef. No. XIV.** in das Ende des 15. Jahrhunderts setzt. Ob und welch ein Zusammenhang zwischen diesen beiden Prophezeihungen stattfindet, verdiente näher untersucht zu werden.)

10) Die **Flores sparsae in tumulum Papissae.** Doch hatte Leibnitz bereits mehrere protestantische Gelehrte dabei zu Vorgängern: Blondellus, Conring, Bochart u. A. vgl. J. Chr. de Boineburg **Epistolae ad Jo. Conr. Dietericum. Noribergae 1703. p. 181.**

11) Ich beziehe mich hiebei auf die Nachrichten Giesebrecht's über „die Handschriften des **Vaticinium Lehninense** in der K. Bibliothek und dem Geheimen Staats-Archiv zu Berlin" als Anhang zu seinem Aufsatze: „Die Weissagung von Lehnin und Ch. G. Delven" in der von W. A. Schmidt herausgegebenen Allgem. Zeitschrift für Geschichte. Bd. VI. Berlin 1846 S. 470—478. Die Handschrift A. (No. 4), welche ihm die älteste zu sein scheint, ist überschrieben: **Vaticinium B, Fratris Hermanni in Lehnin ex libro ms.** Fast ebenso eine Handschrift der Königl. und Universitäts-Bibliothek zu Breslau: **Vaticinium B. F. Hermanni Monachi in Lehnin. Ex libro Mscto.**

12) Delrichs Beiträge rc. S. 311.

13) So z. B. auch in der Leipziger Ausgabe von 1808, welcher Gieseler folgt.

14) Vgl. Val. Heinr. Schmidt, die Weissagung des Mönchs Hermann von Lehnin. Berlin 1820. S. 15. — Diese Bogen waren schon geschrieben, als mir die neue Ausgabe durch Dr. W. Meinhold (Leipzig 1849) in die Hand kam, deren Titel mit den Ausgaben von 1807 und 1819 übereinstimmt, aber noch viel präciser lautet: „Weissagung des Abtes Hermann von Lehnin um's Jahr 1234 über die Schicksale des Brandenburgischen Regentenhauses, wie über den Beruf Friedrich Wilhelms IV. zum deutschen Könige (!) u. s. w. Mit dem Doppeltitel: Das **Vaticinium Lehninense** gegen alle, auch die neuesten Angriffe gerettet, zum erstenmal (?) metrisch übersetzt und commentirt. Mit einer Ansicht des alten Klosters Lehnin nach Angelus Annalen." — Früher war Dr. Meinhold bereits mit einem Artikel über die Lehninsche Weissagung in der Neuen Preußischen Zeitung, vom 6. März 1849. Beilage No. 54 aufgetreten, den wir gleichfalls berücksichtigen.

15) S. 15 giebt Schmidt, dessen Fleiß und Zuverlässigkeit außer Frage steht, „aus dem Lehninschen Archiv, aus Gerckens Cod. dipl, aus den Schriften der Pulcawa, Buchholz, Küster, Lenz und Ludwig" folgende urkundlich ermittelte Aebte im 13. und 14. Jahrhundert: Balduin 1209. Heinrich I. 1214. Rudolf 1215 und 1216. Heinrich II. 1231. Johann I. 1258 und 1272. Heinrich III. 1273. Johann von Belitz 1290, 1307, 1309. Theodor 1310, 1321. Johann II. 1322. Hermann 1335" u. s. w. Die Reihe der Aebte, so weit sie aus den Originalurkunden zu ermitteln waren, werden bis zu dem letzten Abte Valentin, welcher kurz vor der Aufhebung des Klosters starb (1542) herabgeführt: vom ersten Abte Sebaldus (1180) an zählt man hier die

Namen von zwanzig Aebten von Lehnin. Von alle dem weiß Dr. W. Meinhold nichts und die von ihm hier an den Tag gelegte Unwissenheit, läßt sich nur mit dem Muthe, womit er gegen die urkundlich beglaubigte Geschichte auftritt, vergleichen. „Zu jener Zeit, (er citirt Gieseler) 1310 und 1321, wird Theodor als Abt von Lehnin genannt, ein Abt Herrmann kommt erst 1335 vor." „Nein, erwiedert Meinhold (in seiner Ausgabe des Vaticinium, S. 135), der damalige Abt hieß Johannes, wie aus einer Urkunde hervorgeht, ausgestellt in der Pfingstwoche 1311, im Catalogus Havelbegens. Episcoporum, in Ludewigs Reliquiae MST. Diplom. T. VIII. p. 303—4." Allein hier steht von einem Abte Johann von Lehnin und überhaupt von Lehnin nicht ein Wort. Da die Bischöfe von Havelberg in chronologischer Reihe aufgeführt sind, so ging ich weiter zurück und fand zum Jahre 1312 nur den Tod des Bischofs Johannes Felix (p. 277) angeführt. Dr. Meinhold scheint sich hier auf ein fremdes, aber falsches, Citat verlassen zu haben, wonach vielleicht der Bischof Johann von 1311 mit einem Abte Johann von Lehnin verwechselt wurde. Viel merkwürdiger ist jedoch der Zusatz des Verfassers: „Daß aber 1335 wiederum ein Abt Hermann in Lehnin vorkomme, ist von Gieseler nicht erwiesen, und leugne es schlechterdings, indem die Geschichte überall nur zwei Aebte daselbst namhaft macht, nämlich unsern Hermann (von 1234) und den obigen Johann." Und in einer Anmerkung setzt er übermüthig hinzu; „Doch ist es möglich, daß Herr Pertz neuerdings noch die Namen einiger Andern in seinem Monumenta Germaniae aufgetrieben hat."

16) Angelus Manrique, Cisterciensium Annalium a condito Cistertio. T. IV. p. 532. Der Verf. citirt erstlich die polnische Geschichte von Martin Cromerus, bei dem jedoch des Abtes von Lehnin keiner Erwähnung geschieht, darauf einen Autor aus der Sammlung von Johann Pistorius: Polonicae historicae corpus. Basileae (1582) fol. aber nicht genau. Es ist dieses: Matthias de Michovia chronica Polonorum. Die Stelle steht Tom. II. p. 90, (Lib. III., cap. 37), und lautet: Ejusdem anni (1234) kal. Februarii Bronisius de Gosczikow monasterium Cisterciens ordinis. etc. fundavit. Fratres in hoc coenobium de monasterio Lemnensi de annuentia Hermanni, abbatis Lemnen. monasterii introduxit etc. (Es ist ein Versehen, wenn Manrique dennoch die Stiftung von Paradies erst beim Jahre 1236 erzählt. Auch Jongelinus, Notitia Abbatiarum Ord. Cisterc. Colon. Agr. 1640 fol. p. 50. giebt eine falsche Jahreszahl für die Stiftung von Paradis an, nämlich 1237.) In Uebereinstimmung damit steht Joan. Dlugossi Historiae Polonicae libri XII. (Lipsiae 1711 fol. p. 653) wo nach dem Berichte der erwähnten Umstände über den Stifter von Paradies (der hier jedoch, gegen die Urkunden, irrig Dionysius statt Bronisius heißt) gelesen wird: Quos primum (sc. fratres) de monasterio Levinensi ejusdem ordinis per Hermannum, ejusdem Levinensis monasterii tunc Abbatem, mitti obtinuerat etc. Levin für Lenyn findet sich auch in dem Chronicon Pulkavae in Dobneri. Mon. hist. Boemiae III. 196., angeführt bei Ch. W. Spieker, Kirchen- und Reformations-Geschichte der Mark Brandenburg

Thl. I. Berlin 1839. S. 513, wo sogar die Etymologie angegeben ist: **Levin, quod Slavonico vocabulo Lanie vel cerva dicitur, quam conspexisse (sc. princeps) in summo perhibetur.** Die Urkunden lesen aber **Lennyn.** Auch Spieker ist die Stiftung dieser Filiale von Lehnin, des ältesten Klosters im Großherzogthum Posen, entgangen. Dieses Kloster, unweit Bemst an der Obra, wird in der Geschichte der Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen erwähnt, mit Bezug auf eine im Februar 1740 von den brandenburgischen Soldaten in dem Kloster verübten Gewaltthätigkeit, welche die Rache des Bischofs von Gnesen gegen die Protestanten in Polen und Littauen hervorrief. Als der König von Preußen im December 1740 an die schlesische Gränze rückte, glaubten Viele in Schlesien, der Zug gelte nur den Polen. (Kahlert, Breslau vor hundert Jahren. 1840. S. 11.) — Nach der Aufhebung des Klosters ist ein Schullehrer-Seminar in die Gebäude verlegt.

17) Dr. W. Meinhold zeigt in seinen Behauptungen eine große Unsicherheit und stimmt nicht mit sich selbst überein; denn in seinem Artikel über das Vatic. Lehn., Neue Preuß. Zeit. 1849, Nr. 55 (Beilage), sagt er: „Um's Jahr 1270 soll in — — Lehnin ein Cistercienser-Mönch, Namens Herman, gelebt haben, von welchem man aber kaum ein Mehreres weiß, als daß er ein frommer Mann gewesen sei" u. s. w. Später in seiner Antwort an Prof. Giesebrecht und Thrandorf, ebend. Nr. 72, wirft er zum Schlusse die Bemerkung hin: „Was übrigens den moralischen Charakter unsers Bruders Hermann anbelangt, so bitte ich darüber zu vergleichen: **Dlugossus hist. Polon. lib. VI. p. 653.**" Das ist die oben wörtlich angeführte Stelle. Dagegen heißt es wieder in seiner neuesten Schrift, S. 136: „Mehr indeß als den historischen Charakter des Mannes zu retten (Meinhold schreibt jedesmal: historischer Charakter statt: historische Existenz) vermögen wir nicht: Seine moralischen Eigenschaften &c. sind uns nur durch die Tradition erhalten!"

18) S. **Codex diplomaticus majoris Poloniae collectus a Cas. Raczyński, ed. Ed. Raczynski. Posnaniae 1840. 4. No. VI., p. 10: „Paulus episcopus poznaniensis confirmat fundationem monasterii paradisiensis." De anno 1234. (Ex originali.)** Hier heißt es **p. 11: . . „quod vir nobilis Bronisius Comes obtulit . . . ad opus monasterii construendi, et Domino HENRICO abbati de Lenin cum Fratribus suis contulit" etc. No. VIII. p. 13: „Vladislaus dux Poloniae recipit in tutelam homines abbatis de Paradyso." De anno 1235. (Ex originali.)** Zum Schlusse sind als Zeugen angeführt: **„testibus adhibitis, quorum nomina sunt haec: HENRICUS abbas de Lenin, Balduinus decanus gneznensis" etc.** Dagegen steht in **No. III. p. 7 de anno 1234** blos: **„domino H. Abbati dē Lennyn . . contulit."** Der Volksname des Klosters war **Gostichovo** oder **Gosdzykowo.** Die Originalurkunden werden in der Bibliothek des Grafen Raczynski in Posen heute aufbewahrt. Die unrichtige Lesart **Hermannus** statt **Henricus** bei **Dlugosz** und **Matthias a Miechovia** läßt annehmen, daß sie die Urkunden entweder gar nicht vor Augen hatten, oder blos die eine mit dem unausgeschriebenen **H.**, wo sie auf **Hermannus** riethen, oder daß sie sich verlasen. Die Au-

torität der Originalurkunden stößt die secundäre der Geschichtschreiber unbedingt um. Ueber das Hereinziehen deutscher Kultur durch Kolonien deutscher Klöster in Polen während des 12. und 13. Jahrhunderts, besonders in Großpolen, vergl. R. Röpell, Geschichte Polens, I, S. 571, wo auch der Stiftung von Paradies und deren Tochter-Stiftung Priment gedacht ist.

19) Vgl. die Stiftungsurkunde von Chorin in Ph. W. Gercken, Codex diplom. Brandenb. T. I. p 392, und die Vorbemerkungen des Herausgebers. Ferner Spieker a. a. O. I, S. 211. „Den Namen Chorin erhält das Kloster zuerst im Jahre 1272 in einer Urkunde von Otto V." rc. — Auf diesen Punkt macht auch Otto Wolff aufmerksam. (S. 27—28.) Ein anderes, von ihm hervorgehobenes Argument, daß nemlich das Gedicht nicht in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden sein könne, liegt darin: daß V. 2—3, worin von dem Ueberflusse an Bequemlichkeiten eines ruhigen, friedlichen Lebens die Rede ist, mit den Zuständen des Klosters in jener Epoche in offenem Widerspruch stehe. Das Kloster war erst im Jahre 1272 so weit fertig geworden, daß es überhaupt eingeweiht werden konnte, und noch später viel daran gebaut wurde. Erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts wurden die Wenden, welche eine feindliche Stellung zu den Mönchen einnahmen, einigermaßen zur ersten Unterwürfigkeit gebracht. Mit einem Worte, die eigentliche Glanzperiode des Klosters begann erst im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts. (Wolff a. a. O., S. 28—33.)

20) Historia poetarum et poematum medii aevi, p. 2039. „Vixit ante anno (sic) MCCCXXII, quod ex verso decimo Vaticinii colligo etc., quod eo anno contigit, mortuis Woldemaro et Johanne IV. Electoribus."

21) Die Versicherung des Herausgebers der Weissagung von 1808, daß der Abt Johannes von Lehnin (dies wäre der von Schmidt, S. 15, angeführte Abt Johann von Belitz, welcher in den Urkunden 1299, 1307 und 1309 vorkommt) die Verse seines Vorgängers Hermann in dem Klosterarchiv im Jahre 1300 gefunden habe, beruht auf der Voraussetzung eines Abts Hermann von 1234, und läßt einen deutlichen Blick in das leichtfertige Getriebe jener Entdecker thun.

22) Schröckh, Christliche Kirchengeschichte, XXVIII, 19.

23) A. a. O., XXXIII, 192. Die ansehnliche Reihe berühmter Seherinnen des Mittelalters, mit besonderer Beziehung auf Geschichte der Physik und Medizin, findet man unter anderm in der interessanten Schrift von Chr. Friedr. Harleß: „Die Verdienste der Frauen um Naturwissenschaft und Heilkunde." Göttingen, 1830, S. 148, und über Hildegard und Brigitta im Besondern S. 138—143.

24) Manrique, Annales Cisteriens. III, 274 ad an. 1193. Simon Alnensis, conversus in monasterio Alnae, prophetiae et miraculorum spiritu clarus.

25) A. a. O. . . Vidit et ecce in eo, qui loquebatur (sc. Christus), conscientias omnium hominum tanquam in libro scriptas perspicue legit

atque exinde multos de peccatis suis monuit, multos compescuit atque ad viam salutis revocavit.

26) — Humilis laicus et penitus idiota vocatus. Manrique l. l.

27) Ich berufe mich auf die Werke von Carol. de Visch, Bibliotheca scriptorum sacri ordinis Cisterciensis. Duaci. 1694 4. und Chrys. Henriquez, Fasciculus Sanctorum ordinis Cisterciensis complectens Cisterciensium ascetarum praeclarissima gesta, libri II. Coloniae Agr. 1631. Das Kloster Lehnin hat zu dieser beträchtlichen Anzahl von gelehrten und heiligen Männern nicht einen geliefert. Im Angesicht dieser Thatsache bleibt die Behauptung F. L. Schönemann's (in seinem Fragmente einer: Historischen und diplomatischen Geschichtsbeschreibung des . . . Cistercienser-Klosters Lehnin. Berlin, 1787. 8. S. 19): „Lehnin galt indessen unter den Cistercienser-Klöstern für das gelehrteste (!) und es hat auch wirklich einige kluge und gelehrte Männer gehabt, davon ich an seinem Ort ein Mehreres anführen werde," ohne alles Gewicht. Den Beleg ist Schönemann schuldig geblieben. Was er aber unmittelbar darauf von der Bibliothek des Klosters, die er nur dem Hörensagen nach kannte, vermuthet, daß sie nemlich „nur aus Missalien, Breviarien und Evangelienbüchern bestanden haben möge," zeigt, daß er selbst den geringsten Maßstab an die Gelehrsamkeit der Lehniner Mönche gelegt hatte.

28) Besondere Beispiele vorzuführen, wird mir Jeder erlassen, der die Literatur und Poesie des 13. und 14. Jahrhunderts nur einigermaßen kennt. Doch will ich wenigstens den ersten Repräsentanten dieses Zeitalters nennen — Dante.

29) Gasp. Jongelinus, Notitia Abbatiarum Ord. Cisterciensis per orbem universum. Colon. Agr. 1640. fol. lib. IV. p. 67—69.

30) Nähere Nachrichten über Kagelwib giebt Spieker in der Kirchengeschichte der Mark Brandenburg. I. 142—145 mit den Beilagen.

31) Manrique l. l. . . Memoratur monasterium de Lenin Cisterc. Ordinis non levi Abbatis ejus causa commissa, in litteris Gregorii Papae IX. datis Viterbii undecimo Kalend. Jan. Pontificatus ipsius anno nono (ohne Angabe der Quelle).

32) l. l. II. 115. Robertus Rusca . . Malachiam . . . ob oracula quaedam seu praedictiones de summis pontificibus ad finem usque mundi successuris ab Arnaldo Wiono vulgatos — sed apochriphas (sic), ut conjectari licet, nec satis sapientes gravitatem viri, etc.

33) Im Jahre 1741 erschien zu Regensburg eine deutsche Uebersetzung der Annales Cistercienses von Manrique, durch Wilhelm I. Abt und Prälat des Cistercienser-Klosters Gottes-Zell, in 4 Theilen. Fol. Bei dem Kloster Lehnin, I. S. 161, war Gelegenheit, des neu entdeckten Propheten Herman aus dem 13. Jahrhundert wenigstens in einer Anmerkung zu denken; es steht aber nicht ein Wort mehr da, als im Original.

34) Beispiele dieser Art findet man in allen Sammlungen der Prophezeihungen früherer und jetziger Zeit, z. B. im Preußischen Wahrsager, Bremen, 1842, u. a. O.

35) Ganz unhistorisch ist es, wenn Spieker a. a. O., I. S. 147. seinen Bericht über die Lehnin'sche Weissagung, deren Echtheit er übrigens gar nicht anerkennt, mit dem Satze beginnt: „Auf seltsame Weise hat der Lehniner Mönch Herrmann, der um das Jahr 1300 lebte, einen weit verbreiteten Namen erhalten."

36) Zeitschrift für die Archive Deutschlands. I. Heft. Gotha, 1848. S. 161. mit der Aufschrift: „Zum Vaticinium Lehninense, aus einer Nassauischen Handschrift."

37) Caspar Abel's Reichs- und Staatshistorie. Leipzig, 1747. Bei Schmidt, S. 33: „alldieweil fast kein einziger Vers mit der Prosodie und Grammatik recht übereinkommt."

38) In der Histoire littéraire de la France, 12—13. Jahrhundert, werden fast überall, auch sogar in den zur Erbauung von Geistlichen aufgesetzten Schriften, diese klassischen Reminiscenzen und Citate, als Maßstab für literarische Kultur, durch Zusammenstellung der Autoren bemerklich gemacht.

39) Vgl. Ferd. Piper, Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst. I. Band. Weimar, 1847. S. 139, 235 ff. Wilken hat offenbar zu viel gesagt, wenn er a. a. O., S. 177, behauptet, daß „der Verfasser der Weissagung viel kenntnißreicher war, als je ein Mönch nicht nur im Cistercienser-Kloster Lehnin in der ganzen Zeit seiner Dauer, sondern überhaupt im Orden der Cistercienser!" Und dasselbe gilt von A. Wolff (Die Lehnin'sche Weissagung, S. 33—38), wenn er sagt: „Die Mönche derselben (der Cistercienser-Klöster) haben nie auf Gelehrsamkeit gehalten." Die „klassisch-antiquarisch-humanistische Bildung", welche der Dichter des Vaticinium verräth, und welche Wolff in seiner Schrift, S. 38, an vielen Beispielen deutlich macht, namentlich auch die heidnischen Ausdrücke und Begriffe, wie numina, fata, sors, u. s. w., begegnet uns in nicht geringerm Maße in dem Anti-Claudianus des Cisterciensers Alanus ab Insulis. (Jehova statt Deus und Israel statt populus Dei, welche unter diesen Beispielen mit angeführt werden, gehören in ein anderes Gebiet, wovon bald nachher. Daß Deus gar nicht in diesen Versen vorkömmt, halte ich für zufällig und bleibt ohne allen Belang.)

40—41) Vgl. Schröckh, Kirchengeschichte XXV, 257. F. Wilken, Geschichte der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Einleitung. S. 2. „In den Klöstern der Mark — war so wenig schriftstellerische Betriebsamkeit, daß nur in wenigen Klöstern Chroniken geschrieben wurden."

42) Von der ehemaligen Kloster-Bibliothek sagt Spieker: „sie bestand aus Breviarien, Viatiken, Missalen, homiletischen Rüstkammern, Ordensschriften und etlichen Kirchenvätern. Ein 1514 angefertigtes Verzeichniß davon war durch den Abt Valentin an Luther gekommen und soll sich jetzt noch auf der Universitäts-Bibliothek zu Jena befinden." Ich habe durch die Gefälligkeit des Herrn Prorector Heffter in Brandenburg, von welchem wir eine urkundliche Geschichte des Klosters Lehnin in Kurzem zu erwarten haben, eine Abschrift jenes in der genannten Bibliothek aufbewahrten Verzeichnisses zu Gesicht bekom-

men und daraus im Ganzen von der ehemaligen Lehniner Bibliothek einen vortheilhaften Begriff gewonnen. Denn außer den Kirchenvätern und den Werken der berühmtesten scholastischen Theologen und Philosophen waren die lateinischen Uebersetzungen der Werke des Aristoteles mit den üblichen Commentaren, Schriften über römisches und deutsches Recht, wie über Medizin, kurz, aus allen vier Fakultäten darin. Von Klassikern jedoch fand sich nichts als Senecae epistolae und Senecae moralis, kein Dichter, kein Redner, noch Geschichtschreiber; wobei es noch unbestimmt bleibt, in welchem Jahrhundert diese beiden Seneca's angeschafft, und ob es nicht vielleicht Druckwerke des 15. oder 16. Jahrhunderts waren. Wilken behauptet a. a. O., S. 4, geradezu: „daß in irgend einer alten Bibliothek der Mark Brandenburg eine Handschrift eines klassischen Schriftstellers gewesen sei, davon findet sich (mit seltenen Ausnahmen) keine Spur." Aeltere Literatoren haben nicht selten die Vorzüge und Gewohnheiten besonderer und einzelner Klöster vom Cistercienser- und andern Orden zu sehr generalisirt; sogar Ebert in der Geschichte und Beschreibung der Königlichen Bibliothek zu Dresden, S. 203. Anmerk. 21, wo auf Paris, Nomasticon Cisterciense. Paris, 1770. fol. p. 272, und auf das Kapitel De scriptoriis hingewiesen wird. Dieses lautet aber: In omnibus scriptoriis, ubicunque ex consuetudine monachi scribunt, silentium teneatur sicut in claustro. Der Nachdruck wird hier auf das den Cisterciensern durchweg aufgelegte Gesetz des Stillschweigens gelegt (daher in ihren Klöstern eine besondere Zeichensprache üblich war); das Bücherabschreiben ist nur das secundäre, gelegentliche. So wird auch die Gattung der abzuschreibenden Handschriften nicht weiter bezeichnet.

43) Jongelinus a. a. O., S. 50. „Fuit vero Jacobus eximia doctrina, divina memoria, atque summae tum sacrae, tum prophanae historiae cognitione praeditus." Doch ist der Einfluß der Krakauer Universität, einer der ältesten im Osten, hiebei nicht außer Acht zu lassen.

44) Siehe die hierher gehörigen Zeugnisse der griechischen und lateinischen Kirchenväter der ersten Jahrhunderte in Joachim Jungius's Schrift: De stylo sacrarum literarum et praesertim Novi Testamenti s. l. 1639. in: Jac. Rhenferdii Syntagma dissertationum philologico-theologicarum de stylo Novi Testamenti. Leovardiae 1701, pag. 590—634. Z. B. bei Arnobius Adversus gentes, lib. I., circa finem: — „Sed ab indoctis hominibus, et rudibus scripta sunt, et idcirco non facili auditione credenda. Vide ne magis haec fortior causa sit, cur illa sint nullis inquinata mendaciis, mente simplici prodita. . . . Barbarismis, soloecismis obsitae sunt, inquit, res vestrae et vitiorum deformitate pollutae. Puerilis sane atque angusti pectoris reprehensio," etc.

45) Onus Ecclesiae. A. MDCXX. Cap. III. § 1. cf. Flacius Illyricus Catalogus testium veritatis, Auctar. p. 168: Non refert, quod sint insulsae et minus elegantes (sc. Brigittae revelationes), rudique stylo prolatae ex conditione scilicet illiteratae et vetulae foeminae: hoc easdem revelationes potius confirmat, quam infirmat, etc.

46) Vaticinium metricum, p. 271. Küster, Specimen XX., p. 15, wobei er seinen Vorgänger stillschweigend benutzt, wie ihm dieser ja auch die Conjectur über M. F. Seidel, als Verfasser, an die Hand gegeben. Küster's Verdienst bei dieser Untersuchung ist früher wohl überschätzt worden, da ihm der gründliche und scharfsinnige Weise vorgearbeitet.

47) Schröckh, Kirchengeschichte XXVIII., 323. Wachler, Handbuch der Lit.-Geschichte, II., 447. Namentlich angeführt werden der heil. Stephan, Abt von Citeaux, im J. 1109, und der Dominikaner Hugo de St. Caro um 1236.

48) Schröckh a. a. O., S. 326, nach einer Epistola Anonymi de modo et ordine legendae S. Scripturae, bei Martene et Dur. I., 486—90.

49) Im Jahr 1240 wurde zu Paris blos den Dominikanern und Franziskanern ein ungeheurer Vorrath talmudischer Handschriften zur Vernichtung durch das Feuer abgenommen, zu dessen Fortschaffung 20 vierspännige Wagen erforderlich waren. Wachler, II., 108.

50) Die wichtigsten Akten dieses Streites enthält die Sammlung: Decas Exercitationum philologicarum de vera pronuntiatione Nominis JEHOVA, cum praefatione Hadr. Relandi. Traj. ad Rhen. 1707. 8.

51) Als Urheber der modernen Aussprache Jehova wird allgemein der Franciscaner Peter Galatinus, Professor der Philosophie und Theologie zu Rom unter Leo X., in seinem gegen die Juden gerichteten Werke: „De Arcanis catholicae veritatis“ (lib. II., cap. 19) angenommen. „Nam verum quod est, novum esse non potest. Vetussimum enim, quod est verissimum. Neque Galatinus, pater vulgatae lectionis, inter veteres numerari potest, cum sit auctor recentior. Nam avorum memoria vixit in Italia. Ante illum inauditum fuit nomen JEHOVA. Nam antiquior eo, quod sciam, nemo ejus invenitur,“ etc. Relandus in praef., p.13. Diejenigen, welche die Aussprache Jehova als die richtige vertheidigten, nannte derselbe Jehovistae. Cf. p. 269. Lud. Capelli oratio de SS. Dei nomine tetragrammato יְהוָה, ac genuina ejus pronunciatione, gegen Die, welche die Aussprache Adonai für eine jüdische Superstitition erklärten: „Atqui si ita est, superstitionis Judaicae sunt accusandi quotquot ante centum annos vixerunt Christiani, etiam Patres antiquissimi: illi enim ad unum omnes vocem Jehova ignorarunt, nullibi in ipsorum scriptis comparet, quamvis alioqui frequens apud eos Tetragrammati mentio occurrat. Damnandi sunt ejusdem superstitionis et ex Catholicis doctissimi et ex Protestantibus: verbo, quotquot superiore saeculo hujus linguae instauratores vel excultores celeberrimi fuere, quorum testimoniis, si ea proferre liberet, multas paginas implere possem.“ (Lud. Cappellus, Professor in Sedan, ward geboren 1586 und starb 1658.)

52) S. Gesenius, Thesaurus linguae Hebraeae et Chaldaeae. T. II., p. 577, wo die Aussprache von יהוה angegeben wird, wie sie bei den griechischen Kirchenvätern und Profan-Schriftstellern gefunden wird, worauf es, zu Hieronymus übergehend, heißt: „Hieron. in Ps. VIII.: Prius nomen

Domini apud Hebraeos quatuor litterarum est, Jod, He, Vau, He, quod proprie Dei vocabulum est et legi potest JAHO." — wozu Gesenius den wichtigen Zusatz macht: „Ita veteres editiones, recentiores male Jehova." Vgl. Relandus, l. l. p. 205 (Amama de nomine יהוה), mit Bezug auf die Edit. Plantiana, wo Jehova gelesen wird, während die Froben'sche und die Pariser Ausgabe Jao liest: „Non dubium est, quin operis ejus corrector, Ebraïcarum rerum, ut ex multis apparet indiciis, imperitior, cum ignoraret antiquum esse Jao, substitueret vocem suo saeculo magis notam." — Ewald liest in seiner Geschichte des Volkes Israel vor Christus und anderswo statt Jehova — Jahve, wodurch aber das jetzt allgemein verständliche Jehova schwerlich verdrängt werden wird.

53) Sein vollständiger Name lautete: Porchettus Salvagus seu de Salvaticis; sein Werk: Victoria adversus impios Hebraeos, Paris, 1520, ist ganz aus dem Pugio fidei genommen, nur daß er seine Quelle gestand, was Galatinus unterließ. (Jöcher. Ladvocat histor. Wörterbuch, unter Galatinus.)

54) Gussetii Lexicon Hebr., p. 383. Martini habe (Pugio fidei, p. 448) Jehova sive Adonai geschrieben: „ne lector vocem sic exhibitam ignoraret et ideo e re esse judicavit, addere nomen Adonai, solitam scilicet pronunciationem. Itaque exemplum nihil infrigit vim argumenti Capelli. Quapropter favente potius quam obstante Raymundo possumus semper cum Capello arguere novitatem prolationis Jehova. Dem stimmt Gesenius, a. a. O., p. 575. vollkommen bei.

55) So der ungenannte Herausgeber und Ausleger der „Prophetischen Geschichte des Klosters Lehnin und der Herrscher Brandenburgs vom Mönche Hermann (nach einem Werke vom Jahre 1808 in ihrer Erfüllung geschichtlich nachgewiesen)," von Dr. S. Breslau, 1848. — „Wo wurden die alten heidnischen (Wissenschaften) und die hebräische Sprache mit dem Namen Jehova gepflegt und der Vergessenheit entrissen, nicht bei den Mönchen? oder will uns der Widerleger weiß machen, daß wir dies alles erst von Luther oder ihm gelernt hätten! — Gegen solche Einwürfe möchten wir immerhin die Prophezeihung für echt halten!" u. s. w. (Dr. S. ist, sichern Mittheilungen zufolge, ein (bis vor Kurzem in Breslau) praktizirender Arzt, dem ich durch Enthüllung seiner Anonymität schwerlich einen Dienst erweise. Seine eigene Zuthat hat vielleicht vom Standpunkte seiner Parthei einigen Werth, keinen aber von dem der objektiven Wissenschaft.)

56) Dieses negative chronologische Resultat, daß nemlich das 16. Jahrhundert die Grenze bildet, diesseits welcher man den Verfasser der Weissagung frühestens aufsuchen muß, begegnet sich nach einer ganz andern Seite mit einem schlagenden Argumente in D. Wolff's Untersuchungen, welcher sonst gegen den Gebrauch des Ausdrucks: Jehova, mit Bezugnahme auf Weise, nichts weiter bemerkt, als er „bei den Mönchen ganz ungewöhnlich gewesen sei," (S. 38). Wolff also knüpft an v. 43 des Vaticin. (Alter ab hoc Martem scit ludificare per artem), welcher nach Aller Uebereinstimmung auf den Kurfürsten

Johann Cicero (1486—1499) geht, mit ebenso viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit den Beweis, daß das Gedicht erst nach dem Jahre 1551 entstanden sein könne und müsse. Das ganze Ereigniß nämlich, auf welches der Vers anspielt, bezieht sich auf die Zusammenkunft der drei Könige Matthias von Ungarn, Kasimir IV. und Wladislaw bei Mochbern vor Breslau, am 15. November 1474, wobei auch Johann Cicero erschienen wäre, und durch seine gewaltige Beredsamkeit die streitenden Fürsten zum Frieden bewogen hätte, was ihm eben den Beinamen Cicero erworben. Daß nun aber diese Anwesenheit des Kurfürsten von Brandenburg und seine Friedensrede durchaus nicht stattgefunden, und die ganze Sage ihrem Ursprunge nach auf eine Erzählung Philipp Melanchthons zurückgeht, in dessen **Declamationum selectarum, T. III.,** Basel 1551, sie zum erstenmale vorkommt, bildet nun die sichere historische Grundlage zur Feststellung des chronologischen Datums.

57) **J. O. Ampère, Histoire littéraire de la France avant le XII. siècle, T. III, p. 116 — 122.** Die Commentare zu Dante's göttlicher Komödie von Kopisch und Andern.

58) Schröckh, XXVII., 477 ff. Joachims Prophezeihungen stehen in **J. Wolfii Lectiones memorabiles, T. I., 446 — 458,** mit den Auslegungen Verschiedener; doch ist nicht Alles, was seinen Namen trägt, echt. Auf dieses berühmte Buch und dessen Anhänger bezieht sich Lessing in der Erziehung des Menschengeschlechts, § 86 — 88.

59) A. a. O. S. 493 — 500.

60) Die bekannteste Sammlung der Art ist der **Catalogus testium veritatis** von Flacius Illyricus mit dem **Auctarium** von 1667, welche jedoch lange schon als ungenügend angesehen ist. Es sollte aber jemand eine Sammlung dieser Art nicht aus einem polemischen, sondern eher irenischen und kritisch-literarhistorischen Gesichtspunkte veranstalten.

61) **Joh. Andr. Schmidii, Notitia ordinis Cisterciensis. Helmstadii, 1711. 4., Fol. 7, de a. 1445,** in einem an ein General-Capitel von Aebten und Mönchen des Cistercienser-Ordens erlassenes Ermahnungsschreiben, wo es heißt: **hoc facile consequi poteritis, collapsos nimirum mores tam generaliter, quam specialiter abbatum, monachorum et personarum ipsius ordinis corrigendo etc.**

62) „**Sanctus Jordanus, Ord. Praedicatorum, spiritu prophetico praedixit Monachis Cisterciens., futuras quandoque divitias illorum causa (sic) ruinae. Hoc ipsum de S. Mechtilde memoriae proditum est a gravissimis authoribus.**" Aus einer alten Schrift, welche ehemals dem Cistercienser-Kloster Leubus angehörte, gegenwärtig der Königl. und Universitäts-Bibliothek in Breslau. Das Titelblatt fehlt, der Titel lautet in der Ueberschrift jedes Blattes: **Ordinis Cisterciens. Tabula omnium Monasteriorum,** in 4., ein chronologisches Verzeichniß aller bis 1258 gestifteten Cistercienser-Klöster in Europa. Aus der Stelle zum Jahre 1185 geht hervor, daß die Schrift, welche manche seltene Notizen, besonders im Anhange, enthält, nach dem Jahre 1609 herausgekommen ist.

63) Eine solche Stimme, von einem Cisterzienser, unter Innocenz III, citirt Johann Huß, bei **Joh. Wolfii, Lectiones memorabil., I., 427.**

64) **J. Wolfii, Lectiones mem., I., 429.** Walter Mapes schrieb **de malis monachorum**, und im Besonderen **in Cistercienses monachos. Silvester Giraldus**, aus demselben (dem 13.) Jahrhundert, der selbst ein Buch **de Cisterciensium nequitiis** hinterlassen, schreibt in seinem **Speculum Ecclesiae, lib. III., cap. 1** und **14: Gualterus cognomine Mapes, vir celebri fama conspicuus, et tam literarum copia, quam curialium verborum facetiis praeclarus, Oxoniensis archidiaconus, facietias plures in Cistercienses monachos evomebat, quod illos ob eorum ambitionem et avaritiam odio habuisset: Judaeis (inquit) et albis monachis nulla fidelitas servanda, cum nec ipsi servent etc.** (Die Cisterzienser, welche hier **albi monachi** heißen, werden wegen ihrer ursprünglich grauen Kleidung noch häufiger **grisei** genannt).

65) Die **Tabula monasteriorum (sc. Cistercens.) quae perierunt**, in dem genannten chronologischen Verzeichnisse, zeigt, wieviel Cisterzienser-Klöster in ganz katholischen Ländern, wohin die Reformation nicht gelangte, also ganz unabhängig von derselben, unterdrückt wurden, namentlich in Italien, deren lange Aufzählung mit der Bemerkung schließt: **Horum vero causa ruinae et perditionis fuerunt tam ipsi monachi, quam Commendae per summos Pontifices introductae.** In Frankreich, wo im Mittelalter 400 Cisterzienser-Klöster waren, gab es zu Anfange des 17. kaum 215. In den **Appendices** heißt es überdieß: **In Gallia opprimi crudeliter Ord. Cisterciens. coepit per Episcop. Carpentoratens. de A. D. 1450 etc.**

66) Polyk. Leyser führt diese Threnodie in seiner **Historica poetarum et poematum med. aevi, p. 2125, No. XXXVII.**, nach einer Handschrift der ehemaligen Universitätsbibliothek zu Helmstädt an, mit der Ueberschrift: **Bicinus de statu monachorum non mendicantium**, und giebt als Probe die vier ersten Verse an, in der Meinung, das Ganze sei noch ungedruckt. — Neuerdings hat Friedemann, in seiner Zeitschrift für die Archive Deutschlands, 1846, S. 75, unter der Ueberschrift: „Lateinische poetische Klagen und Hoffnungen des Prämonstratenser-Ordens," den Anfang und den Schluß der nämlichen **Threnodia** mitgetheilt, und zwar aus einem Miscellan-Codex des 15. Jahrhunderts; sie vollständig mitzutheilen nahm er Anstand, „ohne die volle Ueberzeugung zu haben, daß die Verse noch ungedruckt seien." Es ist gewiß merkwürdig, daß so verschiedene Mönchsorden im 15. Jahrhundert jene Klagen auf sich bezogen, was auf ein tieferes Bewußtsein eines allgemeinen Verfalls deutet. Das Gedicht scheint oft abgeschrieben worden zu sein, wie die Varianten schon im Anfange zeigen; für **summi Pontifices** liest man bei Leyser: **Romani principes**, und bei Friedemann: **Romani praesules.**

67) Die vollständigste und gründlichste Belehrung über die Verhältnisse des Klosters Lehnin und seiner Filiale Chorin giebt Spieker's Kirchen- und Reformations-Geschichte Brandenburgs, Thl. I., Buch 2, Kap. 3 und 8. Lehnin hatte gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts eine Herrschaft von

hundert und vierzehn Ortschaften, Dörfern und namhaften Grundstücken, deren Verzeichniß im Anhange S. 516 nach Gercken Cod. diplom. in alphabetischer Ordnung angegeben ist. Nicht selten machte das Kloster dem Landesherrn, Städten und Gutsherren Geldvorschüsse und empfing dagegen Anweisungen zu jährlichen Hebungen und Zöllen. — Vgl. Schmidt, die Weissagung des Mönchs Herman, u. s. w., S. 13 — 14.

68) Giesebrecht, in der Allgem. Zeitschrift f. Geschichte. Berlin 1846, S. 467. Eine solche Ironie anzunehmen, liegt jedoch gar kein innerer Grund vor; vielmehr steht dieser Vers in völliger Harmonie mit dem Geiste und der Haltung des ganzen Gedichts. Treffend sagt der Verfasser des Berichts über Meinholds Ausgabe des Vatic. Lehnin. in dem Leipziger Repertorium (Jahrgang 1850, Febr., S. 165): „Wir gestehen, daß wir in diesem Vaticinium durchaus die Merkmale der Prophetie nicht, sondern nur einen sehr beschränkten Standpunkt eines um seine Vortheile besorgten und die Begebenheiten höchst äußerlich nehmenden Mönchs erblicken können."

69) **Dissertatio de probatione spirituum, deque visionibus ac revelationibus novis caute dijudicandis.** Cf. v. d. **Hardt**, Concil. Constant. III. p. 28 seq. Schröck, XXXIII, 194.

70) Neue Preuß. Zeitung, 1849, Nr. 54, S. 434. „Fühlst Du aber hier nicht die Schauer der Ewigkeit, lieber Bester, so ist Dir nicht zu helfen."

71) Ueber die Demuth, als das Hauptkennzeichen eines wahren Heiligen, erzählt uns Göthe in dem Leben des heil. Philippus Neri (W. XXVIII, 252) einen humoristischen, aber nichts desto weniger ganz aus der Tiefe des menschlichen Geistes geschöpften Zug. „Sie ist keine Heilige, rief er dem Papst entgegen, sie thut keine Wunder! denn die Haupteigenschaft fehlt ihr, die Demuth...."

72) Neue Preuß. Zeitung, 1849, Nr. 65, S. 525. „Allerdings fühle auch ich die Schauer der Ewigkeit, aber was für einer? Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind! — —"

73) Die Schrift erschien auch in einer deutschen Uebersetzung: **Claudii Francisci Menestrier, Soc. Jesu**, Gründliche Widerlegung der von Arnold Wion für des Irländischen Bischofs Malachiä Arbeit ausgegebene und fast von Jedermann dafür angenommenen Prophezeihung, betreffend alle Römische Päpste, so von A. Chr. 1143 bis ans Ende der Welt regieren sollen. Leipzig 1691. 4. Im Auszuge benutzt in **Frater Hermannus Leninensis redivivus** (von Friedrich Henckel). Frankf. und Leipzig, 1745. S. 225 — 235.

74) Vgl. Prophetenstimmen mit Erklärungen. Ein Kalender für unsere verhängnißvolle Zeit. Von Th. Beykirch, Lic. der Theol., Paderborn, 1849. „Beykirchs Prophetenstimmen ermangeln fast aller Kritik," sagt Meinhold in seiner Ausgabe der Lehninschen Weissagung," Einl. S. 105. Er verdammt also nicht die historische Kritik auf diesem Boden: nur von der Lehninschen Weissagung will er sie abwehren!

75) So z. B. wird der Denkspruch auf den Nachfolger Clemens VIII., Papst Leo XI.: **Undosus vir**, ein Wassermann, dahin erklärt, daß er — wie

Wasser vorbeigerauscht, d. h. bald gestorben sei, als wenn es nicht auch stillstehende Seen und Gewässer gäbe. Dieses erinnert ganz an die geistreiche Art, wie das: **Et perit in undis**, v. 55 der Lehninschen Weissagung, von dem Tode Friedrich Wilhelms II. durch die Wassersucht ausgelegt wird!

76) Die neuesten Forschungen haben zwar die historische Spur bis in die ersten Regierungsjahre des Kurfürsten Friedrich III. (v. 79 der Weissagung) hinein erfolgt; und die weiterhin sich ergebenden Beziehungen werden dies vielleicht bestätigen. Der größern Gewißheit wegen bleibe indeß die Regierung des großen Kurfürsten im Ganzen als **terminus ad quem** des historischen Theils oder des **vaticinium ex eventu** einstweilen stehen.

77) In seiner Abhandlung: „Die Weissagung von Lehnin und Christoph Heinrich Oelven." (Schmidt) Allgem. Zeitschrift f. Geschichte. Berlin 1846, S. 443—444. Gieseler (a. a. O.) hat Vorrede S. IV. diese mit einem neuen Beispiele vermehrt. Ich füge weiter unten eins hinzu, das meinen Vorgängern entgangen ist. — O. Wolff ist in Beziehung auf diesen Punkt ganz besonderer Meinung; ihm zufolge (S. 97) wäre die Geschichts- und Quellenkenntniß des Dichters auf die genealogischen Werke über Brandenburg vor Ende des 16. Jahrhunderts, als R. Reineccius, A. Brunn, Garcäus, beschränkt; wenigstens ginge sie nicht über des Johann **Cernitius Icones, Berolini 1628**, hinaus; von Johann Georg (1598) bis auf Friedrich Wilhelm, meint Wolff, scheinen dem Lehninschen Seher die genealogischen Quellen ausgegangen zu sein, da von 1600, außer Cernitius, bis 1682 keine historischen Werke der Art von Bedeutung erschienen; was namentlich aber das im Jahre 1682 herausgekommene Werk: Rentsch's Cedernhain anlangt, so bestreitet es Wolff geradezu, daß der Verfasser der Weissagung es gekannt und benutzt habe.

Dies Alles sucht Wolff an denjenigen Stellen, welche sich auf die Kurfürsten Johann Georg und Georg Wilhelm beziehen, darzuthun, in denen die Weissagung die handgreiflichste Unwissenheit und Verwirrung zur Schau trage; allein, wie wir in Kürze darthun wollen, ohne allen rechten Grund, blos auf die vorgefaßte Meinung gestützt, daß er in Andreas Fromm den versteckten Propheten gefunden habe.

1.) Wolff stößt sich zunächst an v. 58:

Huic datur ex genere quinos qualis ipse videre.

„Ihm ist verliehen, aus seinem Geschlechte fünf, wie er selbst ist, zu sehen." Diese räthselhaft klingende Angabe löst schon Weise ganz befriedigend (**Vat. metr. Fr. Hermani**, S. 196). Es begegnete Johann Georg, fünf Kurfürsten aus seinem Hause theils in aufsteigender, theils in absteigender Linie, zu sehen; diese waren: sein Großvater, Joachim I., sein Vater, Joachim II., sein Sohn, Joachim Friedrich, sein Enkel, Johann Sigismund und sein Urenkel, Georg Wilhelm, welchen er noch in zarter Kindheit sah. Es war witzig, einen Zug der Art aufzufassen und mit einer Zeile auszudrücken; wogegen Wolff S. 94 zuvörderst einwirft, daß diese Angabe auf den Enkel und den Urenkel nicht passe, „weil Johann Georg es von ihnen nicht wissen konnte, daß sie

Kurfürsten sein würden, sie mithin auch nicht als Kurfürsten ansehen konnte.“ Allein ob Johann Georg ein Bewußtsein oder auch nur eine Ahnung der Art hatte, ist hier ganz gleichgültig: für den objectiven Standpunkt des Dichters ist es hinreichend, daß der Enkel und der Urenkel, welche ihr Ahn sah, in der Geschichte als Kurfürsten auftraten, um von ihm zu sagen, er habe aus seinem Stamm (und zwar in gerader Linie) fünf Kurfürsten gesehen. Wolff schafft sich nur selbst Schwierigkeiten, wenn er auch die Seitenlinien heranzieht, und herausbringt, daß Johann Georg in diesem Falle statt fünf — sechszehn Kurfürsten aus seinem Hause gesehen hätte! — Er giebt nun eine neue Erklärung, und interpretirt die quinos qualis ipse für fünf Söhne, was gegen die Wahrheit laufe, da dieser Kurfürst mit drei Gemahlinnen 11 Söhne zeugte, von denen 7 bei seinem Tode noch am Leben waren, einer gar nach seinem Tode geboren wurde. Allein um einen so trivialen Gedanken auszudrücken, daß der Kurfürst 5 Söhne hinterlassen habe, würde der Dichter nicht die Worte: quinos qualis ipse gewählt haben. Wenn nun endlich Wolff gar auf diese unhaltbare Meinung hin behauptet, der Lehninsche Prophet habe sich des Cedernhains von Rentsch sicher nicht bedient, da in diesem Werke alle Kinder des Kurfürsten Johann Georg genau angegeben werden, so bleibt diese Behauptung vollends ohne Werth und Bedeutung. Umgekehrt war es, nach Giesebrechts Beobachtung (a. a. O. S. 443) nur der Cedernhain, durch welchem der Prophet durch eine Combination zweier Stellen, über Georg Wilhelm und Johann Georg, zu jener frappanten Bemerkung gelangte. Rentsch schreibt nämlich von Georg Wilhelm S. 499: „er hat unter vielen Tausend das Glück gehabt, nicht allein seinen Herrn Vatern, Johann Siegmunden, und Groß-Herrn Vatern, Joachim Friedrichen, sondern auch den Herrn Uhr-Groß-Vater, Churfürsten Johann Georgen, zu sehen.“ Da nun, nach S. 463, Johann Georg im J. 1528, also zur Zeit Joachims, geboren ward, so sah dieser vom Großvater bis zu seinem Urenkel fünf Kurfürsten seines Hauses.

2.) Noch sonderbarer und ebenso wenig begründet ist die Annahme Wolffs, (S. 97), der Dichter sei in der neuesten Genealogie des Hohenzollernschen Hauses so unwissend gewesen, daß er den Kurfürsten Joachim Friedrich († 1608), Johann Sigismund († 1619) und Georg Wilhelm († 1640) für Brüder und Söhne Johann Georg's gehalten habe! und dies begründet er auf die Annahme, daß V. 68:

Post patrem natus est princeps Marchionatus,

„nichts anders besagen wolle, als daß der Seher den Georg Wilhelm für einen nach dem Tode des Vaters Geborenen hielt.“ So übersetzt Wolff auch S. 163: „Der nach dem Tode des Vaters Geborene u. s. w.“ Dies ist nun reine Willkühr, und bedarf um so weniger ausführlich widerlegt zu werden, da Wolff gegen Gieselers Uebersetzung: „Nach dem Vater ist der Sohn Fürst der Mark,“ so viel zugiebt, daß dem Wortsinn nach er dagegen nichts einzuwenden habe; und der Wortsinne genügt hier.

Von der Voraussetzung eingenommen, in A. Fromm den Lehninschen Seher entdeckt zu haben, scheut der Verfasser nicht, ihm die unglaublichste Un-

wissenheit in der Geschichte seiner eigenen Zeit zuzusprechen; denn S. 164 soll wegen V. 71 der Dichter der Weissagung nicht einmal gewußt haben — daß Graf Adam von Schwarzenberg katholisch war: denn, sagt er, hätte er es gewußt, so würde er ihn nicht **servus protervus**, noch **lupus** genannt haben! Das heißt doch die Dinge auf den Kopf stellen. So weit wäre auch Wolff aber nicht gegangen, wenn er (was weiterhin zur Sprache kommt) den wahren Schwarzenberg, nicht den mythischen, kennte. Auch stimmt dies schlecht mit seiner eigenen Angabe S. 120, daß Fromm in der Geschichte der Mark für seine Zeit sehr bewandert war.

78) S. K. F. Klöden, Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Waldemar, I. Theil, Berlin 1845, Vorrede S. XXI. „Bei seinem Leben hielten ihn die Meisten, nach Benesch's Angabe (Benessus Weidmuhl) für echt, nach seinem Tode für falsch." Vgl. S. XV.

79) Spieker, a. a. O. I., S. 213: „Das Kloster (Chorin) hatte wie die Ordensgenossen in Lehnin den falschen Waldemar anerkannt. Obgleich sie den Betrug am leichtesten durchschauen konnten, da sie die sterblichen Ueberreste des wahren Waldemar in ihren Mauern bewahrten." (Das ist es aber, was streitig ist.)

80) Alph. de Vignolles (Oelrichs Beiträge, S. 314) erblickt in V. 16: **Ac erit extrusus vero de sanguine fusus**, die Anerkennung des echten Waldemar und bemerkt: „Man darf sich nicht wundern, daß ein Mönch, der diesem Hause (dem askanischen) zugethan ist, auf gleichem Schlage redet." Das **peregrini** im folgenden Verse bezieht Vignolles sehr willkührlich auf Waldemars „vorgegebene Wallfahrt nach dem gelobten Lande." Dagegen sieht Weise (**Vaticinium metricum Hermanni** p. 78) in Uebereinstimmung mit G. P. Schulz (das gelahrte Preußen, II., 292) in V. 16 richtiger eine Anspielung auf die ausgeschlossenen Vettern der Markgrafen aus den Häusern Sachsen und Anhalt, und V. 17 den Einfall der Polen und Littauer im J. 1326. Er findet nun aber in V. 12, p. 73 (**nullo superstite nato**), daß der Prophet den Waldemar für den falschen gehalten. Ihm stimmt Küster (**Spec. XX**, 1759, p. 12) bei: **Ascaniae gentis ruinam verba: magno ruit fato (V. 12) indicant, quibus vates se Pseudo-Woldemaro, quem vocant, minus favere indicavit.** Allein der ganze Vers drückt, einfach aufgefaßt, nichts mehr aus als eine Klage über das Aussterben des Ascanischen Stammes in der Mark Brandenburg.

81) Klöden a. a. O. S. XII. — XIV.

82) Klöden, a. a. O., S. XV. — XVI. Nach J. P. von Gundling's Brandenburgischen Atlas S. 71, wo man liest: „Zu unserer Zeit hat der Hoff- und Cammerrath von Seidel, welcher die größte Wissenschaft von diesen Landen gehabt, ihn vor den rechten Waldemaren gehalten." Merkwürdig ist es, daß Küster a. a. O., mit ausdrücklicher Berufung auf die angeführten Worte Gundlings, Seideln gerade die entgegengesetzte Ansicht beilegte, ich will gern glauben, blos im Feuer, seine Entdeckung, daß Seidel der Verfasser des Vaticiniums gewesen, plausibler zu machen. Wilken

(a. a. O., S. 187) hätte Küster'n nicht ohne Prüfung unbedingt nachschreiben sollen, („den Seidel nach dem Zeugnisse von Gundling als Betrüger anerkannte"). — Unter den neuesten Erklärern hat O. Wolff (a. a. O., S. 43—57) die Ansicht A. de Vignolles's, welcher in v. 16 die Anerkennung Waldemar's als des echten erblickt, wieder aufgenommen, und näher zu begründen gesucht, und zwar um davon ein neues Motiv der Unechtheit der Lehninschen Weissagung zu entlehnen, insofern eine solche Anerkennung mit dem wahren geschichtlichen Verhalten der Lehniner Mönche im Widerspruch stände. Allein der eine Punkt läßt sich so wenig durchführen, als der andere, und obschon die ganze Frage für die Entscheidung der Echtheit oder Unechtheit nur untergeordneter Art und mehr Sache der Auslegung ist, so verlohnt es sich doch, hierauf näher einzugehen. Man muß nun die beiden Verse, v. 12 und v. 16, zusammennehmen, welche auf den ersten Augenblick sich zu widersprechen scheinen; ich meine das: „**nullo superstite nato**" (v. 12), und das: „**vero de sanguine fusus**" (v. 16), von denen das zweite für de Vignolles und O. Wolff die Anerkennung des echten, das erstere dagegen für Weise, Küster und Wilken das gerade Gegentheil zu enthalten schien. Da man aber einen wahren und bewußten Widerspruch der Art bei dem Dichter der Weissagung unmöglich annehmen kann, so geht daraus hervor, daß entweder nur der eine der beiden Halbverse auf den „falschen Waldemar" zu beziehen sei — oder keiner von beiden. Ueber v. 12 brauche ich um so minder ausführlich zu sein, als auch Wolff weit entfernt ist, diese Beziehung darin zu finden. Allein auch um diese Beziehung in den v. 16:

Ac erit exclusus vero de sanguine fusus

hineinzutragen, fehlt es an einem genügenden Motive. Viel näher liegt es nemlich, mit Weise (a. a. O., S. 78) diesen „Aus dem rechten Blute Entsprossenen" auf „die nächsten Vettern der ausgestorbenen Markgrafen von Brandenburg" aus den Häusern Sachsen und Anhalt zu beziehen, denen diese Länder, wenn es nach dem Rechte der Verwandtschaft gegangen wäre (wiewohl nicht die Seitenverwandtschaft, sondern nur die Mitbelehnung, welche hier fehlte, ein Recht zur Succession verlieh, S. Klöden, Diplomat. Geschichte des Markgrafen Waldemar, II., Berlin, 1844, S. 441), heimfielen; und zunächst auf den Herzog Rudolph von Sachsen, welcher seit 1320 bis zum Jahre 1323, kurz nach der Schlacht bei Mühldorf, die Mark regierte, dann aber durch den Kaiser Ludwig den Baier beseitiget wurde. So war denn Herzog Rudolph recht eigentlich ein „Ausgeschlossener", **exclusus**; während umgekehrt der falsche Waldemar, nachdem er, seiner Versicherung nach, freiwillig sich der Regierung begeben und in's Ausland begeben hatte, plötzlich auftrat, und sich einzudrängen bemüht war, was ihm auch auf einige Zeit gelang, bis er seinem Gegner das Feld räumte und zuletzt die ihm allein noch anhängenden Städte Brandenburg und Görzke ihrer Treue entband und sie an Ludwig den Römer verwies (Klöden, IV., 243). Anlangend die Auslegung der **peregrini**, v. 17, so bot sich Wolff aus der Zeit des falschen Waldemar keine andere historische Thatsache dar, als das Erscheinen der Geißelbrüder im Jahre 1350 in den Marken und Pommern. Bei der andern und

ältern Erklärung jedoch braucht man nur mit Weise an den im Jahre 1325 erfolgten schrecklichen Einfall der Polen in der Mark, im Anfang der Regierung Ludwig des Aeltern, zu denken. Ich gebe zu, daß bei der Dunkelheit und Unbestimmtheit dieser beiden Verse keine dieser Ansichten eine unbedingte Geltung in Anspruch nehmen kann; es genügt aber auch, daß beide Ansichten mit ziemlich gleicher Berechtigung einander gegenüberstehen, um den weiteren Folgerungen in Beziehung auf die von Wolff angenomme, mangelhafte Geschichtskunde des Propheten von Lehnin entgegen zu treten.

Es fragt sich nun zweitens, mit welchem Rechte man mit Wolff behaupten könne, daß Lehnin „wirklich fest und treu an dem Markgrafen Ludwig hielt," mithin zu den wenigen Ortschaften der Mark gehörte, welche den Markgrafen Waldemar nicht anerkannten. Spicker, auf welchen ich mich im Text beziehe, behauptet einfach das Gegentheil. Es ist wahr, daß er dies nur im Tone der Versicherung thut, ohne das Zeugniß einer Urkunde beizubringen; aber auch die entgegenstehende Behauptung Wolff's entbehrt jeder überzeugenden Begründung. Die einzige Urkunde nemlich, welche er dafür anführt, ist die sehr ausführliche, seitenlange Bannbulle des Bischofs von Carpentras im Namen des Pabstes Clemens IV., vom 14. Mai 1350, gegen Ludwig und seine Anhänger (S. Buchholz, Geschichte der Churmark Brandenburg, V., Anhang Nr. 51, S. 82—95). Die Worte, deren Wolff, S. 51, sich bedient, um den Inhalt dieser Bulle, mit Beziehung auf Lehnin, wiederzugeben, stimmen keineswegs zu den Worten des Originals. Nach Wolff wäre darin gesagt, „daß der Kaiser Ludwig und sein Sohn Ludwig von Brandenburg schon seit dem 24. December 1338 im Banne wären, und daß dennoch, unter vielen andern genannten geistlichen und weltlichen Corporationen und Personen, auch die Cistercienser-Stifte Lehnin und Chorin diesen vom Papste Gebannten und Excommunicirten angehangen und ihnen als rechtmäßigen Fürsten und Landesherren gehorsam gewesen wären; sie werden nun, bei Strafe des Bannes und Interdictes, aufgefordert, diese Fürsten zu verlassen und nicht mehr anzuerkennen, indem der Bann über dieselben von neuem ausgesprochen werde." Sehen wir jetzt aber den Urtext an, so lautet die Stelle, in welcher allein Lehnin erwähnt wird, wie folgt (p. 85):

„**Item requisivimus canonice omnes et singulos Abbates et omnes et singulos monachos, conventuum in Dobriluc, in Nova Cella, Misnensis dioceseos, et Lehnin et in Corin Brandenb. dioceseos, Cisterciensis ordinis monachos, qui in terra Lusatiae et Machionatus Brandenburgensis nonnulla bona temporalia et villas obtinent, de quibus Domino Marchioni Brandenburgensi, qui est pro tempore, servire et tributa praestare tenentur . . . . . et quosvis alios, in iisdem Marchionatu, Ducatibus, Comitatibus et terra Lusatiae commorantes, et dicto Ludovico parentes, obedientes, subditos subjectos, adstrictos, obnoxios, et quomodolibet obligatos, ut intra certos terminos, tunc eis et eorum singulis, per nos praefixos ab obedientia . . . . . et obnoxietate dicti Ludovici, et mandatorum ejus receptione prorsus cessarent, se abstraherent et abstinerent, ipsique . . . . . . in nullo prorsus obedirent, intenderent vel parerent.**"

Es ist hier nun zunächst von der Zeit des falschen Waldemar gar die Rede nicht, über welche es nemlich der Zeit nach hinausgreift. (**Dudum literas . . Domini Clementis Caput VI. executorias . . recepimus etc.**, heißt es vorher, p. 83.) Es wird auch dieses Waldemar in der ganzen Bulle mit keinem Worte gedacht. Ueberdieß war mit dem kurz vorher zwischen Kaiser Karl IV. und Markgraf Ludwig dem Römer vor Pfingsten 1349 bei Eltevil geschlossenen Vertrage (Spieker, I., 213) die Sache des falschen Waldemar im Wesentlichen erledigt. In der sehr ausführlichen Bannbulle des Bischofs von Carpentras werden sämmtliche Stände und Ritter, Klöster, Stifter, Städte, Dörfer u. s. w., ohne Rücksicht auf ihre frühern Verhältnisse, namhaft gemacht, welche bereits ermahnt und gewarnt worden waren, dem excommunicirten Markgrafen den Gehorsam zu versagen; auch diejenigen, welche vor Kurzem noch den falschen Waldemar anerkannt hatten. Zu diesen gehörte urkundlich das Tochterkloster von Lehnin, nemlich Chorin, welches erst nach dem genannten Vertrage mit dem Markgrafen unterhandelte, der ihnen in der zu Chorin ausgestellten Urkunde vom 15. Juli 1349 „jeden Unwillen und alle Undankbarkeit, die wegen eines gewissen erdichteten Waldemar veranlaßt worden," verzeiht (nach Gercken, Cod. II., 486; bei Klöden, III., 327; Spieker, I., 214). Nichts desto weniger wird Chorin in der Bannbulle einfach neben Lehnin, Dobriluk und Neuzelle aufgeführt, so daß mithin der Schluß auf die ehemalige ununterbrochene Treue Lehnin's gegen Ludwig auf Grund dieser Urkunde völlig ungerechtfertigt ist, ebenso wie von den Stiftern Dobriluk und Neuzelle, von denen Wolff zwei Seiten vorher (S. 49) kategorisch dasselbe behauptet, wie von Lehnin. Welches das Verhalten dieses Klosters nun eigentlich gewesen, darüber fehlt, wie gesagt, jede sichere urkundliche Nachricht, daher Spieker in dem Kapitel über Lehnin jenen Punkt ganz mit Stillschweigen übergeht (S. 130), und es eine bloße Voraussetzung zu sein scheint, wenn er bei Chorin (S. 213) gelegentlich dasselbe in Parallele mit Lehnin stellt. Wolff übergeht Spieker's Angabe mit Stillschweigen, legt (S. 51) aber ein großes Gewicht darauf, daß Lehnin von Ludwig dem Aeltern Wohlthaten empfangen (in den Jahren 1324, 1329, 1343), daß also schon die Dankbarkeit es zur Treue gegen ihn und das baiersche Haus verpflichten mußte. Dasselbe war aber auch bei Chorin der Fall (1324, 1341, 1346, bei Spieker, I., 213), und doch ließ es sich zum Abfall verleiten. So war Chorin, schon nach dem Erlöschen des Ascanischen Stammes in der Mark, von Herzog Rudolph von Sachsen abgefallen und hatte sich Pommern unterworfen; erst als es zu Rudolph wieder zurückkehrte oder von ihm unterworfen worden war, bestätigte er am 30. November 1320 dem Kloster alle seine Güter und Privilegien und gelobte dem Abte und dem Kloster, „allen Zorn, Unwillen und Ungnade, welche er gegen sie vormals gehabt, gänzlich zu beseitigen" (nach Gercken, Cod. II., 461; bei Klöden, II., 413 a. a. O.) Ich meinerseits finde es mit Spieker aus innern Gründen als das Wahrscheinlichere, daß Lehnin, ebenso wie Chorin, eine Zeitlang den falschen Waldemar anerkannt habe, erstlich, weil der bei weitem größte Theil der Mark es that, und zweitens, weil Waldemar vom Papste beschützt wurde, auf dessen Seite Lehnin

und Chorin im Jahre 1350 standen, wie bald nachgewiesen werden wird. Ob diese Anerkennung eine löbliche war, diese Frage führt uns auf ein ganz anderes Gebiet, und kann hier nicht näher erörtert und ausgemacht werden. Denn es käme nur zuletzt auf das Problem vom falschen Waldemar selbst zurück, über welches ich mich nicht ohne Weiteres aussprechen möchte. Wolff erklärt ihn freilich schlechthin für einen Betrüger, ebenso Spieker. Nach den neuesten Forschungen Klöden's, welche Wolff nicht berücksichtiget, sollte man wenigstens anerkennen, daß überhaupt ein wissenschaftliches Problem hier vorhanden ist, zu dessen Lösung die Sympathien der Gegenwart mit ihrem fertigen Maaßstabe nicht hinzugebracht werden dürfen. Klöden erwähnt sogar (II., 403) eines zweiten falschen Waldemar aus dem Jahre 1320, welcher, aller Wahrscheinlichkeit nach, durch den Irrthum des Concipienten einer Urkunde der Aebtissin Jutta von Quedlinburg in die märkische Geschichte gekommen ist. „So haben," bemerkt dieser Schriftsteller, „Schreib- und Lesefehler nicht blos Heilige, sondern auch Markgrafen geschaffen. Waldemar hat in der That ein eigenes Schicksal gehabt. Man hat den wahrscheinlich echten Waldemar für falsch erklärt, dagegen einen blos erdachten für echt."

Wolff widmet außerdem dem 18. Verse:

Cerbereos fastus mox tollit Caesaris astus,

eine sehr eingehende und ausführliche Erörterung (S. 53—61), um „an dem Conflikte der Päpste mit den Wittelsbachern in der Mark während ihrer dortigen Herrschaft, wobei ein großer Theil der Einwohner in der Mark, namentlich unter der höhern regulären und Weltgeistlichkeit, die Bannstrahlen des Papstes gegen Ludwig unbeachtet ließ, den Schluß zu ziehen, daß ein Mönch aus Lehnin aus jener Zeit unmöglich die Fürsten des Landes „des höllenhünndischen Hochmuths" gegen den Papst zeihen konnte; dies gehe schon aus dem von ihm nachgewiesenen (?) freundlichen Verhältnisse, in welchem das Stift Lehnin immer zu den Baierfürsten stand, hervor; daß sonach der „Pseudo-Hermann" nicht unter und mit ihnen lebte, sondern seine Ansicht von den Wittelsbachern aus den ultramontanen Berichten einer viel spätern Zeit schöpfte." Dabei beruft sich Wolff auf die erwähnte Bannbulle gegen Markgraf Ludwig und seine Anhänger vom Jahre 1350. Gerade diese Bulle ist jedoch geeignet, die behauptete Anhänglichkeit und Treue der Lehniner Mönche zu bestreiten. Nachdem nemlich diese Bulle in ihrem ersten Theile alle diejenigen Stände, geistliche und weltliche, aufzählt, welche von dem Bischofe im Namen des Papstes schon vor langer Zeit ermahnt worden waren, dem Markgrafen Ludwig den Gehorsam zu versagen (wobei denn unter andern auch a. a. O., S. 85, die Aebte und Mönche der Cistercienser-Klöster Dobriluk und Neuzelle von der Meißner, dann Lehnin und Chorin von der Brandenburgischen Diöcese namhaft gemacht werden), wendet sie sich in ihrem zweiten Theile zu denjenigen Ständen, welche sich jener Ermahnung des Papstes ungehorsam und widerspenstig zeigten, und spricht über diese, jeden einzeln, den Bannfluch aus. (S. 87.) Hier finden wir nun merkwürdiger Weise von den erwähnten Cistercienser-Klöstern nur Dobriluk und Neuzelle — nicht aber Lehnin und Chorin ange-

führt; und gegen jene allein wird, S. 89, der Fluch geschleudert: „**Vobis et vestrum cuilibet autoritate Apostolica mandamus quatenus — — Abbates quoque de Nova Cella et de Dobriluc, monasteria et conventus eorum Cisterciensis Ord., Abbatissam, Praepositum, et moniales de Gubin etc.... dicto Ludovico et Günthero .. consistentes .. nostris, immo verius Apostolicis mandatis inobedientes et rebelles .. excommunicationis sententiam et alias poenas .. denuncietis incurrisse et in eas incidisse, ipsosque omnes et singulos .. denunciamus interdictos, suspensos et excommunicatos**“ etc. Bei der so sorgfältigen diplomatischen Aufzählung der Namen aller Genossenschaften nicht blos, sondern auch Individuen in dieser Bannbulle würden die so bedeutenden Klöster Lehnin und Chorin gewiß nicht ausgefallen sein, wenn sie, wie so viele andere, dem Papste ungehorsam sich erwiesen hätten, um so weniger, als sie ja vorher unter denen namhaft gemacht wurden, welche gewarnt worden waren. In dieser Hinsicht also würde der apokryphe Prophet von Lehnin mit der geschichtlichen und diplomatisch erhärteten Sachlage mehr übereinstimmen, als er vielleicht selbst wußte. Und in diesem urkundlichen Verhalten Lehnin's zum Papste und zum Markgrafen Ludwig liegt nun nicht der schwächste Grund zu der an und für sich wahrscheinlichen Annahme, daß es, wie Chorin, den falschen Waldemar anerkannt haben werde.

Dagegen muß man es mit Wolff für einen Verstoß gegen die geschichtliche Wahrheit erklären, daß die Weissagung den Untergang des Klosters Lehnin dem Untergange des Askanischen Hauses in der Mark auf dem Fuße folgen läßt, v. 9:

Hac pereunte peris, nec mater amabilis eris.

in Verbindung mit v. 13:

Tuncque cades primum —

da erwiesener Maaßen Lehnin „nach dem Abgange der Askanier weder an Ansehen, noch an seinen Besitzungen Schmälerungen erlitten, sondern damals erst seine Glanzperiode begonnen hat. (Wolff, S. 31—43.) Da aber der Prophet um diese Zeit gelebt haben will, so ist dieser Widerspruch allerdings ein neues und bedeutsames, inneres Argument gegen die Echtheit des Gedichtes.

83) „Spoikenkieker" nennt sie das Volk am Rhein und in Westphalen, meist einfache Landleute, denen das zweite Gesicht (**second sight**) eigen ist. (S. Levin Schücking's Artikel: „Prophetenstimmen." Kölnische Zeitung, 1849. Nr. 186—187.)

84) **Leibnit. opp. T. V. 340.** In einem Schreiben an den Literator Sebastian Kortholt (3. Juli 1716), welcher eine Abhandlung ähnlichen Inhalts: „**de carminibus fatiloquis**“ beabsichtigte. „**Ego aliquando juvenis dissertationem moliebar de vaticinio sapientum; ut in illo Senecae: Venient annis secula seris — et illo Taciti, vergentibus (per Germanos) imperii fatis; et in illo Machiavelli de imminente Romanis castigatione,**“ etc.

85) Ich beziehe mich auf die Verse im Epilog zu Essex:

„Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
„Ein letztes Glück und einen letzten Tag" —

welche der Dichter am Tage der Schlacht bei Leipzig niederschrieb und sie später selbst „merkwürdige, prophetische Worte" nannte (Werke XLV, 288). Aehnliche prophetische Aussprüche großer Männer sind in der sonst unkritischen Sammlung Beykirchs: Prophetenstimmen, Buch der Wahr- und Weissagungen (Regensburg, 1849) und sonst zu lesen.

86) Auch Luther war den astrologischen Weissagungen nicht abgeneigt, wie man aus seiner Vorrede zu Johann Lichtenberger's Prophezeihungen (abgedruckt im Europ. Staatswahrsager, S. 341—346) sieht. Er unterscheidet hier dreierlei Weissagung: die wahre, aus dem heiligen Geiste, die falsche, deren sich der Satan bediene, um zu verderben und zu verführen, und endlich die, welche gegründet ist in des Himmels Lauf und natürliche Künste der Gestirne, mit ihren Einflüssen und Wirkungen: es ist „eine heidnische alte Kunst, die bei den Römern, und auch zuvor bei den Chaldäern, fast herrlich und gemein war, aber darum nicht untrüglich, sondern nur nicht an allen Orten zu verachten."

87) Materialien zur Kenntniß dieser Geister liefert Gottfried Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie, Corrodi's Geschichte des Chiliasmus und die Sammlungen aller Art Prophezeihungen, welche gewissermaßen der Volksliteratur angehören.

88) Es verräth Unkenntniß, wenn Corrodi a. a. O. III, 43. schreibt, daß man „vor dem Säkulum der Reformation dergleichen Schriftforscher nicht suchen dürfe, weil es damals nur wenige gegeben habe, die in der Bibel hinlänglich belesen gewesen wären, um sich an die schwersten Bücher der Bibel, die Propheten, wagen zu können!"

Wegen Dante vgl. Purgat. XXXII, 143. und den Commentar von Philalethes (Prinz Johann von Sachsen), wo verwandte Stellen angeführt werden.

89) Corrodi, Geschichte des Chiliasmus, III, 95 ff.

90) Corrodi a. a. O. III, Sechster Abschnitt. Von Burnet's und Whiston's System. (S. 192—216.)

91) Corrodi hat Newton übergangen. Eine ausführliche Entwickelung von Newton's apokalyptischem Systeme enthält Biot's Artikel: „Newton" in der Biographie univ. (T. XXXI.)

92) Dies bezeugt der Unwille, womit Biot's Bemerkungen über jene seltsame Richtung Newton's und dessen Gleichsetzung des Papstes mit dem Antichrist in England aufgenommen worden. Mit allem Ernste entgegnet ihm Brewster im Leben Newton's, daß jene Auslegung bis zur größten Vollkommenheit einer Demonstration erhoben werden könne, unabhängig von der historischen und moralischen Evidenz (vgl. Journal des Savans. 1832. p. 339).

93) Biographia vener. servi Dei Barthol. Holzhauser, vitae communis Clericorum Saecularium Restauratoris. Accedunt ejusdem in Apocalypsin Commentarii plane admirabiles. Edit. noviss. Bambergae et Wiceb 1799 (nach der Mainzer Ausgabe von 1737). Auf die Wiedererweckung dieses Visionairs und Propheten ist die Lehninsche Weissagung nicht ohne Einfluß gewesen, wie der Herausgeber und neuerdings der Uebersetzer, L. Clarus, selbst gestehen.

94) Der Repräsentant katholischer Bibelauslegung, mit besonderer Hinsicht auf die Propheten und die Offenbarung Johannis im 17. Jahrhundert ist Cornelius a Lapide († 1637), dessen Werke eine Menge Auflagen erlebten.

95) S. 232. Donec tandum anno 1517 sub Carolo V. et Leone X. Lutherus flagellum Latinae ecclesiae et Haeresiarchia horribilis, omnes haereses ab orco revocavit et in totam vero Europam ore suo maledicto evomuit. p. 374. Dispositum non reperit Satan hunc mundum, et ideo misit Lutherum, quem Deus etiam permisit, quia omnis caro corruperat viam suam, dum nemo fere amplius contentus suo statu, conformiter illi vivebat.

96) Z. B. p. 397. Etiam qui gloriantur Catholicorum nomine, nulli religioni in veritate addicti sunt sed... dicunt in corde suo: Non est Deus, Ps. 13. — — Quis exstirpabit Pseudopoliticismum et Atheismum, qui irrepsit etiam in Catholicos? —

97) p. 372. donec tandem flebilis et contra Christianitatem et religionem catholicam damnosissima pax fuit nuper conclusa. (Diese Bemerkung lehrt, daß der Kommentar nicht lange nach dem Westphälischen Frieden aufgesetzt worden.)

98) p. 238. Quintus Ecclesiae status incepit ... circa annum circiter (sic) 1520. Durabit usque ad Pontificem sanctum et Monarcham illum fortem, qui venturus est nostro saeculo et vocabitur auxilium Dei h. e. restituet universa.

99) „Seit Luthers Auftreten hatte sich von Spanien her unter dem altgläubigen Clerus, namentlich unter den Mönchen, der Grundsatz verbreitet: es sei im Interesse der Christenheit, daß nur Ein Oberhaupt über Europa herrsche, sonst könne niemals die Ketzerei der Protestanten, niemals der Islam ausgerottet werden; der katholische Glaube sei auf's Innigste mit dem Glücke der Habsburger verbunden, und wenn einmal das Haus Oesterreich allein in der Welt regiert, dann werde auch nur Ein Glaube in der Welt sein. — Mit großer Gewandheit machten die Jesuiten diese Ansicht geltend, um das Kaiserhaus auf ihre Bahn zu lenken." (Gfrörer, Gustav Adolf. 2. Aufl. 1845, S. 262.)

100) p. 416. Erit commotio magna, quae subsequitur; non enim procedet hoc opus Dei sine magnis difficultatibus et resistentia et sine sanguine martyrum ... hanc tempestatem primo movebunt potestates saeculares, quae armis resistent magno illi Monarchia etc.

101) p. 261. Consistit haec felicitas in copiosissimo grege fidelium; confluent enim in tempore illo omnes gentes et populi et nationes ad ovile unum. . et implebitur illud Joh. X. cap. Erit unus Pastor et unum ovile.

Ibid. p. 487. Anno enim Christi 1855 et in dimidio nascetur bestia, scil. saeculo nono hujus millenarii et vivet etiam 55 annos cum dimidio ...

102) So schreibt eine baiersche Zeitung vom 2. April 1850 in Bezug auf den baierschen Reichs-Entwurf und dessen „unendliche Elastizität" weit über Deutschlands Gränzen hinaus: „Dann wird es ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit werden mit einem großen Kaiser und einem großen Papste, der auch schon geboren ist, und der auf den unglückseligen und schwer geprüften Pius folgen wird" (Breslauer Zeitung, 1850, Nr. 99).

103) Commerc. epist. Leibnit., P. II., ed. Gruber, p. 798. Voran geht: De vaticiniis et reliquo vitae instituto Patris Bartholomaei Jesuitae Ingolstadiensis epistola G. Lyprandi. Ingolstadii d. 20. Oct. 1660, aus Leibnizens Papieren.

104) Jacob Usserius (Usher), Erzbischof von Armagh in Irland, welcher unter Cromwells Regierung 1655 in London starb, als Kirchenfürst und einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit berühmt.

105) In der Handschrift war der Name ausgeschnitten. Hic charta fenestrata est (Gruber).

106) habebit facilius ex Romana, quam Genevensi aut Augustana ecclesia, qui repugnent.

107) V. 54. Hora donec veniet nova qua restitutio fiet.

108) Ueber den Begriff der Apokalyptik, auf das alte Testament und die Propheten überhaupt angewandt, vgl. Lengerke, Daniel, Einleit. S. LXXXVIII. ff. Als Grundidee aller Apokalypsen ist angeführt: „die Zukunft und Vollendung des göttlichen Reichs auf Erden im Kampfe mit der antitheokratischen Welt, dargestellt in symbolisch-prophetischer Form d. h. in Gesichten und Erscheinungen."

109) „Hörner sind das Symbol der Kraft, von Thieren hergenommen, deren Waffe zum Angriff und zur Vertheidigung Hörner sind. (5. Mos. 33, 17. 2c.) Im Daniel, in der ihm folgenden Apokalypse und im Henoch sind Hörner oder gehörnte Thiere das Sinnbild mächtiger Könige und ganzer Dynastien geworden." Lengerke, das Buch Daniel, Königsberg, 1835, S. 309, wo man die Belegstellen findet.

110) Lengerke, a. a. O., 312 — 322, wo eine Sichtung der berühmtesten älteren und neueren Auslegungen und Ansichten gegeben wird. Als die richtigste Berechnung der eilf Könige, Antiochus mit eingeschlossen, wird folgende Reihe, S. 320, aufgestellt: 1) Seleucus I., Nikator, der Stifter des Königreichs Syriens. 2) Antiochus I., Soter. 3) Antiochus II., Theos. 4) Seleukus II., Callinicus. 5) Seleukus III., Ceraunus. 6) Antiochus III., der Große. 7) Seleukus IV, Philopator. 8) Heliodor. 9) Ptolemäus IV, Philometer. 10) Demetrius I., Soter, und 11) Antiochus IV., Epiphanes. — Andere Berechnungen kann man S. 322 nachlesen. Das Schema bleibt dasselbe.

111) A. a. O., S. 349, 355.

112) A. a. O., S. 316, wo unter andern bemerkt wird, wie allgemein diese Deutung schon zu Hieronymus Zeiten war. „Freilich war diese Auffassung noch immer gesünder, als mit Geier und Andern das Reich der Sara-

zenen, und den Muhamed unter dem eilften Herrn zu verstehen: ja die Juden erklären das vierte Thier sogar von den Christen. (Eisenmenger.)"

113) Zu ihnen gehört auch Holzhauser, a. a. O., S. 469, ohne Zweifel auf den Vorgang von Corn. a Lapide zu Dan. 7, 21 — 25.

114) **Corn. a Lapide Commentarius ad quatuor prophetas majores. Antverp.** 1633, p. 25. Die dort aufgeführte Reihe der römischen Kaiser lautet: 1) Constantin Magnus, 2) Constantin, 3) Constantius, 4) dessen Sohn Constantius, 5) Julianus, 6) Jovianus, 7) Valentinian, 8) Gratian, 9) Valentinian II., 10) Theodosius. **Haec enim** (bemerkt Corn. a Lapide hierzu) **ingens piorum istorum principum est calumnia ingensque et inexpiabile convitium, nimirum vocare eos Antichristi adjutores et promotores.**

115) **Anti-Weigelius, id est, Theologiae, quam Valent. Weigelius . . . sparsit . . . confutatio. Inserta est loco suo Appendix regni millenarii, funestae de fatali Imperii Romani mutatione in Ecclesia et Politia atque excidio Austriacae aquilae plenario . . . a tenebrione Chiliasta etc. opposita Jo. Crocio. Casselis** 1651. 4. Dieser Appendix, auf den es uns ankommt, steht S. 420 — 454. Im Auszuge bei Corrodi, III., 60 — 66.

116) Crocius, obschon Protestant (er starb als Professor der Theologie an der Universität zu Marburg 1659) weist jene Verwünschungen gegen das kaiserliche Haus unwillig zurück und wünscht vielmehr, daß Deutschland unter dem Nachfolger Ferdinands II. von dem Unglück des dreißigjährigen Krieges zu neuer Blüthe erstarke: **reflorescat, detque Cesari quae sunt Caesaris et Deo quae sunt Dei** (p. 440). — Dagegen gab es zur Zeit der Friedensverhandlungen zu Osnabrück und Münster in Deutschland unter den Protestanten nicht wenige, welche, gestützt auf ihre Auslegung des Propheten Daniel und der Offenbarung Johannes, gegen einen dauernden Frieden mit der katholischen Partei heftig eiferten, indem sie den nahen Untergang der katholischen Kirche prophezeiten; gerade wie auf der Gegenseite die Mehrheit der altgläubigen Stände auf dem Friedenscongresse den Gedanken der Parität in allen bürgerlichen Rechten und Reichsverhältnissen mit den Protestanten so verabscheute, daß sie noch im Frühjahr 1647 beschloß, lieber einen eigentlichen Religionskrieg von Neuem anzufangen, oder vielmehr den bisherigen mit erneuter Wuth fortzusetzen, dem Kaiser nach äußerstem Vermögen beizustehen, als der Nothwendigkeit sich zu fügen. Sie wollte nicht mehr in die „lutherische Schule" nach Osnabrück gehen; diese Stadt wurde von ihr die Hölle, Münster das Fegefeuer genannt. (Pfister, Geschichte der Teutschen, IV., 1634. S. Sugenheim, die Jesuiten in Deutschland, II., 100.) So wahr ist es, daß zu allen Zeiten die extremen Partheien sich berühren, und dem Frieden der Gesellschaft, wecher durch die Gemäßigten auf beiden Seiten allein erstrebt und erhalten wird, durch ähnliche Wege und Mittel hindernd entgegentreten. Ein lutherischer Geistlicher an der Augustinerkirche zu Erfurt, Zach. Hogelius, veröffentlichte im Jahre 1646 ein gegen 700 Seiten starkes Werk unter dem bezeichnenden Titel: **Antipseudirenicon apocalypticum**, das ist, der Edle Evangelische Nebucadnezar des Gottes u. s. w. (Stettin in 4.), in welchem er den Protestanten nicht

nur von dem „unverantwortlichen Friedensschlusse" abräth, sondern sie zu einem Zuge gegen Rom und gegen das Papstthum anfeuert. Er erklärt unter andern (S. 47—49) die 11 Hörner des Thiers im Propheten Daniel durch 10 Reiche, welche sich seit dem Untergange des römischen Reiches in Europa gebildet hätten. Es sind nach ihm: 1) das lombardische Reich in Italien, 2) das römische Kaiserthum der Teutschen, 3) Ungarn und mit den anliegenden Ländern, 4) Frankreich, 5) England, 6) Portugall, 7) Castilien, 8) Arragonien, 9) Sicilien und Neapel, 10) das griechische, nachher türkische Reich von Constantinopel. Das 11te Horn oder Reich ist — „die Gewalt der Römischen Kirchen und deren Päpste oder das Papstthum." An einer andern Stelle desselben Werkes aber, S. 200, werden die 10 Hörner des Thiers einfach für ebenso viele Könige oder „freche Regenten" genommen, und der 11te ist — der Endechrist, welchem jene in die Hände gegeben werden. Dies ist nun wieder der Papst, dessen Fall nach Ablauf der prophetischen Zeit erfolgen wird, und zwar durch eben jene 10 Reiche, welche ihm bis dahin unterthan gewesen; erst dann werde der wahre und allgemeine Friede in der Christenheit, und damit der Uebergang in das fünfte Reich Daniels erfolgen. Die Gemäßigten und Verständigen unter den Protestanten waren entrüstet über einen Fanatismus, welchem dreißig Jahre Blutvergießen und Zerrüttung im Vaterlande noch nicht genug dünkten. Zu diesen gehörte damals der späterhin als erster Minister des Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn berühmt gewordene Baron Joh. Christ. von Boineburg, der zwar einige Jahre (1653) später zum Katholicismus übertrat, aber auch dann dieselbe Mäßigung und Weisheit nach beiden Seiten hin bis ans Ende behauptete. In dem hierher gehörigen Briefe, den er aus Eisleben den 27. April 1647 an seinen Freund Conrad Dieterich an der Universität zu Gießen schrieb (**Boineburg, Epistolae ad Jo. Conr. Dietericum. Nonibergae 1703, 12, pag. 47 — 51**) giebt er sich indeß noch als einen guten, wenn auch höchst gemäßigten und milden Protestanten seines Zeitalters. Denn, gesteht er (p. 50), er theile zwar, gegen Grotius, die Meinung seines Lehrers Hermann Conring, unter dem er **de Germanorum imperio Romano** disputirt habe: daß Rom noch einmal untergehen werde (**Romam adhuc semel interituram**), was auch Calixtus und Andere unterschrieben; allein daß man deshalb den Krieg fortsetzen solle, werde Niemand sagen, als der, welcher ein Herz von Stein und den Verstand in den Fersen hat (**nisi cui aes triplex circa pectus et cerebrum est in calcaneo**). Leider sei jedoch in diesem Augenblick (April 1647) zu Osnabrück noch ein so heilloses Schwanken, daß man annehmen müßte, der Ausgang würde dem apokalyptischen Werke jenes lutherischen Geistlichen, Zach. Hogelius (**nomen nefandum scribo**, fügt er hinzu) allzusehr entsprechen. Hier ereifert sich Boineburg gegen das Treiben unpassender Fanatiker und Propheten unter den Protestanten, welche die Welt mit ihrem Geschrei erfüllten und deren Wuth er nicht auf sich ziehen möchte: **Sed quando quidem nunc Orbis in hac omnium rerum inclinatione spiritibus propheticis est longe refertissimus, nolo etc.** Der ganze Brief verdient als Beitrag zur anschaulichen Kenntniß dieser Epoche nachgelesen zu werden.

117) Die Berliner Handschrift, welche Giesebrecht mit b. bezeichnet, bringt zu diesem Verse folgende Randglosse: „**Papa Romanus. Nisi me mea vehementer opinio fallit, intra 50 annos nullus Reformatus et intra 100 annos nullus Lutheranus in Marchia erit. Sed Papatui omnia subjecti (sic) erunt; Nostri enim homines nec calidi sunt nec frigidi, idoneo evomet Deus.**" In dieser Bemerkung eines ungenannten protestantischen Abschreibers oder Auslegers will Gieseler den Verfasser der Weissagung selbst, wenigstens die Stimme eines Gleichgesinnten, wiedererkennen. Einer solchen Annahme widerspricht der Geist und Gehalt des Gedichts ganz und gar. Man kann ein sehr guter Protestant sein und doch, oder vielmehr eben darum, wegen der Lauigkeit der Protestanten für den Untergang ihrer Kirche fürchten.

118) Ein Mißverständniß und ein Anachronismus anderer Art ist in der Auslegung enthalten, welche Gieseler a. a. O. S. 12. und 14. von dem „**recipit Germania regem**" macht. „Deutschland werde (nach der Absicht der Propheten) neben seinem Kaiser auch einen König erhalten, nemlich ein der Religionsvereinigung (d. i. dem Uebertritt der Protestanten zum Katholicismus) günstiges Fürstenhaus, das zu seinem Besitze noch die Hohenzoller'sche Erbschaft gefügt haben werde." Hier ist die Verfassung des deutschen Bundes im 19. Jahrhundert unwillkührlich auf das Zeitalter des Kaisers Leopold I. übertragen. Der Gedanke an Nik. von Zitzwitz und dessen Unionsbestrebungen hat auch hier den berühmten Verfasser auf den Abweg geleitet. (Das Königreich Preußen lag, als solches, außer dem Begriffe des Einen deutschen römischen Reiches.)

119) **Prophétie du frère Hermann, Religieux profès de l'ordre de Citeaux, dans le XIII. siècle, annonçant pour une époque peu éloignée du temps actuel l'abolition du protestantisme dans la Monarchie Prussiene, etc. Paris, 1827.** 2te Aufl. 1830. 3te Aufl. (mit etwas verändertem Titel, **Bruxelles, 1846**, recensirt von P. F. Stuhr in der Allgem. Zeitschrift f. Geschichte, 1846. S. 94—96.) Bouverot machte seine Mittheilungen schon 1839 dem damaligen Kronprinzen von Preußen und dem preußischen Cultusminister, Herrn v. Altenstein, 1841 den Bischöfen von Frankreich und Belgien u. s. w. (s. Gieseler, S. 64). Dasselbe Ziel verfolgen W. v. Schütz und neuerdings Dr. W. Meinhold in ihren Ausgaben der Lehnin'schen Weissagung. Letzterer giebt dies schon auf dem Titel zu verstehn: „Weissagung — — über den Beruf Friedrich Wilhelms IV. zum deutschen Könige." Uebrigens ist diese gewaltsame Auslegung, welche durch den Zusammenhang und Geist der ganzen Weissagung widerlegt wird, schon sehr alt. Sie findet sich schon bei G. P. Schulz im „Gelahrten Preußen, 1723, I, 298." am Schlusse der hier zum erstenmal abgedruckten Lehnin'schen Weissagung, daß nemlich „das Brandenburgische Haus künftig zum Kayserthum kommen solle." In dessen Fußstapfen tritt dann „der Preußische Wahrsager," d. i. Bruder Hermanns von Lehnin wunderbare Prophezeihungen von den Regenten des Churfürstl. Hauses Brandenburg und Königreichs Preußen, und deren Besteigung des Kayserlichen Thrones, von Zoroaster. s. l. 1741. 4. (Ueber Zoroaster siehe die nächste

Anmerkung.) Dieses wunderliche Verschmelzen ganz widersprechender Weissagungen über die hohenzollersche Dynastie findet seine Erklärung darin, daß damals Weissagungen über die einstige Kaiserwürde auf dem Haupte der Hohenzollern bereits vorhanden waren — wie in einem der nächsten Abschnitte gezeigt wird.

120) Die älteren Ausleger und Herausgeber, G. G. Schulz im „Gelahrten Preußen", Thorn 1723. p. 297., Henkel und Weise lassen sich auf eine Erklärung dieses Verses gar nicht ein. Erst der Herausgeber des „Preußischen Wahrsagers", d. i. Bruder Hermanns von Lehnin Wunderbare Prophezeihungen u. s. w. s. l. 1741. 4. von Zoroaster thut dies, S. 11, indem er es auf die Juden bezieht: „Das Dazwischenstehende von Israel rc. soll einen gräulichen Aufstand, den die Juden im Reiche machen werden, vorher verkündigen." (Der unter dem Namen Zoroaster verkappte Autor war, nach Val. Heinrich Schmidt (a. a. O. S. 28), ein Elbinger, Georg Daniel Seyler; nicht, wie Gieseler a. a. O. S. 26 für „wahrscheinlich" angiebt, G. P. Schulz, der Verfasser des „Gelahrten Preußens." Zwar hat schon Küster, Specimen XX. § 6. p. 6. Zoroaster mit G. P. Schulz identificirt. (**Idem Schulzius adscito Zoroastri nomine recudi illud jussit — Editorem eundem Schulzium esse nullus dubilo;** und in der Anmerkung: **Audebat interdum aliquid Schulzius, fortasse ut esset aliquid.**) Allein Küster weiß für seine Vermuthung keinen bessern Grund anzugeben, als daß in dem Abdrucke des Vaticiniums bei Zoroaster dieselben Druckfehler vorkommen, wie im „Gelahrten Preußen"; was nichts beweist, weil es sich durch die Gleichheit der zu Grunde liegenden Handschriften hinlänglich erklärt. Auch hat Küster in einem ältern **Specimen** (Nr. **VI.**) **Berolini, 1748.** § 6. das Verzeichniß aller Schriften von G. P. Schulz zusammengestellt, aber von dem pseudonymen Zoroaster nichts erwähnt. Von Seyler ist hier zu bemerken, daß er bereits in seiner 1730 erschienenen, dem damaligen Kronprinzen von Preußen gewidmeten Schrift: „Leben und Thaten Friedrich Wilhelms, des großen Churfürsten zu Brandenburg. Frankfurt und Leipzig. **fol.**" ohne Jahrzahl (sie ist aber bei L. E. Borowski, „Von preußischen Biographen und Biographien. Königsberg, 1795." S. 18. angegeben), S. 47. des **vaticinium Lehninense** schon in der nemlichen Weise und in der nemlichen Verbindung mit der Weissagung des Kurfürsten Joachim I. und den prophetischen Versen von Dach und Bödicker gedenkt, wie in seiner, dem Königlichen Preußischen Hause später, 1741, gewidmeten Schrift. Seyler war Rector des Gymnasiums zu Elbing, nicht blos „Lehrer", wie Meinhold ihn bezeichnet.

121) Die Auslegung dieses Verses von dem Mordversuch des Bürgermeisters Tschech auf den König Friedrich Wilhelm Friedrich IV. im Jahre 1844, wie sie unter anderm der Breslauische Herausgeber der Weissagung (Dr. S.) S. 68. giebt, ist zu abenteuerlich, um berücksichtigt zu werden. Vielleicht werden diese Ausleger in dem wahnsinnigen Verbrechen von Tschech's Nachfolger in diesem Jahre eine Bestätigung ihrer Meinung finden.

122) Gieseler scheint die Unzulänglichkeit dieser Auslegung selbst gefühlt zu haben; denn S. 41. läßt er „die Unzufriedenheit der Lutheraner in der

Mark über die Begünstigungen der Reformirten am Ende in Thätlichkeiten ausbrechen und der reformirten Kirche ein Ende machen, worauf aber auch hier der Katholicismus endlich triumphiren werde." (Vgl. S. 12.) In diesem Falle würde Israel das Volk in der Mark, so weit es lutherisch ist, bedeuten.

123) So heißt es bei dem heil. Hieronymus an einem Orte: „Christus Dominus, qui est Rex Israelis, id est populi fidelis, est in medio tui, O Sion, O Ecclesia, ut te regat quasi Rex, pascat quasi pastor, alat quasi pater," etc.

124) Joh. Wolfii Lectiones memorab. I, p. 439. (Sermo Goliae ad Praelatos.)

125) Um aus demselben Kreise, aber aus einer frühern Zeit noch ein Beispiel anzuführen, so heißt es in einem Schreiben des kurbrandenburgischen Hofpredigers Bergius an den Domherrn von Dorey vom Jahre 1623 über den katholischen Minister, Grafen Schwarzenberg, dessen Confession ihm (mit Unrecht) Besorgniß einflößte: „wo nicht Gott . . den Rath Ahitophel's (Schwarzenberg's) zur Narrheit macht, so wird es beides, um den frommen Daviden (den Churfürsten Georg Wilhelm) und um Israel dieses Orts (die reformirte Kirche) geschehen sein. (Cosmar's Schwarzenberg, S. 178.)

126) Flugblatt auf der Königl. und Universitäts-Bibliothek zu Breslau.

Manchem könnte diese Ausführlichkeit überflüssig scheinen; allein wie sehr sich in neueren Zeiten die Kenntniß dieser echt biblischen Gebrauchs des Wortes Israel verloren, zeigt der harte Ausfall des sonst so mäßigen und gründlichen Val. Heinr. Schmidt (a. a. O. S. 67.) gegen den Herausgeber der Lehnin'schen Weissagung von 1808, welcher schon ganz richtig, S. 95, unter Israel „die Christenheit, das auserwählte Volk des neuen Bundes versteht, sowie ehedem das des alten Bundes darunter verstanden worden ist." „Soll man," ruft ihm Schmidt zu, „mehr die Thorheit eines solchen Interpreten bejammern (!) oder über seine Anmaßung lachen, womit der Autor auf eine so klägliche Weise belehren zu können meint?!"

127) So lesen die ältesten Handschriften; andere dagegen: nefandum.

128) Will Jemand das: „Israel infandum scelus" etc. auf eine innere Empörung des Volkes gegen seinen Herrscher deuten (worauf die vorhin angeführte Auslegung Gieseler's zurückkommt), so daß der Sturz der Dynastie durch einen Bürgerkrieg prophezeit wäre, so hätte sich der Prophet auch so keine rein politische Revolution gedacht, sondern etwa eine wie die englische Revolution unter Karl I. O. Wolff erklärt sich gegen die Auslegung des Wortes Israel auf die Juden, und für die symbolische Auffassung desselben in unserm Sinne, faßt dieselbe jedoch (S. 173) darin zu eng, daß er glaubt, unter der Feder eines eifrig katholischen Schriftstellers sei das Volk Gottes, d. i. die römisch-katholische Christenheit und Kirche, verstanden. Allein schon die im Texte angeführten Beispiele zeigten, daß auch katholische Schriftsteller Israel bald in einem engern, bald im weitern Sinne und mit besonderer Beziehung auf die zeitlichen und örtlichen Umstände nehmen; wie ja schon in der

Bibel das von Gott abgefallene, dem Götzendienste zugewandte Israel nicht aufhörte, Israel zu sein und zu heißen; wie ferner auch die katholische Kirche bei gewissen feierlichen Gelegenheiten um die Rückkehr aller von ihr abgefallenen Glieder feierlich betet, sie mithin der Idee nach in den weitern Begriff von Israel, d. i. das Volk Gottes, mit einschließt. Warum aber ferner, nach Wolff (ebend.), das: **audet** im Wege stehen, und es mit dem Begriffe eines Volkes Gottes unvereinbar sein soll, daß ein verruchtes, mit dem Tode zu büßendes Verbrechen von demselben gewagt werden könnte, sehe ich noch viel weniger ein, da doch kein mit der Geschichte bekannter und unpartheiischer Katholik es in Abrede stellen wird, daß auch katholische Völker todeswürdige Verbrechen begingen, z. B. zur Zeit der ersten französischen Revolution. So könnte dem Propheten gar wohl ein blutiger Aufstand des katholischen Volkes gegen einen ketzerischen Herrscher, zumal wenn er als Verfolger der Katholiken gedacht würde, vorgeschwebt haben. In keinem Falle dürfen wir, nach dem Vorgange des Dr. S., zur Beseitigung der an diesem Verse haftenden Schwierigkeiten statt: „**audet**“ ohne Weiteres: „**audit**“ oder „**audiet**“ lesen, da keine einzige Handschrift so liest; ja, wenn selbst eine Handschrift „**audet**“ läse, so müßten wir doch, mit Rücksicht auf einen der ersten Grundsätze philologischer Kritik, „**audet**“ als die schwierigere Lesart beibehalten; bei der Dunkelheit der ganzen Stelle würde man, ohne diese Norm, der Willkühr der Ausleger Thür und Thor öffnen.

129) Schon die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verfertigte, in Friedemann's „Zeitschrift für die Archive“ rc. I, 161—164. besprochene Abschrift des **vaticinium Lehninense** liest v. 49)„**Hic et** (mit der Correktur: **Israel**),“ offenbar nur um der Schwierigkeit des **Israel** zu entgehen. Dagegen mag wohl die Interpolation: „**Is rex**“ für „**Israel**“ in der Wenner'schen Ausgabe des Vaticiniums, außerdem „daß sie in geradem Widerspruche mit dem Zusammenhange der Weissagung steht, weil diese keine preußische Königswürde kennt“ (Gieseler, S. 67), für eine „Lesart der Bosheit“ angesehen werden.

130) S. 15—18: „Neuere Verschiebungen der Weissagungen vom großen Churfürsten an.“ Am ausführlichsten ist Val. Heinr. Schmidt in seiner oft angeführten Schrift, welcher es nur zu sehr an Uebersicht in der Sichtung und Kritik im Einzelnen fehlt.

131) **Journal sécret du Baron de Seckendorff, dépuis 1734 jusqu' à la fin de l'année 1748. Tubingue, 1811. p. 157. — „S'étant fait expliquer par Nazmer le vaticinium leninense, il a dit,“ etc.** Hiezu die Anmerkung Seckendorff's: „**Voici le passage de la soi-disante prophétie de Lenin, qui fait allusion au successeur de Frédéric Guillaume, qui commence ainsi:**

> **Qui sequitur pravos,**
> **Imitatur pessimus avos.**
> **Non robur menti,**
> **Non adsunt numina genti,“ etc.**

132) So namentlich Weise im Vatic. metr. B. fr. Hermanni (1746), S. 310., wenn er von dem damals regierenden Könige Friedrich II. sagt, „er mache schon jetzt die elenden Muthmaßungen des Verfassers vollkommen zu Schanden."

133) Die älteste, mir bekannt gewordene Spur dieser Verschiebung findet sich in der 1783 geschriebenen Vorrede des Herausgebers von Barth. Holzhauser's „Biographia" etc. (den vollständigen Titel siehe oben), wo es heißt: **In Vaticinio Monachi Lehninensis Hermanni valde paradoxum fuit, quod ab anno 1306 omnia tam exacte evenerint: illud autem magis percellit, quod post annum 1722, ubi Vaticinium hoc jam typis prodierat, visus fuerit Rex juvenis infra trigesimum aetatis annum regimen capessere, dum Maria Theresia magnum Monarcham in utero habens ingemiscebat, perturbato Germaniae statui componendo Carolus VII. Imp. par non erat, at Rex ille sat sibi roboris inesse sentiebat, ut Imperii Vexillo sese opponeret.**

134) Gieseler, S. 15.

135) Zuerst in der Ausgabe von 1808. Ihr folgt die Ausgabe des Herrn v. Schütz (Gieseler, 16) und die Breslauer Ausgabe vom Dr. S. 1848.

136) Diese sonderbare Erklärung findet sich schon im Preußischen Wahrsager (Seidel), 1741, wo sie aber — auf den Tod des Königs Friedrich Wilhelm I. an der Wassersucht bezogen wird. (S. 10.)

137) Eine Bestätigung des hier Gesagten kann folgende Beobachtung an die Hand geben. Wie oben bemerkt, haben Giesebrecht und Gieseler an einzelnen Stellen des Gedichts eine fast wörtliche Benutzung von Rentsch's Cederhaini nachgewiesen. Nicht minder zutreffen dürfte dies bei dem beregten V. 75, wenn man die Stelle bei Rentsch im Kapitel vom großen Kurfürsten S. 509 entgegenhält: „Mit gutem Recht kann selbiger Elector **Augustus**, der glück- und sighafte Vermehrer seiner Landen beigenahmet werden. Dieser hat zu denen anererbten Chur- und Fürstenthümern von neuem so viel gebracht, als er vorher besessen. Durch seine **prudenz** hat Er so viel als alle seine treffliche Vorfahrer insgesammt — seinem Zepter unterworfen." Dies alles ist der Inhalt von V. 72 — 75, und nun versteht man erst recht den inhaltreichen Sinn des Verses:

Sed nil juvabit, prudentia quando cubabit!

Damit wird zugleich jede Zweideutigkeit im Sinne dieses Verses gehoben, insofern unzweifelhaft das Komma hinter **juvabit**, und nicht, wie einige meinten, hinter **prudentia** gehört; denn es ist die **prudentia** des Kurfürsten Friedrich Wilhelms, nicht die seines Nachfolgers, gemeint. — O. Wolff hat diesen Vers unrichtig aufgefaßt, indem er (woran Niemand vor ihm dachte), darin einen für den großen Kurfürsten ausgesprochenen Tadel findet (S. 99 — 100, 165 — 166), als wenn der Prophet ihm die Klugheit abgesprochen hätte! „Denn der Pseudo-Hermann will nun einmal keinem Hohenzollern einen guten Nachruhm lassen, und findet, von seinem jesuitisch-katholischen und politisch-österreichischen Standpunkte aus, auch Grund genug zum Tadel

in Bezug auf den großen Kurfürsten." Allein gerade diese Voraussetzung von unbedingten Haß und Verachtung gegen alle Glieder des Hohenzollernschen Hauses ohne Ausnahme hat den sonst scharfsichtigen Verfasser verleitet, dem 75. Verse einen Sinn zu geben, welcher mit dem Inhalt der nächst vorhergehenden Verse unverträglich ist, dagegen durch die folgenden Verse seine Erklärung hinreichend findet. Es ist auch sprachlich nicht zu rechtfertigen, wenn er S. 165 den Sinn des Verses so paraphrasirt: „das wird alles zu nichts helfen, denn die Klugheit wird er gänzlich außer Anwendung lassen." Wörtlich übersetzt, wie es auf derselben Seite von ihm selbst geschieht:

„Aber nichts wirds nützen, wenn die Klugheit zu Rüste gehen wird,"

giebt der Vers auch den rechten Sinn. Die Beispiele vermeintlichen Mangels an Klugheit in der Politik des Kurfürsten, welche Wolff aufstellt, treffen weder die Sache, noch den Dichter der Weissagung. Der Hinblick auf die angeführte Stelle in Rentsch's Cedernhain wird dazu dienen, die Sache in das rechte Licht zu setzen.

138) Auf die Erklärung der Verse: **Mox juvenis fremit** — bis **vitam vult credere claustris** (ohne Rücksicht auf ihre Beziehung auf Friedrich II. oder dessen Vater, sondern aus der Idee des Gedichtes) komme ich weiterhin zurück.

139) Vgl. Gieseler a. a. O. 16. Vom Herrn von Bouverot, welcher sich der Weissagung von Lehnin eigentlich nur als eines Vehikels für kirchliche Propaganda bediente, erschien kürzlich ein Seitenstück in dem „Offenen Brief an S. Maj. den jetzt regierenden König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., und an alle Nichtkatholiken Europa's, in welchem dieselben an die nothwendige Einkehr in den Schooß der katholischen Kirche gemahnt werden, bei Gefahr furchtbarer Kriege u. s. w., in der Zukunft und bei Verheißung herrlicher Vortheile. Mit Bezug auf die Offenbarungen der h. Hildegard u. s. w. Düsseldorf 1850." Daß in diesem Jahre die Lehninsche Weissagung sogar in dem protestantischen England ihre Gläubigen gefunden hat, verdient bemerkt zu werden. Blackwood's **Edinburg Magazine**, Mai 1850, nimmt eine Art prophetischer Vision bei dem Urheber jener Orakel als ausgemacht an. (Vgl. Die Grenzboten, 1850, Nr. 25, S. 48.)

140) Neue Preußische Zeitung 1849, Nr. 54, S. 433. Nach dieser Argumentation würde selbst Martin Luther, weil er „seiner Geburt nach der katholischen Religion angehörte," unter den Protestanten noch nicht mitzählen. Dr. Meinhold hat übrigens bei dieser Art zu zählen in Dr. S., dem Verfasser der Breslauer Ausgabe von 1848, welcher selbst wieder die von 1808 benutzte, einen Vorgänger, der hier jedoch einer großen Inconsequenz sich schuldig macht, da er gleichzeitig (S. 30 — 31) den Versen 50 — 54 die Ueberschrift giebt: Kurfürst Joachim II., Erster Lutheraner. Die Willkühr dieses Auslegers und der ihm Gleichgesinnten tritt dadurch nur um so greller hervor. Den V. 49:

Hoc ad undenum durabit stemma venenum

übersetzt derselbe:

Länger als bis zum Elften des Hauses dauert das Gift nicht,

und bemerkt in der Erklärung, daß der Sänger als katholischer Geistlicher wohl recht hatte, die lutherische Lehre eine traurige Pest*) und den Urheber, von dessen Lippen die Fürsten diese Lehre saugen würden, eine gräuliche Hyder zu nennen (es steht übrigens bloß **serpens**, eine Schlange, da, der Uebersetzer substituirt der rein biblischen Vorstellung des Originals ein Bild aus der heidnischen Mythologie, ohne daran zu denken, daß die Schlange in den Naturreligionen Symbol der Weisheit, des allgemeinen Lebens, ja der Weltseele selbst war), ohne daß man die Härte ihm deshalb hoch anrechnen sollte!!" Wir lassen jedem seine Meinung und bemerken nur, daß die bei der Zählung der **11** Regenten angestiftete Verwirrung erst für immer beseitigt wird, wenn der **49.** Vers richtig verstanden wird. Das Verdienst, dieses Verständniß eröffnet und begründet zu haben, gebührt schließlich D. Wolff in seiner Schrift über die Lehninsche Weissagung S. **129** und **154**. Alle Herausgeber, Uebersetzer und Erklärer vor ihm construiren den **49.** Vers: **hoc venenum durabit ad undenum stemma**, welches wörtlich hieß: dieses Gift wird bis zum eilften Stamme oder Geschlecht dauern, wobei es denn nahe lag, mit v. Bouverot und v. Schütz zu schließen, daß der eilfte Fürst nur der letzte Protestant des Hauses sein werde, eine Annahme, welche sich sogar bei Weise (**Vatic. metrum D. Hermani etc. p. 167, 169**) findet, welcher übersetzt, Und dieser (**sic**) wird auch den letzten (**sic**) Stamm erreichen, mit der Glosse: „Es muthmaßet der Verfasser, die protestirende Religion werde bei dem Churhause Brandenburg bis ins eilfte Glied, von Churfürst Joachim **II.** an zu rechnen, verbleiben." Diese Schriftsteller nehmen **stemma** bald im Sinne von Stamm, bald im Sinne von Glied eines Stammes, und Gieseler übersetzt geradezu: „Bis zum eilften Gliede wird dieses Gift dauern." Allein, wie Wolff richtig bemerkt, **stemma** heißt ja bei den klassischen Schriftstellern wie bei den neuern Lateinern nichts anders als: Geschlechtsregister, Stammbaum, Geschlechtsreihe, nirgends: ein einzelnes Glied in der Reihe. Daß aber der Dichter hier nicht **11** Geschlechtsreihen oder Stämme im Sinne hat, sondern Glieder eines und desselben Stammes, springt in die Augen, da er sogleich die **11** Glieder des Einen Hohenzollernschen

---

*) D. Wolff (S. 93) glaubt, die Ausdrücke tristis pestis in V. 47 seien eine Anspielung auf den eignen Vers Luthers:

Pestis vivus fui, mortuus mors vestra ero,

in seiner Schrift: Vermahnung an die ganze Geistlichkeit, versammelt auf dem Reichstage zu Augsburg, 1530, den er aber auch 1546, kurz vor seinem Tode, mit Kreide an das Getäfel seines Wohnzimmers zu Eisleben in folgender Veränderung schrieb:

Pestis eram vivus, moriens ero mors tua Papa.

Wolff zeigt aber zugleich, daß das Luthern gegebene Beiwort pestis bei römisch-katholischen Schriftstellern des 17. Jahrhunderts, nicht blos bei Jesuiten, sich öfter findet. So redet Papst Urban VIII. in der Canonisationsbulle des Stifters des Jesuitenordens im Jahre 1623 von — Lutherus, monstrum teterrimum aliaeque detestabiles pestes ... (Mithin fällt auch der Grund weg, aus dem Gebrauche jener Redensart auf einen bestimmten Mann, z. B. Andreas Fromm, zu schließen.)

Stammes aufzählt. Ebenso wenig kann man annehmen, daß er etwa stemma willkührlich oder als eine Art von Synekdoche für Glied des Geschlechts genommen haben wollte, da V. 93 der 11te Regent deutlich stemmatis ultimus, des Geschlechtes letzter, heißt. Hieraus muß jedem einigermaßen philologisch gebildeten Leser die Unrichtigkeit der auf Tradition gegründeten frühern Construction und Uebersetzung klar werden; und wir müssen mit Wolff construiren: **Hoc stemma venenum durabit ad undenum**, dieser Gift-Stamm wird bis zum eilften (nämlich Gliede oder Sprossen) dauern. Wolff irrt nur in der grammatischen Auffassung von venenum, wenn er S. 129 und 155 bemerkt, das Wort stehe hier im adjektivischen Sinne, sei adjektivisch mit stemma zu verbinden. Die Belegstellen, welche er für diese Auslegung aufstellt: **Cicero pro Cluentio, 54. Sallust. Catil. II. Pandect. 48, 8, 3**, und welche von ihm aus Schellers großem lateinischen Wörterbuch, Art. Venenum, zu Anfang, entlehnt sind, beweisen diesen angeblich adjektivischen Gebrauch keineswegs, indem in allen diesen Stellen venenum deutlich als Substantiv gebraucht ist, jedoch mit dem adjektivischen Beisatz: malum, zum Beweise, daß venenum ursprünglich, wie das griechische φάρμακον, nicht absolut Schlechtes und Verderbliches, mit einem Worte: Gift, bedeute, sondern im Allgemeinen dasjenige, „was durch seine durchdringende Kraft die natürliche Beschaffenheit einer Sache ändert," also gut oder böse sein kann; darum venenum malum an jenen Stellen. In unserm Verse ist venenum hinter stemma einfache Apposition, und als solche mit dem Geiste der Sprache ganz im Einklange, wenn auch ungewöhnlich, wie das undenum in demselben Verse, nach Wilkens Bemerkung, welcher es aber auch unrichtig mit stemma verband (s. oben S. 17). Nun erst kommt Licht und äußerer, wie innerer Zusammenhang in diesen ganzen Gedanken, welcher gleichsam den Schwerpunkt der ganzen Weissagung bildet. Gleichwie Eva, vom Gift der Schlange des Paradieses angesteckt, ein durch die Sünde vergiftetes Geschlecht erzeugte, so die durch das Gift der „neuen Schlange" angesteckte Stammmutter der protestantischen Hohenzollern, Elisabeth. Dieser giftige Stamm beginnt natürlich mit ihrem zum Lutherthum übergetretenen Sohne, Joachim II., welches der Prophet mit allem Nachdruck hervorhebt: V. 50. **Et nunc is prodit etc.** Die unrichtige Auffassung des Dr. Meinhold und seiner Muster, namentlich des H. von Bouverot, beruht also zuletzt auf einem Uebersetzungsfehler, und wird durch die einfache Herstellung des grammatischen Sinnes aus den Angeln gehoben. Uebrigens hat Meinhold für seine Auslegung im katholischen Deutschland, namentlich in Baiern, wo der Lehninschen Weissagung, richtig verstanden, lange schon ein großes Gewicht beigelegt wird, sehr prekären Dank geerntet. Die Historisch-politischen Blätter wenigstens, welche seinen anti-protestantischen Tendenzen alles Lob spenden, bemerken doch mit einiger Ironie (Jahrgang 1850, S. 275): „Wir verstehen die Prophezeihung anders, achten aber die Absicht und das Gefühl dieses Auslegers. Geben die Ereignisse, an deren Schwelle wir stehen, ihr Recht, so werden wir, wie leicht begreiflich, nicht das Mindeste einzuwenden haben. Nur möge er umgekehrt uns gestatten,

unsere Agitation für die Preußische Hegemonie in Deutschland auch so lange zu vertagen, bis jene Conversion sämmtlicher Hohenzollern, die ja auch nach ihm die Grundlage und Vorbedingung der künftigen politischen Stellung dieses Hauses sein soll, wirklich stattgefunden hat." — Bayern ist, kann man sagen, für die den Glauben an die Lehninische Weissagung der klassische Boden geworden, da dort der Volkshaß gegen Preußen und das Haus Hohenzollern sich begierig an eine vermeintlich kirchlich-religiöse Grundlage, welche das Vaticinium zu bieten scheint, hängt. „Die frühere Scheu vor Erfurt (heißt es in einem Artikel aus München in der Deutschen Zeitung vom 23. März 1850) ist dem Spotte, dem Witze und allen Arten siegesgewisser Propheten gewichen. Die Ultramontanen getrösten sich mit dem **Vaticinium Lehninense** der letzten Tage der Hohenzollern . . . ."

141) Oben ist eine Stelle aus Seckendorffs **Journal secret** angeführt; hierher gehört noch die von Gieseler S. 26 beigebrachte Bemerkung von Denina's, **Essai sur la vie et le regne de Frederic II., Berlin 1788. p. 454: Il se moquoit assez de toutes les prédictions. Néanmoins il parut curieux de voir un certain livre de prophéties dans le goût de Nostradamus, qu'on disoit avoir eté trouvé dans le vieux monastère de Lehnin.**

142) Neun Bücher Preußische Geschichte, I. 28.

143) Ranke a. a. O. 29.

144) Es ist der **Discursus Politicus et Consilium Catholicum-Politicum** von dem Aufnehmen und der großen Macht des Churfürstl. Hauses Brandenburg, und wie demselben zur steuren und zur wehren, daß es den Catholischen nicht zur Haupt wachse u. s. w. Ingolstadt 1718. 4. Früher im Auszuge bei Pufendorf, **Res gestae Frid. Wilh. L. IV. § 10** und in Lünigs Staats-Consilia I. S. 1532. Einiges zur Geschichte dieser Denkschrift steht in Oelrichs Beiträgen S. 545—548. Küster hatte sich (l. l.) von einem „berühmten Manne" erzählen lassen, der wahre Verfasser jenes Bedenkens wäre — Christian Thomasius! Die Schrift wäre eine Mystification, um eine Widerlegung hervorzulocken, die auch nicht ausblieb, da der Herausgeber des Originals von 1718 einen Preis von 100 Dukaten auf eine wahre Widerlegung (die nämlich der Herausgeber für unmöglich hielt) gesetzt hatte. Schmeckt auch diese Herausforderung ein wenig nach Lust, zu mystificiren, so läßt sich doch die Echtheit der Denkschrift selbst nicht verwerfen, die auch Ranke (a. a. O. S. 31) anerkennt. Küster erscheint hier jedenfalls ebenso unkritisch, als wenn er in dem **vaticinium Lehninense** einen **lusus ingenii**, also auch nur eine Mystification, M. F. Seidels zu sehen versichert war.

145) Ranke, a. a. O.

146) Stenzel, Preußischer Staat II, 471. Da in Paris verboten wurde, dem evangelischen Gottesdienste bei fremden, also auch dem brandenburgischen Gesandten, beizuwohnen, so erwiederte dies der Kurfürst durch ein Verbot an seine Unterthanen, dem Gottesdienst bei dem katholischen, also auch dem französischen Gesandten beizuwohnen. Das. S. 437.

147) Stenzel a. a. O. III, 22.

148) Leibnitz Opp. VI, 144. An Hiob Ludolf (1697): Ego vero, quoties video, quo calore et, ut sic dicam, aestu armorum, Romana pars rem suam agat, quantum contra frigus et paene dixerim torpor occuparit Protestantes, non possum non ecclesiae male ominari. Illa quidem Deo curae erit: sed credibile tamen, luci praesenti successuram aliquam eclipsin nescio quam diuturnam .... diviso genere humano inter superstitionem et atheismum. . .

149) Früher hatte schon der allvermögende kaiserl. Minister Paul Hocher den Kaiser vor dem Wachsthum des großen Kurfürsten, als eines künftigen König der Vandalen, gewarnt. Puffendorf, XVIII, 1. (ad 1680). Sane nota est Pauli Hocheri vox negantis Pomeranium Electori reliquendum, quod ipsi nolint Regem Vandalorum habere. (Ueber Paul Hocher († 1683) und sein politisches Testament für Leopold I. giebt sehr anziehende Mittheilungen Hormayr in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege, 3. Abth. 1844. S. 522—527. Jesajas Pufendorf, Bruder des Historikers, nennt ihn: „purus putus Jesuita, selbigen Orden und consequenter Hispanis addictissimus; dannenhero ist er ein großer Verfolger der Protestanten, wird auch seinem Herrn allezeit nur consilia ad absolutam monarchiam spectantia suppeditiren.“

150) S. Buchholz, Geschichte der Churmark Brandenburg IV. S. 130 bemerkt, es sei gewiß sehr zu verwundern, daß der Kurfürst diesen Traktat eingegangen oder sein Minister sich von dem Wienerischen dahin bringen lassen. Der Vortheil von diesem Bündniß war augenscheinlich auf des Kaisers Seite von weit ausschlagendem Gewichte.

151) Mosers Patriotisches Archiv IX, 181—182.

152) Stenzel a. a. O. II, 443. v. Orlich, Geschichte des Preußischen Staates im siebzehnten Jahrhundert. II, 525. Mehr als Wahrscheinlichkeit hat über die mit dem Kurprinzen damals im Stillen betriebenen Unterhandlungen noch nicht ermittelt werden können. Hormayr's Angabe (Lebensbilder III, 19), daß man damals unter andern auch schon des Kurprinzen Lüsternheit nach dem Königstitel benutzt habe, beruht wohl auf einer Verwechselung. Manches Dunkle und Mythische hat sich den Beweisen über die Zerwürfnisse in der kurfürstlichen Familie angesetzt, was zum Theil in meinem Aufsatz: Zur Jugendgeschichte der Königin Sophie Charlotte (Mundt's Freihafen 1848. 3. Heft) aus den französischen Archiven aufgeklärt ward. Ein Paarmal sind diese Mittheilungen in neuester Zeit, wenn auch ohne Angabe ihrer Quelle, benutzt worden . . .

153) Stenzel III, 10. 12. Buchholz, a. a. O. 131. findet in diesen Intriguen die Ursache „der grausamen Kriege seiner Zeit.“ Denn, „da der Wiener Hof den Streit des Freitag genehmigte, und hernach Schwiebus wieder forderte und erhielt, so war damit alle Brandenburgische Anforderung auf Schlesien wieder in ihre volle Rechtskraft hergestellt.“

154) A. a. O. S. 438. Minder erheblich sind die Gründe, welche Gieseler S. 31. von dem v. 79., mit Bezug auf die Begünstigungen reformirter

Einwanderer, hernimmt, und daraus sogar das Jahr 1692, als die Entstehungszeit der Prophezeihung, positiv folgert. Denn diese Einwanderungen waren schon unter dem großen Kurfürsten zahlreich genug.

155) J. A. M. Brühl, Geschichte der Gesellschaft Jesu. Eine politisch-literarische Darstellung. Würzburg, 1846. S. 451.

156) Rinck, Leopold des Großen Leben und Thaten, I, 106. Derselbe erzählt S. 132., daß der Kaiser die hinterlassene Prophezeihung eines im Jahre 1649 im Geruche der Heiligkeit verstorbenen Jesuiten, P. Stribonius, von seiner Regierung „als eine Offenbarung Gottes stetig bei sich gehabt, wiewohl sie (setzt der Geschichtschreiber hinzu) in lauter generalioribus bestehet." Man findet diese Prophezeihung auf der folgenden Seite, S. 133—134.

157) Brühl, S. 590. Vgl. S. 488—489, wo die Triumphe des Ordens durch zahlreiche und vornehme Proselyten geschildert werden, namentlich in Irland, in Genf u. s. w. Jesuiten führten auch die beiden Kinder „eines der hauptsächlichsten Urheber des dreißigjährigen Krieges," Friedrichs von der Pfalz, in den Schooß der Kirche zurück; ebenso die Königin Christine. „Sie erhielten der Kirche und führten ihr zu viel mehr Individuen und Völker, als Luther und Calvin ihr geraubt."

158) „Unstreitig wandeln sie zuweilen im Schatten und bedienen sich sehr irdischer Mittel zur Erreichung eines großen und immer die Sache der katholischen Religion fördernden Zweckes" ... das. S. 489. Leibniz, welcher, erhaben über den Partheien, die Jesuiten nicht selten gegen ihre Feinde unter Katholiken und Protestanten in Schutz nahm, beklagte doch in einem Briefe, 1690, an den Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels den Verfall des Ordens, hauptsächlich darum, daß er bei seinen Gliedern weniger auf Verdienst, als auf politische Intrigue sehe: „le mérite n'est guère considéré parmy eux, et ils ne veulent que de gens d'intrigue; je sais que de très savans hommes, qu'il y a encore parmy eux, s'en pleignent eux-mêmes." (Leibnizens Briefwechsel mit Landgraf Ernst, herausgegeben von Rommel, II, 225.)

159) Stenzel, a. a. O. II, 441. K. A. Menzel, XI, 151. Der vollständige Titel bei Moser, Patr. Archiv, IX. 137. lautet: „Ungedrucktes und unterdrucktes merkwürdiges Testament Friedrich Wilhelms des Großen, Churfürstens zu Brandenburg, vom 20. März 1688. Aus einer Archival-Abschrift."

160) Vgl. den kritischen Excurs zu meiner Ausgabe von Leibniz's Deutschen Schriften, I. S. 3—23.

161) Patriot. Archiv, IX, 214—226.

162) K. A. Menzel, XI, 150—151.

163) So z. B. in einem Proteste des päpstlichen Nuntius zu Köln gegen ein Abkommen zwischen dem dortigen Magistrate und dem preußischen Residenten, worin die protestantische Religion: „damnata secta" und „haeretica labes" genannt wird. K. A. Menzel, IX, 341.

164) Moser selbst führt aus Pufendorf's Bericht über die letzten Stunden des großen Kurfürsten (a. a. O. 239.) unter anderm seine Rede an die hinterlassene Gemahlin des Marggrafen Ludewig an, worin er sie ermahnt, „bei der

evangelischen Religion zu beharren und ihr im entgegengesetzten Falle mit dem Fluche droht." — Als im Jahre 1685 Jakob II. den Thron von England bestieg, und man von ihm Beeinträchtigungen des protestantischen Glaubens in England besorgte, liess Friedrich Wilhelm durch seinen Gesandten dem Parlamente die Versicherung zukommen, daß er, als nunmehr das älteste und oberste Haupt der Reformirten, sich äußerst werde angelegen sein lassen, dasselbe mit Gut und Blut zu unterstützen. Hering's Beiträge, II, 15. H. v. Mühler, Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in der Mark. S. 151.

165) Schon Moser's Vater, J. Jac. Moser, erwähnt im Teutschen Staatsrecht, XXIV. S. 491. vom Jahre 1746. dieses Testaments, von dem er eine Abschrift besaß. (Patr. Archiv, IX, 188.) Er selbst, C. F. v. Moser, erhielt erst im Jahre 1688 aus einem Archive eine Handschrift, „welche an Papier und Dinte ein gleichzeitiges Alter mit dem Testament selbst andeutet, die Buchstabenzüge aber die vor andern sich so sehr unterscheidende Berliner Canzley-Handschrift beim Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts unleugbar darstellen." (ib. 189.)

166) Stenzel, a. a. O., III, 89. Aug. Theiner, Herzog Albrechts von Preußen erfolgte und König Friedrichs I. von Preußen versuchte Rückkehr zur katholischen Kirche. Augsburg, 1846. S. 41. Sugenheim, Geschichte der Jesuiten in Deutschland, Frankfurt a. M. 1847. II, 293. In einer dem Kurfürsten Friedrich III. im Jahre 1698 überreichten Denkschrift stellte dieser Jesuit dem Kurfürsten vor: „daß die Hohenzollern von der Vorsehung wohl dazu bestimmt sein könnten, dereinst großen Einfluß auf Deutschland auszuüben, solchen aber nie erlangen würden, wenn sie nicht zur katholischen Kirche zurückkehrten. Er rieth daher dem Kurfürsten dringend, die von ihm so heiß ersehnte Königskrone aus den Händen des heiligen Vaters zu empfangen, und somit seiner neuen Würde und Zukunft die Weihe der Kirche und der Heiligkeit aufzudrücken."

167) Patr. Archiv, IX, 207. „Das Herzogthum Preußen aber, wie ingleichen das Herzogthum Crossen und die Grafschaft Ruppin, nebst den Herrschaften Beskow, Storken und Schwiebus, soll alsdann dem zur Zeit regierenden Kayser, oder, sofern niemand mehr von dem Haus Oesterreich auf dem Kayserlichen Stuhl wäre, was Gott in Gnaden abwenden wolle, Demjenigen, welcher von dem Haus Oesterreich die Böheimische Cron besitzt, zu Theil werden." Also Oesterreich soll in jedem Fall das Beste der brandenburgischen Spolien erhalten.

168) So hat der Prinz Eugen die hauptsächlichsten Veränderungen und Katastrophen des 18. Jahrhunderts mit einer bewundernswürdigen Schärfe des Blicks verkündigt. (S. die Vorrede zu seinen Schriften.)

169) So z. B. in dem Hymnus in nativitate Domini, welcher anfängt:

„A solis ortus cardine: —
„Enititur puerpera,
„Quem Gabriel praedixerat —"

170) **magna puerpera**, wie **magna sacerdos**, die große, ehrwürdige Priesterin, bei Virgil. Aen. IV, 544. (cf. Scheller s. v.) — Nach Wilken (a. a. O. S. 183) wären die Worte: **magna gemit** mit einander zu verbinden, und **magna** nicht als Epithet von **purpera** anzunehmen. „**Magna gemit** ist so viel als **magnum gemit, i. e. vehementer gemit**: während die Mutter heftig seufzt." Wenn nun auch der Sprachgebrauch der römischen Dichter diese Auslegung zu begünstigen scheint, so spricht doch wohl die Wortstellung mehr für das: **magna mater**.

171) Almanach sämmtlicher Klöster und Ritterorden. II. Abth. Breslau, 1844. S. 411—417. (Camenz ist heute Eigenthum der Prinzessin Albrecht von Preußen: Prinzessin der Niederlande).

172) Der Herausgeber der Lehnin'schen Weissagung von 1808 bezieht gar v. 82—84. auf die Kaiserin Maria Theresia; „auf die Nachricht vom Tode ihres Gemahls Franz wollte sie die Regierung niederlegen und in ein Kloster gehen; aber die Zeit heilte den Schmerz." (Schmidt, S. 65.) Ihm folgt der Breslauische Herausgeber von 1848 (Dr. S.). S. 50. — Dr. W. Meinhold ist auch hier originell. Er übersetzt: „Weht es im Süden herauf, will Leben er borgen den Klöstern!" und erklärt es so: „Joseph II. erhob nach dem Tode seiner großen Gebährerin einen heftigen Sturm im Süden gegen die Klöster, während Friedrich . . . ihren Fortbestand sicherte, . . . der jedoch dem alten Seher allerdings nur als ein geborgtes Leben erscheinen konnte!!" (Neue Preußische Zeitung a. a. O. S. 433.)

173) Interessant ist die von Friedemann (a. a. O. S. 164) gegebene Nachweisung, daß der Halbvers: **veteres migrate coloni**, auf welchen in chronologischer Hinsicht so viel Gewicht gelegt wird, wörtlich dem Virgil, **Bucol. Ecl. IX**, v. 9. entlehnt ist:

> **— Quo nunquam veriti sumus, ut possessor agelli**
> **Diceret: Haec mea sunt, veteres migrate coloni."**

Der trübselige erste Halbvers: **nil superest boni**, scheint erst durch diese Reminiscenz, des Reimes wegen, hervorgerufen zu sein.

174) Monatlicher Auszug neuer Bücher, 1702. August. S. 32.

175) Die Hauptstelle hierüber mit den Belegen findet man in Jacob Grimm's Vorrede zu der von ihm und Andr. Schmeller herausgegebenen Lateinischen Gedichten des X. und XI. Jahrh. Göttingen 1838. S. XXIV—XXVI. „In ihnen (die Leoninen) ergeht sich die Klosterpoesie am behaglichsten und ihre Feierlichkeit fordert sie, daher Inschriften für Gräber und Glocken, kleinere Sprüche und Memorabilien fast nur in ihnen verfaßt wurden." Aber auch namentlich Vaticinien, wenn auch apokryphische, wenigstens verdächtige, z. B. das auf den Papst Bonifaz VIII.:

> **Vulpes intravit, tanquam leo pontificavit,**
> **Exiit utque canis, de divite factus inanis.**

(Schröckh. XXVI, 584.)

176) In Tenzels monatlichen Unterredungen vom J. 1689 S. 848 ff. wo die Prophezeihungen Joh. Lichtenbergers, echte und untergeschobene, beleuch-

tet werden, wird unter andern eine angeblich in einem französischen Cisterzienser-Kloster gefundene, aus 11 leoninischen Versen bestehende Weissagung von dem im Jahr 1689 bevorstehenden Untergang Frankreichs mitgetheilt und besprochen. Sie fängt an:

Milleno bis trecenteno, bis quadrageno
Et post hoc nono, finem tibi Gallia pono —

wahrscheinlich von einem französischen refugié erfunden. Was Tenzel den kritischen Unterredner, Antoni, darüber sagen läßt, paßt ganz auf unsern Fall. „Man siehet wohl, daß der Auctor die Rhytmos der alten Mönche hat imitiren wollen, er hat aber die Kunst nicht recht gekannt, und hin und wieder die Verse gar zu zierlich gemacht .... mundus vult decipi. Und je curieuser die Leute sind, zukünftige Dinge zu erforschen, je mehr sich ihrer finden, die ihnen neue Inventiones vor alte Weissagungen verkaufen."

177) Polyc. Leyser l. l. Praef. p. 4. — quorum alumni et huic poematum conformationi operam dare solent.

178) Monatlicher Auszug neuer Bücher. 1700. Decemb. S. 715.

179) Jacobo Rege. — Vgl. Leibnizens Deutsche Schriften II. S. 371—372. In dem monatl. Auszuge leitet Leibniz diese Parodie mit einigen Betrachtungen über die Unduldsamkeit „einiger unter den Römischen Geistlichen" ein, welche „aus Eifer gegen die von ihnen eingebildeten Ketzer nichts darnach fragen, sondern sich vielmehr freuen sollten, wenn alles drunter und drüber ginge, ja selbst das Vaterland und die allgemeine Freiheit Noth litte." Der Verfasser dieser „nicht ohne Ingenio" gemachten Parodie hoffe, daß die Vereinigung der Kronen Frankreichs und Spaniens in dem Hause Bourbon werde der Holländischen Republik, folglich der ganzen reformirten Religion den Garaus machen: worauf aber die Evangelische wohl auch würde folgen müssen, dagegen man Eine feste Burg ist unser Gott billig singe" ... „Man setze sie deswegen hierher, schließt dieses Vorwort, daß man hofft, es werde solche Unternehmung bei Verständigen allerseits ein großes Mißfallen erwecken und, eines Theils, durch deren Zurede, Andere von dergleichen schädlichen Hitzigkeiten und unzeitigen Aeußerungen künftig abgehalten werden; andern Theils aber werde man desto mehr beherzigen, wessen man sich zu dergleichen Leuten zu versehen, und wie um so viel mehr ein gutes Vernehmen und Wachsamkeit erfordert werde."

Neuerdings ist durch Pertz in Leibnitzens Gesammelten Werken, Erste Folge. 4. Band (Hannover 1847. S. 327—328) aus Leibnizens ungedruckten Papieren ein Gegenstück zu dieser Parodie des Hymnus: Dies irae, dies illa bekannt worden, welche, Strophe für Strophe, die Hoffnung der evangelischen Sache, den Verwünschungen der Parodie gegenüber, festhält. Ich setze die zwei letzten Strophen, welche den im Texte mitgetheilten entsprechen, her:

Confutatis Papae brutis
Lege, fide, substitutis,
Redde mihi spem salutis.

Oro supplex et acclinis
Persecutor fiat cinis
Lacrymarum ut sit finis.

(Dieses Gegenstück zu der Parodie führt als Ueberschrift: **Altera editio a mendis castigata et Leodium remissa. 1701. Jan.**, weil die Parodie von Lüttig gekommen war — **Leodio missa** — hiernach hat es den Anschein, als hätte Leibniz sein Gegenstück als Flugblatt verbreitet. Es dürfte unmöglich sein, hierüber zur Gewißheit zu kommen, wenn sich dies Stück nicht etwa in einer Sammlung jener Zeit befindet. Man sollte aber erwarten, daß Leibniz ein Exemplar davon aufbewahrt hätte.)

180) **Vaticinium metricum D. F. Hermanni etc. p. 55—56.**

181) Spieker a. a. O. S. 146. „Dieses Gerücht von einer alten Lehninschen Prophezeihung benutzte ein Zeitgenosse des großen Kurfürsten u. s. w."

182) Allgem. Zeitschrift f. Geschichte 1846. S. 186. Desgleichen O. Wolff, welcher auf die Voraussetzung der Existenz jenes vorgeblich alten Textes viele künstliche Combinationen baut, die alle mit jener Voraussetzung von selbst fallen.

183) a. a. O. S. 469.

184) Neue Preuß. Zeitung. 1849. Nr. 72. S. 582.

185) Ohne Druckort. 4°. S. 12—14. Neu aufgelegt unter dem Titel: „Der neuvermehrte Preußische Wahrsager, oder: Wundersame Prophezeihungen von den Regenten des Churfürstlichen Hauses u. s. w. Zu finden in Wien, Paris, Stockholm, Petersburg, Dresden und im ganzen Reich. 1758. in 4°." (Weggelassen ist auf dem Titel die besondere Erwähnung des „Bruder Hermans von Lehnin" und der pseudonyme Name: Zoroaster. Diese Weglassung giebt jedoch keinen hinreichenden Anlaß, mit Schmidt, S. 28. anzunehmen, daß der Herausgeber nun gezweifelt habe: daß ein Mönch Herman Verf. der Verse gewesen.

186) Die erste Auflage erschien 1741 in Bremen. Ich habe die zweite vor mir. 1758 kam schon die fünfte Auflage heraus (nach W. H. Schmidt S. 28).

187) G. D. Seiler giebt von der Vision des Domkustos nur den Schluß, „welcher noch in Erfüllung gehen sollte;" „weil sie, sagt er, nicht nur vor wenig Jahren wieder aufgelegt worden, sondern auch bekannte und schon erfüllte Dinge enthält." Der Europäische Staatswahrsager giebt S. 169—176 die Vision vollständig, ohne sich auf die angeblich um wenig Jahre ältere Auflage derselben zu berufen. Zwar citirt schon Weise die angebliche Vision Flörke's und da seine Arbeit 10 Jahre vor ihrem Erscheinen in der Handschrift herumging (nach Küster **Specimen XX. § 9 p. 7**) mithin bereits in das Jahr 1736 zu setzen ist (sie erschien 1746) so würde die fragliche frühere Auflage der Vision mindestens bis 1736 hierauf zu setzen sein. Allein merkwürdiger Weise beruft sich Weise a. a. O. S. 55 auf den „Neuvermehrten Preußischen Wahrsager mit der Jahreszahl 1758! was offenbar nur Druckfehler ist. So viel ist gewiß, daß auch Weise von jener frühesten Auflage aus dem 17. Jahrhundert nichts wußte. —

188) Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolck. Von Hoffmann von Fallersleben. Breslau 1833. S. 6—7. Der Europ. Staatswahrsager, liest Barthold, offenbar aus Unwissenheit des wahren Namens, indem dieser bei Seyler abgekürzt steht (Barth.). Er nennt ihn den damaligen Poeten Barthold R., also einen, den man als bekannt annehmen solle. —

189) Nicolai (Neue Berliner Monatsschrift. II. Juli—Dec. 1799 S. 300 Ueber den ältesten Bücherdruck in Berlin) nimmt zwar an, daß im J. 1620 gar kein Buchdrucker in Berlin gewesen sein müsse, weil die Landesherrlichen Edicte in diesem Jahre nach Frankfurt an der Oder an Hansen Eichhorn zum Druck geschickt worden. Aber diese Annahme bestätigt sich nicht. Die Königliche und Universitäts-Bibliothek zu Breslau besitzt die auf die Geburt des großen Kurfürsten gehaltene Predigt mit dem Titel: „Frewden Vnd Dancksagungs Predigt, Vber der grossen Wolthat, dem Hause Brandenburck erwiesen; Alß Dem .... Herrn GEORG WILHELM, Marggrafen zu Brandenburgk u. s. w. den 6. Februarii zu Mittage ihr Erstgebornes Chur-Herrlein zur Welt geboren ward. Gehalten .... im St. Marien-Kirche zum Berlin, durch NICOLAUM Elerdt, Predigern daselbsten. Gedruckt zum Berlin, durch George Rungen, Im Jahr 1620. 4." Zwei andere Schriften aus den vorhergehenden Jahren tragen als Ort und Jahreszahl: „BERLINI Typis haeredum Christophori Rungii. ANNO. M. DC. VIII. und Gedruckt zum Berlin im Grawen Kloster, durch Christoff Rungen (seligen) Erben, Im Jahr 1610. 4." Nicolai irrte sich also auch darin, daß er, gleich hinter dem angeführten Orte, aus gewissen Umständen schloß: „Runge oder sein Vater seien entweder vorher (nämlich vor 1621) nicht wirklich nach Berlin gekommen, oder wieder weggezogen."

190) Es ist wahrscheinlich, daß derjenige, welcher die Vision und die Lehnische Weissagung im Namen eines Flörckes erdichtete und herausgab, einen falschen Druckort und Jahreszahl auf den Titel setzte, ein in den Annalen der Bibliographie und Typographie öfter vorkommender Betrug. Eines ähnlichen Betruges, mit Beziehung auf eine angebliche Postille Lichtenbergers Wittenberg 1512 zeigt Tenzel a. a. O. nach. Vgl. den Europ. Staatswahrsager S. 353—355.

191) Der Friedrichswerder ward als eine neue Stadt unter dem großen Kurfürsten 1660; die Dorotheenstadt 1676 gegründet: der Mühlendamm 1683 verschönert u. s. w. (Nicolai, die königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam. III. Auflage I. S. 149. 166. 127.)

192) Dieses berühmte Kunstwerk ward im Jahre 1703 auf der langen Brücke aufgestellt. Nicolai, I., S. 70.

193) Nicolai, III., 1006. In Bezug auf eine Stelle in den Mémoires de Brandenbourg Friedrichs des Großen, wonach scheinbar Charlottenburg schon vor dem Tode der Königin Sophie Charlotte diesen Namen geführt hatte, vgl. meine Anmerkung zu der Biographie Leibniz's, II. S. 222 und Anmerk. S. 21.

194) Die große Krone ist die deutsche Kaiserkrone und durch die neun kleinen Kronen um dieselbe — sind offenbar die neun Kurfürsten gemeint. Neun Kurfürsten im Reiche hat es bekanntlich erst seit der Ernennung Hannovers (Braunschweig=Lüneburg) im Jahre 1692 gegeben, bis im Jahre 1777 die Zahl auf acht sank. Der Seher hat also im Jahre 1620, da es erst noch sieben Kurfürsten gab (der achte kam 1648 mit Kurpfalz hinzu) vorausgesehen, daß ihre Zahl nach hundert Jahren um zwei steigen werde! Daß es einen Augenblick gar 10 Kurfürsten geben werde (1803—1806) scheint dieser Seher doch nicht geahnt zu haben!

195) Hierzu giebt Seyler in Parenthese die Erklärung: „d. i. Johann Huß, der anno 1417. zu Costnitz verbrannt worden, da zu gleicher Zeit Kayser Sigismundus das Brandenburgische Haus mit dem Churhut geziert."

196) Im Europäischen Wahrsager S. 349 steht ein Stück der Art, das auf Lichtenbergers Rechnung ging.

197) Leutingeri Opera ed. Küster. II. p. 1239., im Auszuge im Preußischen Wahrsager S. 12 und Europ. Staatswahrsager S. 165. Wie wenig man jedoch auf Leitingers Aussagen überall bauen könne, haben neuere Forscher öfter gezeigt (vgl. Spieker a. a. O. 1. 95).

198) Der rothe Adler im silbernen Schilde, bekanntlich das brandenburgische Wappen.

199) „Weitere Ausführung derer ohnlängst bekannt gewordenen, und jetzo in einen Zusammenhang gebrachten, auf das allerdurchlauchtigste Königl. Haus Preußen und dessen noch bevorstehende glückliche Fata, abzielender nachdenklichen, wundersamen und in gegenwärtige Zeiten eingeschlagenen Weissagungen. Oder: die Glückseligkeit und immer steigende Macht des hohen Königl. Hauses Preußen, wie solche sogar durch höchst wunderwürdige und erstaunliche Weissagungen vorher verkündigt worden, woraus zu sehen, daß solche nicht sonder merkliche Concurrenz göttlicher Vorsehung, insonderheit unter dessen jetzigen preißwürdigsten, und allen Ruhm weit übersteigenden Ober=Haupt sich ausbreite und fernerhin ausbreiten werde." Frankfurt und Leipzig. 1741. 4.

200) „Wenn man diese angeführten Worte mit obiger lateinischen Vorhersagung zusammenhält, so folget daraus, daß entweder gedachter Flörcke eine ganz andere Abschrift von der Lehninischen lateinischen gehabt haben, oder eine von beyden unrichtig sein müsse."

Dagegen ist das ganze, aus 15 leoninischen Versen bestehende Vaticinium des Frater Hermann von Lenin, welches Henkel S. 313 mit einer kurzen Einleitung mittheilt, und worin, mit Berufung der 2300 Tage des Propheten Daniel, der Untergang des Papstthums und die Erhebung eines protestantischen Hauses zum Kaiserthum prophezeit wird — wie schon Giesebrecht a. a. O. S. 469 richtig gesehen hat — nur eine von Henkel erfundene Travestie unsers Vaticiniums.

201) Z. B. in dem Gedichte: Die Glückseligkeit des Hauses Brandenburg in den „Neben=Stunden" unterschiedenen Gedichts (von Canitz und einigen andern, zu Theil Ungenannten). Berlin 1708. S. 137.

202) „Die Weissagungen des Mönchs Hermann zu Lehnin über Preußen und jene des Benedictiners David (sic) Speer zu Benedict-Beurn über Bayern. Augsburg 1848." 8. (406 S.)

203) A. a. O. S. 285. Das Vaticinium Speers ward kurz darauf nachgedruckt in dem „Buch der Wahr- und Weissagungen." Regensburg 1849. Nr. XIV.

204) Literaturblatt zum Morgenblatt. 1848. Nr. 76 — 77.

205) A. a O. S. 308.

206) S. 123 der Meinholdschen Ausgabe der Weissagung.

207) Durch ein seltsames Versehen hat Simon Speer auf dem Titel der Boost'schen Schrift den Vornamen: David erhalten.

208) Meinhold schreibt in seiner Ausgabe der Weissagung S. 124 kurzweg: „Das Leben dieses Mönches steht in der Historia Frisingensis ed. Michelbaeck (sic)." (Da steht es eben nicht.)

209) Chronicon Benedicto-Buranum in quo . . . historia Germaniae a saeculo Christi VIII. usque ad saeculum XVIII. quam maxime non tantum elucidatur etc. opera et studio P. Caroli Meichelbeck. Opus posthumum, cur. P. Alph. Haidenfeld. Sumptibus Monasterii Benedictoburani. Anno 1753. fol.

210) Ita R. P. Simon numerum eorum ex nostris, qui ab Hunnis olim et aliis pravis hominibus ejusmodi tormenta in fidei aut fidelitatis odium perpessi sunt, feliciter auxit. Ib.

211) Gieseler, S. 65, wo aber vielleicht nur die Meinung Boost's ausgedrückt werden sollte.

212) Näheres über die Verdienste Meichelbeck's findet man in der Vita autoris R. P. Car. Meichelbeckii zu Anfang des Chron. Benedictobur. p. L — LXVIII.

213) Ein Schriftsteller denkt zwar eines Chronicon Lehninense und Chorinense ganz unbestimmt, doch hat man bisher keine Spur davon entdeckt. Mehr hierüber bei Spieker a. a. O., I., S. 521.

214) Anecdota Boineburgica, II., 792. plerasque (sc. prophetias) scripto tradidit Imperatori Ferdinando, vehementer ad hoc faciendum interno spiritu impulsus, et mox aufugiens, eodem spiritu impulsus, Monachium quasi currendo profectus est, ejusdemque libelli exemplum obtulit seren. Maximiliano. . . . Comenius, welcher die Prophezeihungen der Christiane Poniatowski (Poniatovia), des Drabitius u. A. in seiner Schrift: Lux e tenebris herausgab, überschickte sie dem König Ludwig XIV.; und Leibnitz erzählt (Nouveaus Essais sur l'entendement humain, Livr. IV., Chap. 19) im Verfolg einer längern Betrachtung über neuere Propheten und Prophezeihungen, auf welche wir zurückkommen (s. Erdmanns Ausgabe S. 409): „Ich habe einen Mann gekannt, welcher während des Krieges, welcher durch den Frieden von Nimwegen geendigt wurde, nach Frankreich ging, um die Minister Herrn von Montausier und von Pomponne auf Grund der von Comenius herausgegebenen Prophezeihungen zu belästigen; und er hätte

sich vielleicht selbst für inspirirt gehalten (denke ich), wenn es ihm begegnet wäre, seine Vorschläge in einer Zeit, wie die unsrige (geschrieben 1703, während des Ungarischen Aufstandes) zu machen."

215) K. Mannert, die Geschichte Bayerns. I. Theil. 1826. Zweites Buch. „Die Wittelsbacher für immer." —

216) Tandem sceptra gent qui stemmatis optimus erit,
Et pastor gregem recipit, Bojaria regem,
Buron cunctorum penitus oblita malorum etc.

Vergleiche das Vatic. Lehn., V. 95, seq. —

217) Vgl. den Artikel: Benedictbeuern, im Conversations-Lexicon. I. Band. S. 777.

218) Wenn gefragt wird, wie denn der Entdecker des Vaticinium von Benedictbeuern auf die so bestimmte Jahrszahl der Entstehung (1599) gekommen sei, so giebt uns darüber Meichelbeck Aufschluß: er nennt dieses Jahr als die Epoche der Aufnahme Speers in das Kloster; aber auch weiter nichts. Der Entdecker brauchte eine Jahrzahl: hier fand er eine.

219) Vaticinium metricum, Vorrede S. 14, in der Anmerkung.

220) Frater Hermannus Leninensis redivus. S. 304.

221) Brem- und Verdisches freiwilliges Hebopfer, 7ter Beitrag. Stade und Leipzig 1753. S. 801, nach dem Citat bei Gieseler a. a. O., S. 46.

222) Specimen XX., § 18, p. 12. Id vero fundamento plane caret, quod de Nicolao quodam de Zizwiz perhibetur etc.

223) Allgem. Zeitschrift für Geschichte, 1846, S. 445.

224) Gottscheds eigene Bemerkungen zeigen übrigens, daß er einen sehr verwirrten und lückenhaften Text vor sich gehabt haben müsse, und sind ohne allen Werth.

225) Die Weissagung von Lehnin und Christoph Heinrich Oelven. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte Berlins. Allgem. Zeitschrift für Geschichte. Bd. VI., 1946, S. 433 — 478.

226) Friedemann, Zeitschrift für die Archive Deutschlands. Gotha, 1847, S. 161, findet die Gründe wenigstens „nicht sofort abzuweisen."

227) Diese Zueignung ist, mit einem allgemeinen Titel, dem ersten Jahrgang vorgedruckt; auf der Rückseite des Titels steht die Anrede: A Son Excellence Monseigneur le Comte de Witgenstein, Grand-Marechal de la Cour, Président de la haute Chambre des Domaines, Regales etc. — Die ersten drei Monate sind bei Johann Lorenz in der Nagelgasse, alle übrigen bei Ulrich Liebpert, Königl. Preuß. Hof-Buchdrucker, Cöln an der Spree, und der Gesammt-Titel bei Johann Wessel in der Dorotheen-Stadt gedruckt. Unter der Zueignung ist der Name: Oelven, ohne jeden Beisatz, ausgeschrieben.

228) Ouy, Monseigneur, le nom de la Tresillustre (sic) et Tres-excellente famille des Comtes de Witgenstein m'a été imprimé depuis le berçeau par le soin de feu mon Père, lequel s'est mille fois loué des bonneurs et des bienfaits de ce grand Heros, qui a servi avec tant d'éclat

Fréderic Guillaume etc. Tous deux servoient le même Maitre dans les affaires d'état au traité de Munster et dépuis etc.

229) Ueber ihn ist mir durch die Güte des Herrn Geheimrath Koehne aus den Papieren des Geheimen Staatsarchivs folgende Auskunft gegeben: „Gottlieb (nicht Gottlob) Heinrich Oelven muß schon vor dem Jahre 1656 Geheimer Canzlist gewesen sein, denn in der ihm sub dato Cöln an der Spree d. 26. Juni 1656 ertheilten Bestallung als Staas-Sekretär heißt es: Er wurde dem Kurfürstlichen Statthalter Johann Grafen zu Sayn-Witt zum jetzigen bevorstehenden Feldzuge als Staabs-Secretarius zugeordnet, so, daß er dasjenige, was ihm von dem General-Wachtmeister auszufertigen, zu schreiben, und sonst zu verrichten committirt werden wird, besten Fleißes sowohl Nachts als Tages u. s. w. in Acht nehmen solle u. s. w. und weiterhin: „er solle nicht allein seine gage als Geheimer Canzlist, die er bisher jährlich gehabt, behalten, sondern auch u. s. w." — Ferner: „Wann H. H. Olven geheimer Canzlist geworden, und wann er gestorben, constatirt nicht. Unter den Personen, welche dem Grafen zu Wittgenstein in Osnabrück beigegeben gewesen sind, ist sein Name nicht genannt." Eine Verwechselung des Auftrages von 1656 mit den von G. H. Oelven so bestimmt angegebenen Geschäften seines Vaters bei den westphälischen Friedensunterhandlungen ist wohl nicht anzunehmen. Dieser Punkt bleibt noch aufzuklären.

230) Präsenten, Oct. — Novr., 1708, S. 221. Für den Geschichtschreiber der Stadt Berlin mag diese Schilderung der Vorzüge, aber auch der Schattenseite der damaligen Residenz einigen Werth haben. So nennt er es: „die Lust und Freude der frommen Nationen, aber auch die Zauberhöhle der Circe vor die Leichtsinn- und schlüpfrige Jugend," und daß die „Lampen des Glaubens und der Liebe" aus „Nachlässigkeit, Gottes Verachtung, Heucheley und schändlichen Betrügereien, Falschheit und verdammlichen Uebermuth erloschen . . ."

231) Zu Anfang der gedachten Zueignung. **Je me trouvais à Versailles lorsque le Doge de Gênes ût l'honneur etc.**

232) Präsenten, Jan. 1709, S. 28.

233) Das. Juni 1709, S. 43 — 48.

234) **Lettre à Monsieur Charles d'Ancillon, conseiller d'Ambassade du Roy et Juge superieur des François refugiés etc. au sujet de son livre intitulé: La Vie de Solyman. Berlin. Chez Jean Wessel, Imprimeur du Roy.** Mit dem Datum: **Berlin, ce 7. de Mars 1706.** Unterzeichnet: **OE.** (5 Seiten, in 4., dem Breslauer Exemplar der „Präsenten" beigebunden.)

235) Aus Kappens Sammlung vertrauter Briefe zwischen Leibniz und Jablonski, S. 254, ersieht man, wie mancher damalige Gelehrte sich an die neue Societät herandrängte, in der Hoffnung, ein Salarium zu empfangen.

236) Irrig hielt Giesebrecht a. a. O., S. 449, diese **Pastilles** für eine selbstständige „Sammlung deutscher Gedichte." Sie stehen zu Anfang des December-Heftes 1708 der „Präsenten," S. 230 — 234, und sind überaus geschmacklos.

237) Fliegendes Blatt (a. a. O.)

238) Ueber den ersten Streit vgl. Giesebrecht a. a. O., S. 457 — 459. **Histoire de la vie et des ouvrages de M. La Croze, par Jordan, p. 98—102.** Seine Streitschrift gegen Bayle steht verdeutscht in Oelvens Beiträgen u. s. w., S. 289 — 308. (In den von Chr. Kortholt herausgegebenen **Epistolae Leibnitii ad diversos, T. I., 1732, p. 405,** ist in dem Briefe Leibnizens an Lacroze vom 23. Sept. 1709, worin von Oelven die Rede ist, die ganze längere Stelle hinter: **mettre en peine,** nämlich von: **Vous saurez sans doute** bis **marque le ridicule de cet homme,** ausgelassen. Was dann bei Jordan p. 101 folgt: **Ainsi lui et ses semblables,** ist abgekürzt und verändert in: **De semblables objets ne devoient point etc.** Diese Auslassung rührte von Lacroze selbst her, welcher dem Vater Kortholts, Sebastian K., Abschriften von Leibnizens Briefen mitgetheilt hatte, wie aus der **Praefatio** hervorgeht. Dutens ließ in **Leibn. opp. V., 494** den so verstümmelten Brief wieder abdrucken, ohne auf Jordan, der aus dem Originale noch mehr mittheilt, Rücksicht zu nehmen. Die Antworten von Lacroze liegen noch ungedruckt in der Königl. Bibliothek zu Hannover.

239) Nämlich in einem Epicedium auf den Tod des Baron Daniel Rudolf von Dankelmann, im März-Präsent, 1709, welches anfängt:

> **Omnis homo Bulla est, dextra quam sustinet autor**
> **Humani generis etc.**

und weiterhin:

> **Illa quoque immensi, quam cernis REGIA coeli**
> **Cum tellure sua quid nisi BULLA eluit.**

Hierzu die Anmerkung: **Excussit egregie, ut solet, thema hoc summus Germaniae polyhistor et philosophus illustris G. G. Leibnitius in tr. physico singulari** (es ist der kurze Entwurf der **Protogaea,** den Leibniz in den **Acta Erudit.** des Jahres 1693, S. 49 ff., veröffentlichte, gemeint.)

240) Friedemann sagt zwar in seinem Artikel über das **vatic. Lenin.** a. a. S. 161, Oelven sei als Secretair der geheimen Canzlei zu Berlin 1716 gestorben, aber ohne eine Quelle anzugeben. Dieser Angabe muß eine Verwechselung zu Grunde liegen. Auf eine Anfrage dieserhalb beim geheimen Staatsarchive wurde ich durch Herrn Archivrath Koehne belehrt, daß die Adreßbücher von Berlin von 1704 bis 1716 von einem Geheimen Canzlisten Oelven nichts sagen, sondern nur in den Jahren 1707 und 1708 den Rittmeister Christoph Heinrich Oelven als Mitglied der Societät der Wissenschaften nennen. Ein chronologisches Verzeichniß der Beamten der Geheimen Canzlei ist nicht vorhanden. —

Ich erwähne noch, daß dem Breslauer Exemplare der „Präsenten" vor dem Titel ein Blatt eingeklebt ist, entsprechend demjenigen, welches Oelven, im Elende, an den Rath Hülsemann († 1716) geschickt, und den noch Küster besessen hat (bei Giesebrecht a. a. O., S. 459). Er enthält die Worte: **A Monsieur Monsieur de Hulsman Conseiller Privé du grand Tribunal des appellations et de la Chambre de Justice pour sa Majesté.** Darunter

ein Zug: L und: **Date Belisario obulum.** Ob es das Autographon oder nur eine Abschrift sei, entscheide ich nicht.

241) „Vaullelmont," wie in den **Entretiens sur la divers sujets d'Histoire** von Lacroze p. 234 und bei Giesebrecht a. a. O. S. 448 gedruckt ist, ist nur ein Druckfehler; ohne Zweifel ist hier der ältere Van Helmont, Johann Baptista, der **philosophus per ignem,** welcher 1644 starb, gemeint. Sein Sohn, Franz Merkur, ein Zeitgenosse Oelvens, der sich an den Höfen von Hannover und Berlin aufhielt, war übrigens auch Theosoph und Mystiker.

242) October= und November= (Doppel=) Heft von 1708. S. 202.

243) September 108. S. 188. Juli und August 1708. S. 152. Im October — November 1708, S. 199, heißt es: „Gleichwie die Päpste unterschiedliche Schnurpfeifereien haben, als Reliquien, **Agnos Dei,** Geweihte Wachskerzen u. s. w., also haben sie auch vor große Potentaten geweihte Windeln, Degen und Güldene Rosen u. s. w." (Hier folgt ein Stück aus der kirchlichen Archäologie über die Bedeutung der goldenen Rose.)

244) Das Erfinden künstlicher Anagramme war im 17. Jahrhundert bis in das achtzehnte hinein eine so allgemeine Bemühung, daß für Oelven und seine Individualität gar nichts Besonderes daraus zu schließen ist. Außer Oelven machten auch Andere zur Feier der dritten Vermählung Königs Friedrichs I. 1708 Anagramme, wie man aus der Beschreibung dieser Feier in der Europäischen Fama dieses Jahres (73. Theil, S. 908 — 909) sieht. So brachte, heißt es hier, die bekannte künstliche Feder zu Leipzig (?), deren die Europäische Fama oftmals Erwähnung gethan, diese artige Bustaben=Verwechselung hervor:

Fridericus et Louysa Sophia.

Per Anagramma:

His aderit ipsius coeli favor.

Ueber die vielen Anagramme, welche aus **Leopold** ersonnen wurden, siehe Rinck's Leopold I., 285.

245) Der gedoppelte Geist der Weissagung von dem fruchtbaren Königl. preußischen Cedernbaum, rufende, theils im Munde des Propheten Ezechiel, theils in der lehr= und trostreichen Predigt, welche bei der heil. Taufe Seiner Königl. Hoheit des durchlauchtigsten Chron=Prinzen in Preussen u. s. w., ein Weyland theurer Gottes=Lehrer aus Ezech. XVII. v. 22. vor XVIII. Jahren gehalten; nunmehro auf's neue bei der höchst gewünscht= und erfolgenden Gebuhrt eines Königl. Enkels und Prinzen von Oranien u. s. w., betrachtet und in poetischer Freyheit allerunterthänigst entworffen von R. Oe. Im Jahre 1707. den 29. September.

246) Ich erinnere an die Anekdote, welche Dohna in seinen Memoiren S. 155 von Cochius erzählt. Vgl. Stenzel, III. S. 7, welcher diese Erzählung mit der Bemerkung begleitet: „Das Andenken der Schmeichler mag verschwinden oder verachtet werden, das des Ehrenmannes im ehrenvollen Andenken bleiben."

247) Es findet sich in den „Neben-Stunden unterschiedener Gedichte.“ Berlin, 1708. S. 184 — 186, unterzeichnet: C. H. De.

248) Anspielung auf Jesaias Cap. II. V. 2.

249) Siehe den Zusatz am Schlusse dieses Kapitels.

250) Bei dieser Annahme gelangte man nothwendig dahin, mit Küster und Wilken das ganze Gedicht als einen lusus ingenii, wenn auch nicht gerade als ein unschuldiges „Spiel poetischer Geschicklichkeit und historischer Gelehrsamkeit, die Frucht einiger müssigen Stunden,“ sondern vielmehr als ein Werk boshafter Geschicklichkeit, (wie Wilken, ohne den Widerspruch zu merken, die Lehninschen Weissagung vorher bezeichnet) mit einem Worte, als eine Mystifikation ansehen, wohin auch Giesebrecht offenbar neigt, wenn er a. a. O. S. 407 in dem Vaticinium durchweg nur das Werk „eines Schöngeistes“ findet. Diese ganze Annahme schwebt in der Luft. Selbst eine entschiedene literarische Mystifikation ist nicht ohne einen bestimmten nachweisbaren Zweck. So hat Leibniz bei zwei sehr verschiedenen Gelegenheiten, das einemal in seiner Schutzschrift für den Pfalzgrafen von Neuburg behufs seiner Wahl zum Könige von Polen, das andere Mal in dem sogenannten Systema theologicum pseudonym und anonym die Sprache eines römischen Katholiken geführt, beide Male nicht aus Lust zu mystificiren, sondern um ernster und wichtiger Zwecke willen. — Als Weissagung von 400jährigem Alter ist das Vaticinium gewiß eine sehr dreiste Mystifikation; aber nicht ohne einen sehr ernsten, ja nach der Ansicht des fanatischen Verfassers heiligem Zweck: den endlichen Sieg des Katholicismus in Deutschland herbeiführen, wenigstens vorbereiten zu helfen.

251) In dem Mai- und Junistück der Präsenten von 1708 findet sich überdies unter der Ueberschrift: Brandenburgischer Helden-Saal, aus der Feder des Herzogs von Liefland, Curland und Semgalen, Friedrich Wilhelm, eine Darstellung der ruhmwürdigen Handlungen der brandenburgischen Regenten des Hauses Hohenzollern, welche mit Kurfürst Friedrich I. anfangen und mit König Friedrich I. schließen. Jeder dieser Fürsten führt sich in eigener Person redend ein. König Friedrich I. spricht:

> Was Churfürst Joachim zuvor hat wollen sagen,
> Es werde Brandenburg noch Königskronen tragen,
> Das hat des Himmels Gunst nunmehro dargethan,
> Da ich mit höchstem Recht die Krone führen kan.

252) Präsenten. Juli — Aug. 1708.

253) Ersten protestantischen Regenten des Hauses Brandenburg!

254) Z. B. in dem Gedichte: „Ueber die glückliche Wiederkunft Seiner Churfürstlichen Durchlaucht aus Niederland, den 24. Januar 1689 in Dero Residenz Berlin.“ Nachdem der Einfall und die Gräuelthaten des französischen Heeres in der Rheinpfalz geschildert sind, wird der Kurfürst von Brandenburg als der Retter Deutschlands geschildert:

> Nie schloß sich Griechenland in engre Brunst zusammen,
> Als Paris geiler Arm die Helena geraubt;
> Und Gallien soll sehn den Frevel seiner Flammen,

Der ihn mit schnödem Hohn und uns mit Ruhm umlaubt.
Es will der Himmel nun auch dessen Hochmuth stürzen,
Der mit Philippens Sohn nach mancher Welt gegeizt.
Umsonst wird er forthin mit Geld sein Lockaas würzen,
Es ist kein Falscher mehr, den sein Versprechen reizt.
So höhnt man seine Macht, die nur auf List gegründet:
Wenn sah er seinem Feind wohl redlich ins Gesicht:
Es ist kein andrer Arm, der Deutschland Helden bindet,
Als der, so gegen sie mit tück'scher Klinge ficht.
Nun geht es Mann vor Mann, Europa soll itzt schauen,
Wie noch das alte Blut in unsern Adern quillt,
Wir werden unsrer Sach' und dann dem Himmel trauen,
So wird gerechte Wuth, so wird der Feind gestillt.
Sieh auf Germanien, wie Brennens Adler eilet,
Und wie ein Vater-Trieb die muntern Federn schwingt;
Nicht hat ihn seine Mark, nicht Zeit, nicht Nutz verweilet,
Es ist ein schneller Flug, der dir die Keile bringt.
Die Keile, so die Gunst des Himmels selbst will führen,
Damit in Stücken er der Knechtschaft Bande schmeißt u. s. w.
(Nebenstunden, S. 178.)

255) Meinhold tadelt in seiner Ausgabe des Vaticiniums S. 115 an Gieseler, daß er Zitzwitz schreibt; es müsse Zitzewitz heißen. Ich habe vor mir das: **Compendium regulae fidei catholicae Veronianae a Nicolao a Ziswiz**, als Anhang zu **G. Forbesii Considerationes controversiarum etc. curante Jo. Fabricio. Francofurti a. M. 1707.** Vgl. damit Ludovici, Historie der Leibnitzischen Philosophie, II., §. 152.

256) Das Verzeichniß von Harenbergs zahlreichen Schriften enthält Adelungs Fortsetzung zum Jöcher.

257) Meinhold in seiner Ausgabe, S. 116, in der ihm eigenen Sprache: „Auch Fabricius war als Lügner bekannt, stritt sich in den synkretistischen Streitigkeiten ganze Werke vom Leibe, wurde überführt und in Folge dessen im Jahre 1712 als Emeritus entlarvt.“ Er citirt die **Acta Eruditorum** von 1729. p. 333. — Das Citat ist ungenau, ich habe an dieser Stelle nichts gefunden. Das Wesentliche dieses Handels ist nach archivalischen Urkunden im Zusammenhange dargestellt von W. Hoeck in: Anton Ulrich und Elisabeth Christine von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel. Wolfenbüttel, 1845. Zweiter Abschnitt, S. 94—136. „Fabricius (mit diesen Worten schließt die unerquickliche Erzählung von dessen Laufbahn) war noch im 83. Jahre seines Lebens — der Mann ohne Wahrheit. Wir haben das nicht erfreuliche, hier jedoch nothwendige Geschäft beendet, seinen Charakter — zum erstenmal urkundlich zu zeigen.“

258) **Leibnitii epist. ad diversos, ed. Kortholt, I, 485.** Fabricius schreibt an Leibniz vom 21. Nov. 1699: „**Nec possum satis praedicare viri humanitatem, modestiam, pietatem, doctrinam theologicam et desiderium pacis et concordiae inter dissidentes restaurandae.**“

259) Das: „Compendium regulae fidei catholicae Veronianae," dessen erste Ausgabe von 1699 den Titel führt: „Secretio eorum, quae sunt de fide catholica, ab iis, quae non sunt de fide." Gieseler führt S. 58. den Abdruck an, den J. A. Fabricius davon bereits 1704 in seiner: „Via ad pacem ecclesiasticam" veranstaltete. — D. Wolff rechnet es (S. 83) Gieseler zu einem großen Verstoße an, „daß er (in seiner Schrift, S. 83) den Abt Nic. von Zizwiz zum alleinigen Autor dieser Schrift machen wolle, dies sei durchaus unrichtig; eher könne Joh. Fabricius als der Verfasser angesehen werden; „ich glaube aber," setzt er hinzu," daß sie von Leibniz verfaßt worden ist," und so schreibt er im Texte Leibnizen jene Schrift geradesweges zu. Das kann doch nur eine bloße Vermuthung sein, welche jedoch durch urkundliche Belege vollkommen widerlegt, und so Gieseler's Angabe in allen Stücken bestätigt wird. Es reicht hin, daß Fabricius dem Abt von Zizwiz eine neue Ausgabe dieser seiner eigenen Schrift öffentlich zueignet, nachdem er ihn auf dem Titel als Verfasser genannt hat. Es geschah dies in dem Anhange zu dem von Joh. Fabricius zu Frankfurt a. M. 1707 herausgegebenen Guil. Forbesii († 1634), Episcopi Edenburgensis primi, Considerationes modestae et pacificae controversiarum etc. Ed. III. Accessit etiam Compendium Regulae Veronianae. Dieses hat folgenden ausführlichen Titel: Compendium regulae fidei Catholicae Veronianae ad ostendendum, quae sint, quaeque non sint de fide catholica et D. F. Veronii Regula a Nicolao a Zizwiz, abbate Huysburgensi etc. Secundum exemplar anni 1699, cui titulus erat: Secretio eorum, quae sunt de fide catholica, ab iis, quae non sunt de fide. Auf dem folgenden Blatte liest man: „Venerabilis atque illustris Praesulis, Compendii hujus Veroniani auctoris, Eruditioni, Pietati, Vigilantiae, Amori pacis, caeterisque eximiis et nobili Abbate dignis virtutibus novam hanc editionem, ipso quidem inscio, non tamen, uti spes est, invito, susceptam et curatam debito cum honore dedicat et quod ipsius erat reddit Editor, Zizwizianorum splendorum ac talentorum admirator et venerator sincerissimus." Brauchte es jetzt noch eines Beweises, daß weder Leibniz noch Joh. Fabricius, sondern Zizwiz allein der (anfangs nemlich anonyme) Herausgeber jener irenischen Schrift: Secretio eorum, etc. gewesen, so will ich noch die Stelle aus einem Briefe Leibniz's an Joh. Fabricius vom 29. October 1699 (Leibnit., Opp. V, 248) bald nach dem Erscheinen der Schrift hersetzen: „Libellus, cui titulus Secretio, perplacet. Vellem accessisset nomen autoris, locus impressionis et solita adprobatio, ita enim plus habiturus esset ponderis. Nunc erunt, qui haec suppressa in suspicionem habent, quasi ne apud suos quidem probetur. Neque enim omnia Veroniana sunt, sed quaedam aliunde corrogata," etc. Wäre auch nur der leiseste Grund vorhanden, jene Schrift auf Rechnung Leibnizen's zu setzen, so wäre es gewiß längst geschehen, da man daran ein vollkommenes Seitenstück zu dem sogenannten: Systema theologicum Leibnizen's gehabt hätte, welches so viel Aufsehen gemacht hat. Es ist aber schon von Interesse, aus dem angeführten Brief zu sehen, daß Leibniz dieser irenischen

Schrift, als Grundlage zur Vereinigung mit den Katholiken, damals seinen ganzen Beifall gab. — Wenn D. Wolff an demselben Orte von Leibniz sagt: „er bewirkte durch seinen Einfluß, den er an den Höfen zu Hannover, Braunschweig und Berlin hatte, daß nicht allein zu Helmstädt nur Synkretisten angestellt wurden, Joh. And. Schmidt 1694, Joh. Fabricius 1696, sondern auch bei den Universitäten Königsberg und Frankfurt a. d. O. in's theologische Professorat kamen," — so hat es nur bei Helmstädt seine Richtigkeit, bei den andern Universitäten dagegen ist es wieder eine hingeworfene Vermuthung, die durch nichts bewiesen und durch die Verhältnisse widerlegt wird. Bei Frankfurt a. d. O. namentlich hat der Verfasser außer Acht gelassen, daß die dortige theologische Fakultät, seit dem Uebertritt Kurfürsts Johann Sigismund zur reformirten Kirche, fast nur aus reformirten Mitgliedern bestand, und daß späterhin der große Kurfürst in dem Landtagrecesse vom 26. Juli 1653 nur so viel erklärte, „daß es zwar in favorem der getreuen Landstände in Gnaden bewilligt sei, einen lutherischen Professor daselbst anzunehmen,, doch nur unter der Condition, daß derselbe unter seiner Hand einen Revers ausstelle, worin er christliche Freundschaft mit seinen Collegen und Unterordnung unter die Statuten der theologischen Fakultät verspreche" u. s. w. (H. v. Mühler, Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg. Weimar, 1846. S. 131. 153.) Auf diesem Boden war mithin weder für Leibniz, noch für die synkratistischen Lutheraner etwas zu thun.

Uebereilt ist auch die gegen Gieseler von Wolff S. 112. gemachte Ausstellung, „als wäre nach ersterem Harenberg Probst des Carolinums gewesen (was ungereimt wäre), da es doch bei demselben keinen Probst gebe, indem jener sei Probst des St. Lorenz-Stiftes zu Scheningen gewesen." Aber Gieseler nennt Harenberg (S. 46.) ganz schlicht: „Probst und Professor am Carolinum." Jeder Unbefangene sieht doch, daß hier „Probst" als abgekürzter Titel gebraucht ist und mit dem Carolinum in gar keiner Verbindung steht.

260) Bei Ludovici a. a. O.

261) Vergl. meine Abhandlung: „Die Unionsversuche seit der Reformation bis auf unsere Zeit. Deutsche Vierteljahrsschrift. 1846." I. Heft. S. 89.

262) — qui liber . . legi meretur, utpote solide et modeste Protestantium partes defendens. Am Schlusse, unter den Addenda.

263) In der Leipziger Ausgabe der Weissagung von 1808 findet Gieseler eine merkwürdige Bestätigung des Harenbergischen Zeugnisses. Er hält nemlich „den anonymen Herausgeber für den letzten Bibliothekar der im Jahre 1804 aufgehobenen Abtei Huysburg und zweifelt nicht, daß dieser das Original von der Hand des Abtes Nik. von Zizwiz aufgefunden hatte." Mit der Voraussetzung von Zizwiz's Urheberschaft fällt diese ganze Combination von selbst.

264) Man muß zugeben, daß die von Wilken und Giesebrecht (a. a. O. S. 187: 446.) gegen die Autorschaft A. Fromm's hervorgehobenen Gründe nicht schlagend genug waren, um einen Versuch, Fromm wieder hervorzurufen, von vorn herein zu beseitigen. Beide nemlich gehen von der ganz irrigen

Voraussetzung dabei aus, der verkappte Prophet sei ein Protestant aus der Mark gewesen (nur daß Wilken F. M. Seidel, Giesebrecht Chr. H. Delven hinstellte); wobei sie durch die unrichtige Auffassung von v. 71., mit Bezug auf den Grafen Schwarzenberg, bestärkt wurden. Dieselben Gründe richten sich gegen jeden katholischen Convertiten, z. B. den von Gieseler wieder hervorgezogenen Abt Zizwiz und jeden Katholiken, namentlich einen österreichischen. Gieseler hat (S. 43.) Giesebrecht's aus dem Inhalte der Weissagung geltend gemachten Gründe für „bedeutend" erklärt, aber ohne zu erwägen, daß sie im voraus gegen ihn selbst gerichtet waren.

Wolff erzählt noch, S. 89: „Im Jahre 1812 sah ich bei meinem Lehrer, Dr. August Zeune in Berlin eine Handschrift der Weissagung, welche demselben, so viel ich mich erinnern kann, aus Ruppin (Fromm's Vaterstadt) mitgetheilt worden und welche nach seiner Ansicht um 1700 geschrieben war. Am Schlusse derselben standen von derselben Hand, welche das Ganze geschrieben hatte, folgende Verse:

Hae nugae somnique sunt scripta a Frohmo inique.
De log un de drohme het schreven de Andreas Frohme.

In diesen Versen, worin das Versmaaß der Weissagung lateinisch und plattdeutsch parodirt ist, findet Wolff wenigstens einen Beweis dafür, daß man frühzeitig und, wie es scheint, in Fromm's Vaterstadt sogar, gleich beim Auftauchen des jetzigen Textes diesen Mann für den Verfasser gehalten hat. Für die Sache wird damit nichts bewiesen; aber als die älteste, bisher nicht bekannt gewesene Spur einer Vermuthung dieser Art behält die Mittheilung des Verfassers ein literarisches Interesse.

265) **Et sequitur servus Domini mox fata protervus.** „Verworfener Sklav" ist jedenfalls zu stark.

266) J. W. C. Cosmar, Beiträge zur Untersuchung der gegen den kurbrandenburgischen Geheimen Rath Grafen Adam zu Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen. Zur Berichtigung der Geschichte unserer Kurfürsten Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm. Großentheils aus archivalischen Quellen geschöpft. Berlin, 1828. „Dem Andenken des unter Georg Wilhelm so mächtigen, dann seit fast zwei Jahrhunderten schwer verunglimpften Mannes (sagt Stenzel in der Geschichte des preußischen Staats, II, S. 24., mit Bezug auf das Cosmar'sche Buch über Schwarzenberg) ist erst vor wenig Jahren sein Recht geworden." — „Die Ehre und Unschuld des in allen Volksbüchern (leider nicht blos in Volksbüchern) über Brandenburgische Geschichte als schwarzen Verräther gebrandmarkten Grafen (schreibt K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, VI, 128) ist vollständig gerechtfertigt in dem Werke von J. W. C. Cosmar u. s. w. Wie lange wird es aber dauern, ehe diese Rechtfertigung in die neuern Schul- und Volksbücher Eingang findet? Das alte Zerrbild des Grafen ist für den geschichtlichen Partheigeist weit brauchbarer, als das richtige Urbild." Die Richtigkeit dieser Bemerkung bewährt sich noch viel schlagender auf dem Felde und Kampfplatze der Politik unserer Tage. Wie oft ist, bei der die Geister täglich mehr beschäftigenden Spannung zwischen Preußen

und Oesterreich, Graf Schwarzenberg in Reden und Zeitungsartikeln als Typus eines Verräthers hingestellt worden!

267) Cosmar, I. Abschnitt, S. 15—28. VII. Abschnitt.

268) VI. Abschnitt.

269) Von D. G. Pietsch, C. H. F. Stisser, J. P. Reinhard u. A.

270) IX. Abschnitt: Schwarzenberg's Katholicismus. S. 131—158.

271) Ebendas. S. 134. Der Kardinal Clesel (Khlesl) erklärte eines Tages, er habe in seinem Gefängnisse, auch zu Rom, erfahren, der Graf sei lutherisch geworden; und der Pfalzgraf zu Neuburg äußerte ihm 1631: man habe ihn in Verdacht, zu den Kalvinischen übergetreten zu sein!

272) S. 416—417. und zwar im Zusammenhange mit dem vorhergehenden Verse:

Dum nimium credit, miserum pecus lupus edit —

„er werde als der Wolf geschildert, der, während der Herr allzu viel traut, die arme Heerde zerfleischt" — was jedoch gewiß viel allgemeiner gefaßt werden darf.

273) Diesen Nebentitel gab nemlich Küster seinem Specimen March. litter. XX. von 1759, in welchem er M. F. Seidel auf so gezwungene Art als Propheten von Lehnin erklärt.

274) Siehe F. M. Pelzel, Böhmische, mährische und schlesische Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten. Prag, 1786. S. 96. Pelzel schöpfte, laut der Vorrede, aus den Handschriften der Jesuiten in Böhmen, seine Angaben sind daher ganz authentisch. Irrig ist es daher, wenn Nicolai (Pater Wolf, Neue Berliner Monatsschrift, II, 1799. S. 333.) ihn einen geborenen Unterthan des Kurfürsten, nemlich aus Westphalen, sein läßt, ein Irrthum, den Nicolai übrigens von Rinck (Leopold's Leben, I, 237) entlehnt zu haben scheint. Nicht besser kann die Angabe bei Stenzel, III, 104, und hienach in Sugenheim, Geschichte der Jesuiten in Deutschland, II, 231, bestehen, wonach Wolf ein „geborener Baron v. Lüdingshausen" gewesen wäre.

275) Pelzel, a. a. O.

276) Leopold's des Großen Leben und Thaten. Leipzig, 1709. I. S. 236.

277) Unter dem Titel: „Stella in oriente, hoc est, voluntas Dei ad prosequendum adversus Orientem sacrum bellum, bellicosissimam Polonorum gentem incitans. Varsaviae, 1685. 4.

278) S. den Stiftungsbrief der Universität vom 21. October 1702, in Kundmann's: Academiae et Scholae Germaniae praecipue ducatus Silesiae. p. 115. — „praeprimis ad promovendum honorem divinum et Religionis Catholicae incrementum" —

279) Nicolai, Pater Wolf, Neue Berliner Monatsschrift, Bd. II, 1799. S. 335. Nicolai schöpfte diese Notizen aus den Kronakten im Geheimen Staatsarchive, und wenn er auch das Gelesene erst später aus der Erinnerung niederschrieb, so war er überzeugt, die wesentlichen Umstände richtig behalten zu haben. Stenzel, III, S. 104. nennt statt Freitag den Grafen Lamberg, in dessen Gefolge Wolf als Geistlicher in Berlin gewesen; für das Wesen der Frage wäre diese Abweichung unerheblich. Beide Angaben lassen sich vielleicht

vereinigen, indem Graf Lambert ein Jahr vorher, Januar 1684, vom Kaiser an den Berliner Hof zum Abschluß eines Bündnisses abgesandt ward. (Puffendorf, S. 1144.) Wolf konnte den beiden kaiserlichen Gesandten nach einander zugegeben worden sein. Die Kronakten werden allein hierüber volles Licht verbreiten.

280) L. von Orlich, Geschichte des Preußischen Staats im 17. Jahrhundert, II, S. 513. Ueber seinen großen Einfluß auf die Politik Leopold's: Rinck, a. a. O. I, 233—234.

281) Der große Kurfürst, heißt es hienach, habe eines Tages in einer Unterredung mit Pater Wolff diesen aufgefordert, in Berlin ein Jesuiter-Collegium zu gründen. „Da müßten wir Engel und mehr als Menschen sein," habe Wolff erwiedert. Diese Aufforderung würde gerade in die Zeit oder kurz nachher fallen, als der große Kurfürst das Verbot an seine Unterthanen erließ, die Kinder in auswärtige Jesuiter-Schulen zu schicken. (1684.) Vgl. Arnold's Kirchengeschichte des Königreichs Preußen, S. 593. Stenzel, II, 471. Die ganze Sage bleibt charakteristisch für den allgemeinen günstigen Eindruck, den das Andenken des großen Kurfürsten in den Kreisen der Jesuiten hinterlassen hatte. (Möglich, daß der Kurfürst in einer Unterredung mit P. Wolff eine Aeußerung der Art scherzend hingeworfen hat.)

282) Nicolai hebt hervor, was auch neuere Geschichtschreiber (s. Stenzel, a. a. O., III, 105) bekräftigen, daß der alle Augenblicke erwartete Tod des Königs Karl II. von Spanien, und um so mehr diese Nachricht selbst, zu Gunsten der Kronangelegenheit Friedrichs III. den Ausschlag gab. Weiter unten führen wir die Thatsache an, daß Pater Wolf auf die Eröffnung des Erbfolgekrieges gegen Ludwig XIV. durch Leopold den größten Einfluß gehabt. So erklärt sich denn Wolff's Verwendung für die preußische Krone schon aus politischen Gründen hinlänglich.

283) Die hieher gehörige Stelle ist oben bereits angeführt.

284) Ich enthalte mich jeder Vermuthung, wie und durch welche Wege und Mittel eine Schrift, wie die Lehninsche Weissagung, im Geheimen an den Mann gebracht werden konnte. Dergleichen entzieht sich von selbst aller Geschichte. Was die Jesuiten im Allgemeinen betrifft, so weiß man aus authentischen Mittheilungen im 17. Jahrhundert, daß sie in allen protestantischen Ländern geheime Emissäre unterhielten, sowie sie unter gewissen Bedingungen selbst Akatholiken als weltliche Mitglieder sich affiliirten. Jüngere Glieder dieses Ordens wurden nach den protestantischen Universitäten des mittleren und nördlichen Deutschlands, z. B. nach Frankfurt a. d. O., Rostock, Wittenberg, Leipzig u. s. w., gesendet, und ließen sich daselbst als Studirende der Jurisprudenz und Medizin unter die Burschen einreihen. Aeltere Ordensglieder traten als Lehrer der neuern Sprachen an diesen Universitäten auf, u. s. w. (Siehe Sugenheim, a. a. O., II, 251—259.)

285) Die genauesten, aus dem Archive des ehemaligen Jesuiter-Collegiums, heutigen katholischen Gymnasiums zu Breslau, geschöpften Nachrichten hierüber findet man in August Wissowa's „Beiträgen zur Geschichte des

Gymnasiums, erste Abtheilung. (Jahresbericht u. s. w.) Breslau, 1843. 4." S. 11—12.

286) „in negotiis et obsequiis Augustissimi detentus," bei Wissowa, a. a. O.

287) Das Nähere bei Nicolai und Stenzel, a. a. O.

288) Rinck, Leopold's Leben, I, S. 237. „Er hat dem Kaiser am allermeisten zu dem jetzigen Kriege rathen helfen, da doch der größte Theil der geheimen Räthe solchen zu unterbrechen für gefährlich hielte." Vgl. Bd. II. S. 1301., wo gesagt ist, daß außer Wolf nur noch Prinz Eugen auf den Krieg gedrungen.

289) Heinrich Wuttke, die Versuche der Gründung einer Universität in Schlesien. Aus den Schlesischen Provinzialblättern. Breslau, 1831. Der Stiftungsbrief der Universität vom 21. October 1702 und das Einladungs-Programm P. Wolf's zur Einweihung der Universität vom 12. November 1762 stehen in J. C. Kundmann's: „Academiae et scholae Germaniae." p. 115—124.

290) Doch war er nicht Professor an der neuen Universität, wie K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, IX, 334., angiebt, vergl. C. A. Jung, Einige Nachrichten von dem Personale der Leopolds-Universität in Breslau in ihrem ersten Jahrhundert u. s. w. Breslau, 1803. S. 6.

291) Relation von dem kayserlichen Hofe zu Wien. Cölln, 1705. S. 99. hienach soll Wolf sich diese Strafe durch ungestüme Zudringlichkeit beim Kaiser in der Verwendung für einen seiner Begünstigten zugezogen haben.

292) A. a. O. S. 236.

293) Im Auszuge findet man diese Schilderung im Artikel Wolffs im Zedlerschen Univ. Lexicon. Ueber die Anfänge der Breslauer Universität hat Hoffmann von Fallersleben aus dem Steinbergerschen Tagebuche in der Schlesischen Zeitung Juli 1840 einige Auszüge mitgetheilt. Steinberger, ein eifriger Lutheraner, (vgl. A. Kahlert, Breslau vor hundert Jahren, 1840. S. V.) theilte den Widerwillen der meisten damaligen Bewohner Breslau's gegen die Jesuiten-Universität, und trug dies auf P. Wolff über, indem er bei der Schilderung einer akademischen Feier vom 15. Nov. 1705 von ihm „als dem Stifter dieses schädlichen Werkes" redet.

Wolffs Schriften stehen bei Pelzel a. a. O. Sie gehören zur Philosophie und Theologie. Seine Stella in Oriente, des Aufrufs der Polen zum Türkenkriege, ist oben schon gedacht worden. — Eine ausführliche Betrachtung ist dem P. Wolff, seinen Verdiensten und Werken, gewidmet in Sugenheims Geschichte der Jesuiten in Deutschland, II., 231 — 240.

294) Zufolge dem Briefe eines Ungenannten in der Göttinger Bibliothek, welchen Gieseler S. 23 im Auszuge mittheilt, namentlich in den Worten des Originals: quando quidem aula ipsa praesagio isti in arcanis habito plurimum tribueret. Diese Aeußerung wird hier dem damaligen Leibarzt und königlichen Rathe Spener, einem Sohne des berühmten Theologen, in den Mund gelegt.

295) Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften 1746. (Bd. III. 1. Stück. S. 127—129.)

296) Leibnitii opera philos. ed. Erdmann p. 449.

297) Ueber die Schwärmereien des Fräulein von Asseburg, einige zwischen der Churfürstin Sophie und Leibniz gewechselte Briefe, in den „Neuen Beiträgen zur Kenntniß und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens u. s. w." herausgegeben von J. C. Salfeld und J. P. Trefurt. Band II. Heft 2. S. 129—161.

298) Une resolution violente (in dem Abdruck a. a. O. S. 137 ist ein seltsamer Druckfehler: violette).

299) comme la prophétie est en effet l'histoire de l'avenir.

300) Remarques sur un petit livre traduit de l'Anglois intitulé: Lettre sur l'Enthousiasme. Leibnit. opp. V, 55.

301) Leibnit. opp. V, 564.

302) Prophetiae illae, quae dicuntur in vestustis repertae scripturis, ab illis fuere scriptae, qui vetera inter Gallos Anglosque bella in mente habebant. (Ueber Thomas Beverley und seine prophetischen Schriften siehe: Watt, Bibliotheca brittanica vol. I. p. 110.)

303) ad plebem animandum pia, ut vocant, fraude.

304) Es ist merkwürdig, daß es Leibnizens Vater war, welcher im Jahre 1651 einen Auszug aus Johan Lichtenbergers astrologische Weissagungen auf die Reformation, welche mit einer Vorrede Luthers herauskamen mit Anmerkungen, herausgegeben hat. S. Tenzels Monatliche Unterred. 1689. S. 848 ff. und den Europäischen Staatswahrsager S. 356. Die Bibliographen erwähnen sonst jener Schrift nicht.

305—306) licet me inter sapientes non numerem, setzt er bescheiden hinzu.

307) Opera philos. ed. Erdmann. p. 386. — In demselben Werke verdient das Kapitel über die Schwärmerei (de l'Enthousiasme. Livr. 4. chap. 19. pag. 406—409) mit Bezug auf unsre Frage die größte Beachtung. Namentlich gehört die Stelle zum Schlusse hierher über die Beweise der vorgeblichen göttlichen Inspiration bei den Neuern. Leibniz (welcher hier unter dem Namen Théophile spricht) bemerkt, daß es ohne besondere Wunder zur Beglaubigung der neuern Propheten und Inspirirten einen Fall gebe, wo diese Inspiration ihre Beweise mit sich führten. Dies wäre, wenn sie den Geist durch wichtige Entdeckungen irgend einer außerordentlichen Erkenntniß wahrhaft erleuchtete, welche über die Kräfte derjenigen Person gingen, die sie ohne äußere Hülfe erlangt hätten. (So z. B. wenn Jacob Böhme, nach der Behauptung mancher, wirklich Gold gemacht oder wenn Antoinette von Bourignon ihrem Anhänger, dem französischen Ingenieur Bertrand la Coste in Hamburg, wie dieser behauptet, seine mathematischen Entdeckungen eingegeben hätte.) Aber man sehe keine Beispiele eines beträchtlichen Erfolges dieser Art, ebenso wenig als von genauern Weissagungen (non plus que des prédictions bien circonstanciées), welche solchen Leuten gelungen wären. Hier

beruft sich Leibniz auf die Prophezeihungen der Poniatovia, des Drabitius und Anderer (im 17. Jahrhundert), welche der gute Comenius in seiner Lux in tenebris gesammelt (und die er dem Könige Ludwig XIV., als dem von Gott zur allgemeinen Weltherrschaft bestimmten Monarchen überschickt hatte) und die, obgleich sie sich als falsch erwiesen, so viel zu den Unruhen in den kaiserlichen Erblanden beigetragen und die, welche daran geglaubt, ins Unglück gestürzt hätten. Ragozky, Fürst von Siebenbürgen, habe, durch Drabitius getrieben, bei seiner Unternehmung gegen Polen, sein Heer, und darauf sein Land und sein Leben eingebüßt: der arme Drabitius sei noch lange nachher, als Greis von 80 Jahren, auf Befehl des Kaisers enthauptet worden. Nichtsdestoweniger gebe es noch immer (um das Jahr 1703) Leute, welche die alten, längst als falsch erwiesenen Prophezeihungen immer von neuem vorbrächten. „Die Geschichte ist voll von dem bösen Erfolge falscher oder schlecht verstandener Prophezeihungen, wie man sich aus der gelehrten und scharfsinnigen Abhandlung von Jacob Thomasius: De officio viri boni circa futura contingentia belehren kann. Es ist wahr (setzt L. hinzu), daß diese Ueberzeugungen zuweilen eine gute Wirkung machen und zu großen Dingen dienen: denn Gott kann sich des Irrthums bedienen, um die Wahrheit festzustellen oder zu erhalten. Aber ich glaube nicht, daß es so leicht erlaubt sei, uns eines frommen Betrugs zu einem guten Zwecke zu bedienen. Und was die Dogmen der Religion betrifft, so bedürfen wir keiner neuen Offenbarungen: es genügt, daß man uns heilsame Regeln aufstelle, um zu ihrer Befolgung verpflichtet zu sein, wenn gleich derjenige, welcher sie aufgestellt, kein Wunder thut; und obgleich Jesus Christus mit Wunderkraft versehen war, so verweigerte er doch zuweilen ein Wunder, jenem verderbten Geschlechte zu Liebe, welches Zeichen forderte, wann er nur die Tugend predigte, was schon durch die natürliche Vernunft und die Propheten gelehrt worden war."

308) Nemlich in einer Nachschrift zu des Vignolles's Bemerkungen über die Weissagung des Bruder Herman u. s. w. vom Jahre 1711 in Oelrichs Beiträgen. S. 328.

309) In der Allgem. Zeitschrift f. Geschichte. Bd. VI. S. 434.

310) S. 112 seiner Ausgabe des Vaticiniums.

311) Es ist Veit Dietrich aus Nürnberg († 1549), der Freund Luthers und Melanchthons, Verfasser kernhafter Kirchenlieder (vgl. Wachler, Handbuch III, 362).

312) Der von Giseler ausgesprochenen Vermuthung, „der Name des Einsenders war höchst wahrscheinlich ein angenommener," kann ich nur beipflichten. Herr Dr. Naumann, Herausgeber des Serapeum in Leipzig, dem ich die Frage vorlegte, erklärt sich ganz für diese Ansicht, „nicht blos, schreibt er mir, weil die ältesten Gelehrten hiesigen Orts, die ich befragt habe, sich eines solchen nicht zu erinnern wissen, sondern auch und namentlich, weil Joh. Georg Eck's Leipziger gelehrtes Tagebuch, Leipzig 1780—1807, das doch die Personalien jener Zeit ganz genau giebt, nicht die Spur von einem derartigen Namen hat."

313) Meinhold in seiner Ausgabe des Vaticin. S. 124.

314) Ich verweise der Kürze wegen auf die „Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen.“ Mit 39 bisher ungedruckten Dokumenten. Leipzig 1849. S. 72—100. „Binterim“. — Mögen endlich Gelehrte es unter ihrer Würde halten, ihre Behauptungen durch Argumente zu empfehlen, wie sie nur die Spekulanten auf des Volkes Leichtgläubigkeit gebrauchen; wie wenn ein so eben in den Zeitungen ausgebotenes und viel gekauftes magisches Buch sich auf ein in Frankreich 1522 gefundenes Manuskript beruft.

315) Am Schluß seines Aufsatzes: „Die Weissagung von Lehnin und Ch. H. Delven“ a. a. O. S. 476—478.

316) Er steht hinter Wilkens nachgelassenem Aufsatz „über das sog. vatic. Lehninense,“ a. a. O. S. 188—191, von seinem Sohne: Fr. F. A. Wilken.

317) Sie befindet sich in einem Sammelband von Schriften über das vatic. Lehnin. (aus der Oelrichs'schen Bibliothek. **Hist. Germ. IV. Brandenb.** 8°. 209 a).

318) Mitgetheilt von Friedemann in seiner Zeitschrift für die Archive Deutschlands. 2. Heft. 1847. S. 162—164.

319) Lehnin, die reichste Cisterzienser-Abtei der Mark, lag zwei Meilen von Brandenburg, zwischen Seen, die ihre Gewässer mittelst der Enster in die Havel ergießen. — Gieseler übersetzt: cum cura, kummervoll; was sich durch den lateinischen Sprachgebrauch nicht rechtfertigen läßt.

320) Die Regenten des Ascanischen Stammes, deren Lieblingskloster Lehnin war.

321) Chorin, Himmelpforte und Neuzelle waren Töchterklöster von Lehnin, sämmtlich unter den Ascaniern gestiftet. Später ging kein Tochterkloster von ihm aus.

322) Otto I. II. III. IV. V. aus dem Ascanischen Hause gehörten zu den tüchtigsten Fürsten der Mark.

323) Das baiersche Haus führte einen goldenen Löwen im schwarzen Felde, dann das ihm nachfolgende luxenburgische einen blauen Löwen im gelben Felde.

324) Unter Cerberus werden die drei Baiernfürsten in der Mark, Ludwig der Aeltere, Ludwig der Römer und Otto der Finner verstanden. — Der Kaiser Karl IV. überredete die Brüder Ludwig den Römer und Otto den Finner, daß sie ihm und seinem Sohne Wenzel gestatteten, die Erbhuldigung in der Mark entgegenzunehmen, unter dem Schwur, ihnen und ihren Nachkommen dadurch den Besitz des Landes zu sichern.

325) Die Luxenburger residirten nicht in der Mark, sondern regierten durch Statthalter, denen es an Kraft und Willen fehlte, die mächtigen Adligen, von denen die beiden Brüder, Dietrich und Johann von Quitzow, sich zu eigentlichen Herren in der Prignitz und Mittelmark erhoben, zu zügeln. Eine Schilderung dieser anarchischen Zustände liefert Klöden: „Die Quitzow's und ihre Zeit.“ Berlin 1836—37. 4 Thlr.

326) Friedrich I. erster Burggraf von Nürnberg, nunmehr Markgraf von Brandenburg, daher: „nach zwei Burgen“ genannt. († 1440.)

327) Friedrich II., mit den eisernen Zähnen, folgte in Gemäßheit des väterlichen Testaments, obgleich Johann der Alchymist sein älterer Bruder war, aber mit ausdrücklicher Bewilligung des letzteren (Wolff S. 147), so daß an eine gewaltsame Verdrängung nicht zu denken ist. Er trat 1470 die Regierung seinem Bruder Albrecht ab.

328) Albrecht Achill. † 1486. Im Jahre 1472 herrschte die Pest. Nach Wilken (a. a. O. S. 181) ist jedoch nur gemeint, daß Friedrich II. kurz vor seinem Bruder (tempore mortis) die Kurländer an seinen Bruder Albrecht abgab.

329) Giesebrecht merkt zu diesem Verse (a. a. O. S. 443) an, daß das Epitheton vir vanissimus auf eine mißverstandene Wendung im Cedernhain S. 391 beruht. „Und ist er der einzige gewesen, welcher sich nach Aeneae Sylvii Zeugniß rühmen dürfte, daß er niemals vom Pferde gestochen worden.“

330) Dieser Vers hat früher zu den fabelhaftesten Auslegungen Anlaß gegeben; das Rechte hat hier, meines Erachtens, zuerst O. Wolff (S. 150) getroffen, welcher schreibt: „Vers 40 bezieht sich auf den Krieg gegen Nürnberg und diese Stadt ist der mons, den Albrecht zu ersteigen dachte, aber bei Bruck (pons), eine halbe Meile südlich von Erlangen an der Rednitz, fast erschlagen worden wäre, als er, seiner Reiterei voranseilend, 800 Mann feindlicher Reiter ganz allein angriff, bis er zuletzt, aus vielen Wunden blutend, aufgehoben und nach Bruck gebracht wurde.“ Auch befehdete er sogar Väter der Kirche (patres), nämlich die Bischöfe von Würzburg und Bamberg. (Wilken a. a. O.)

331) Albrecht trat den Anmaßungen des Clerus kräftig entgegen, welcher noch bei seinen Lebzeiten ein Schmähgedicht auf ihn verbreitete, worin er mit — Pilatus, und die Geistlichkeit — mit dem leidenden Christus verglichen wurde. (Wolff S. 152.)

332) Johann Cicero, † 1499. Der mythische Ursprung des Beinamens Cicero, worauf dieser Vers anspielt, ist oben bereits angeführt, und als wichtiges Moment zur Kritik (nach Wolff) benutzt worden.

333) Dieser Vers enthält, nach Gieselers Bemerkung, (Vorrede IV.) eine Anspielung auf die, übrigens nicht authentische, Ermahnungsrede Johann Ciceros an seinen Sohn Joachim, wie sie in Rentsch's Cedernhain S. 434 gelesen wird.

334) Beide Söhne, nämlich Joachim I. und Albrecht, Kurfürst von Mainz, erhielten den Kurhut.

335) Elisabeth, Tochter Königs Johann von Dänemark, Gemahlin Joachims I., 1502 (geboren 1485) wandte sich 1523 der neuen Lehre zu. Sie entfloh vor dem Zorne ihres Gemahls 1528 nach Sachsen, lebte hauptsächlich zu Lichtenberg bei Pretten, ging viel mit Luther um und kehrte erst nach dem Tode des Kurfürsten 1535 in die Mark zurück, wo ihr Joachim II., ihr Sohn, den Wittwensitz in Spandau anwies, wo sie 1555 starb.

336) Joachim II., † 1571, welcher am 1. November 1539 öffentlich zur Reformation übertrat.

337) Johann Georg, † 1598. Giesebrecht erkennt in den beiden Versen 56. 57 eine Travestie der Charakteristik in Cedernhain S. 472: „Es ist aber dieser gottesfürchtige und fürtreffliche Fürst u. s. w."

338) Die Erklärung dieses Verses siehe oben Anmerk. 77.

339) Johann Georg starb zur Zeit einer Epidemie zu Berlin in dem von ihm vollendeten Schlosse.

340) Joachim Friedrich, † 1608. „Er wird natus in urbe genannt, weil ältere Historiker, z. B. Cerniticus, S. 83 angemerkt haben, daß er der erste Kurfürst von Brandenburg war, der in Berlin geboren worden, welches aber nicht richtig ist, da auch Joachim II. daselbst geboren." (Wolff S. 159.)

341) Es wird ihm hier ungerechte Härte gegen seine Kinder angedichtet.

342) Es wird angenommen, was aber nicht wahrscheinlich ist, daß Joachim Friedrich schon in Furcht gestanden, sein Sohn werde zur reformirten Kirche übertreten.

343) Johann Sigismund, † 1619.

344) Er erließ 1614 ein Edict, in welchem er den lutherischen Geistlichen das Schmähen gegen die Reformirten verbietet. Der Schlag ist die verhängnißvolle Ohrfeige, welche der Kurfürst bei einem Gelage in Düsseldorf im J. 1613 dem Pfalzgrafen von Neuburg ertheilte.

345) Georg Wilhelm, † 1640.

346) Graf Adam von Schwarzenburg. Dieser Vers ist oben S 123—127 erörtert worden.

347) Anspielung auf die Erwerbung Magdeburgs im Jahre 1680 unter dem großen Kurfürsten.

Die folgenden Verse sind im Gange der Untersuchung ausführlicheren Erörterungen unterworfen. Von dem achten Gliede an entzieht sich der Auslegung der geschichtliche Boden; eine große Inconsequenz ist es, wenn diejenigen, welche die Echtheit der ganzen Weissagung verwerfen, in einzelnen Dingen dennoch nach historischen Beziehungen der neuern und neuesten Zeit suchen; dies bleibe denjenigen überlassen, welche die Enderfüllung der Weissagung nahe bevorstehend glauben und erwarten.

Druck von E. H. Storch und Comp. in Breslau.

Inhalt.

Seite

1. Einleitung.......1
2. Das erste Auftauchen der Lehninschen Weissagung. — Der Geist des damaligen Zeitalters.......4
3. Aeußere Kennzeichen der Unechtheit.......8
4. Innere Kennzeichen der Unechtheit.......16
5. Zergliederung der Lehninschen Weissagung.......29
6. Die politische Seite und Tendenz der Weissagung.......61
7. Ein Gegenstück zur Lehninschen Weissagung.......83
8. Eine Travestie der Lehninschen Weissagung (P. Simon Speer).......93
9. Die neuesten Hypothesen über den Verfasser der Weissagung.......99
10. Pater Friedrich Wolff.......127
11. Leibniz über die Weissagungen seiner Zeit.......135
12. Text und Uebersetzung der Lehninschen Weissagung.......143
13. Anmerkungen.......165

Verbesserungen.

Seite		Zeile							
Seite	18.	Zeile	1.	von	oben	lies:	Ryssel,	statt:	Rüssel.
=	18.	=	15.	=	=	=	41.	=	14.
=	57.	=	2.	=	=	=	132.	=	182.
=	82.	=	11.	=	=	=	konnte	=	könnte.
=	86.	=	7.	=	=	=	Barthold	=	Berthold.
=	88.	=	3.	=	unten	=	193.	=	198.
=	142.	=	6.	=	oben	=	vaticinio	=	vatricinio.
=	193.	=	18.	=	=	=	dubito	=	dubilo.

= 200. Nr. 144. Z. 18 von unten ist folgender Satz ausgefallen: Als Verfasser dieser Denkschrift wurde im 17. Jahrhundert und wird bis auf diesen Tag bald der Reichs=Vicekanzler und kaiserliche geheime Rath Levin von Ulm, bald der kaiserliche Vicekanzler Lippoldt von Stralendorf genannt: als den eigentlichen Verfasser giebt der Herausgeber von 1718. seinen ungenannten Urgroßvater an, „welcher unter diesen beiden Staatsministern Geheimer Secretarius gewesen und von diesen seinen Vorgesetzten befehligt worden, ein Bedenken über diese Materie in ihrem Namen aufzusetzen, worüber derselbe „viel geheime Conferenzen mit dem Ehrwürdigen Pater Spr. (?) von der Soc. J. gehabt, als welcher ihm die meisten Poltzen gefiedert.“ .....







